Ray 212

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz,

Professor am Berlinischen Gymnasium.

Vierter Band.

Berlin,

bei August Mylius 1786.

WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Vierten Bandes erstes Stück.

Revision
der
drei ersten Bände dieses Magazins.

Da ich die in diesen drei ersten Bänden gesammleten Fakta überblicke, so finde ich die meisten unter der Rubrik **Seelenkrankheitskunde.**

Zur Seelenheilkunde, Seelenzeichenkunde, u. s. w. sind weit weniger Beiträge eingelaufen. — Es scheinet, als ob die Krankheiten der Seele schon an und für sich selbst, so wie alles Fürchterliche und Grauenvolle, am meisten die Aufmerksamkeit erregen, und sogar bei dem Schauder, den sie oft erwecken, ein gewisses geheimes Vergnügen mit einfließen lassen, das in dem Wunsche, heftig erschüttert zu werden, seinen Grund hat.

Allein dieß kann freilich nicht im mindesten die Absicht bei dem Studium der menschlichen Seele seyn. Es kommt hier drauf an, wie diesen Krankheiten abzuhelfen ist. — Man soll ihren Quellen und Ursachen nachforschen; man soll untersuchen, wie sie aus der Aufhebung des Gleichgewichts zwischen den Seelenkräften entstehen, und wie dieß Gleichgewicht am besten wieder hergestellt werden könne.

Ferner bemerke ich, daß die eingelaufenen Beiträge zur Seelenkrankheitskunde selbst, größtentheils auf Beschreibungen von verschiedenen Aeußerungen des Wahnwitzes hinauslaufen. Freilich ist der Wahnwitz wohl eine Krankheit der Seele, indem ich mir unter derselben die vorstellende Kraft denke, welche durch den Wahnwitz am meisten leidet; aber er ist doch bei weitem nicht die einzige Krankheit derselben. Es giebt deren unzählige, welche oft freilich nahe genug an Wahnwitz grenzen, aber weil man sie nicht dafür ausgegeben wissen will, das menschliche Leben oft gerade am meisten verbittern.

Es scheint als habe man sich durch den Ausdruck **Gemüthskrankheit** täuschen lassen, womit man im gemeinen Leben, was ich Seelenkrankheit nenne, zu bezeichen pflegt, und immer eine Art von Wahnwitz oder Melancholie darunter versteht.

Man hat sich noch nicht daran gewöhnt, den Geitz, die Verschwendung, die Spielsucht, den Neid,

Neid, die Trägheit, die Eitelkeit u. s. w. unter die Gemüths- oder Seelenkrankheiten zu rechnen, und auf specifische Mittel dagegen zu denken.

Dieß kömmt nun freilich wohl daher, daß derjenige, der eine solche Krankheit hat, gleich dem Schwindsüchtigen, immer am wenigsten glaubt, daß er sie habe. Und doch ist dieß freilich bittere Geständniß seiner Schwächen gegen sich selbst, gerade die angelegentlichste Sache bei der so nothwendigen Ausübung des γνωτι σ'αυτον (Kenne dich selbst) welches immer der Hauptpunkt bleibt, wohin sich alle Erfahrungen in Ansehung der menschlichen Seele vereinigen müssen.

Ich wünschte daher auf einige Gesichtspunkte Aufmerksamkeit zu erregen, wodurch der Beobachtungsgeist auf dasjenige hingelenkt würde, was unsre eigentliche Wohlfahrt am nächsten angeht, und wovon das eigentliche Glück unsres Lebens abhängt. —

Das eigentliche Glück unsres Lebens aber hängt doch wohl davon ab, daß wir so wenig, wie möglich, neidisch, habsüchtig, eitel, träge, wollüstig, rachsüchtig u. s. w. sind; denn alles dieß sind ja Krankheiten der Seele, die uns oft mehr, wie irgend eine körperliche Krankheit, die Tage unsres Lebens verbittern können.

Da nun das Wesen der Seele vorzüglich in ihrer **vorstellenden Kraft** besteht, so muß auch der Ursprung der Seelenkrankheiten, in irgend ei-

ner zur Gewohnheit gewordenen unzweckmäßigen Aeußerung dieser Kraft zu suchen seyn. Denn wenn ich hier z. B. von der **Trägheit** rede, so rede ich nicht von ihr, in so fern sie im Körper, sondern in so fern sie in der **vorstellenden Kraft** der Seele gegründet ist, und also auch durch eine beßre Lenkung derselben ihr wieder abgeholfen werden kann.

Eben so wenig aber, wie es dem Lahmen etwas helfen würde, wenn ich ihm sagen wollte, bewege dich — eben so wenig würd' ich dadurch auf den Trägen wirken, wenn ich ihm sagte: sei nicht träge, oder wenn ich ihm auch zu beweisen suchte, daß es unrecht sey, träge zu seyn.

Ich muß vielmehr der Ursach seiner Trägheit in irgend einer verwöhnten Richtung seiner vorstellenden Kraft nachspähen, und der vorzüglich entgegen zu arbeiten suchen.

Nun finde ich aber, daß dasjenige, was mich in Thätigkeit erhält, immer das **Zusammendenken von Ursach und Wirkung ist**, indem ich mir die letztere nur möglich denke, wenn die erstere vorhergegangen ist.

Ich schließe also, daß der Unthätige, der Träge seinen Geist verwöhnt hat, **Wirkung und Ursach gehörig zusammenzudenken.** Er denkt sich angenehme Wirkungen, ohne auf die Ursach oder die thätige Kraft Rücksicht zu nehmen, wodurch sie allein möglich gemacht werden können.

Mein

Mein Bestreben wird also dahin gehen, die Federkraft der Gedanken, den **gehörigen Ton** in den Vorstellungen wieder herzustellen, wodurch sie in die nöthige Verbindung gebracht werden, die dazu erfordert wird, wenn sie Handlungen veranlassen sollen. —

Ich werde die Vorstellungen von den Ursachen, in die Vorstellungen von den Wirkungen, die auf eine schädliche Weise voneinander getrennt waren, aufs neue wieder zu verflechten suchen.

Ohne dem Trägen jemals irgend einen Vorwurf über seine Trägheit zu machen, oder ihm nur den Nahmen Trägheit zu nennen, werde ich, so lange die Kur dauert, ihn in allem, was er um sich her erblickt, in allen Bequemlichkeiten, die er genießt, die Unmöglichkeit der Wirkung, ohne die Ursach, so lange bemerken lassen, bis seine vorstellende Kraft sich endlich selbst zu dieser immerwährenden **Richtung** im Denken wieder **gewöhnt**; so daß an irgend einer angenehmen Idee aus der Region der Vorstellungen von den Wirkungen, sich immer aus der Region der Vorstellungen von den Ursachen, die minder angenehme, wodurch jene allein wirklich gemacht werden kann, **unwillkürlich anschließt.**

So scheint es, daß der **Neid** vorzüglich in einem Mißbrauch der **vergleichenden Kraft** der Seele gegründet ist.

In einer zu großen Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der Dinge, ohne Rücksicht auf die Dinge selbst.

Statt daß ich also die Vorstellungen des Trägen mehr in Verbindung, in Wirkung und Gegenwirkung aufeinander zu bringen suche, muß ich die Vorstellungen des Neidischen, so lange die Seelenkur dauert, vom Morgen bis an den Abend, bei allen Gegenständen, die er um sich her erblickt, zu isoliren suchen. Ich muß ihn durch Uebung lehren, das, womit sich seine Denkkraft beschäftiget, ganz an und für sich, und in sich vollendet, ohne Rücksicht auf irgend etwas anders, zu betrachten. —

Die Habsucht scheint in einer Verwöhnung der vorstellenden Kraft zu liegen, **sich mit den Dingen außer sich zu oft zusammen zu denken;** wodurch man am Ende unfähig wird, die gehörigen Grenzlinien zwischen seinem Ich, und den nächsten Umkreisen desselben zu ziehen. Wo also die Anlage zu dieser Seelenkrankheit bemerkt wird, da kömmt es wohl vorzüglich darauf an, daß man der verwöhnten Denkkraft vom Morgen bis an den Abend, dadurch entgegen zu arbeiten sucht, daß man bei der Betrachtung aller äußern Gegenstände, die **Grenzlinie** zwischen denselben und unsrem Ich so genau wie möglich zieht. — Daß man ihren **abstechenden Unwerth** gegen das denkende Wesen immer auffallender macht. — Und die ganze Summe von Vorstellungen, die unter dem Haben begriffen

griffen sind, gegen diejenigen, die das **Seyn** in sich faßt, auf alle Weise zu schwächen und zu verdunkeln sucht.

Bei dem Verschwender, der sich selber nur zu sehr **genug** ist, sieht man leicht, daß man den ganz entgegengesetzten Weg wird gehen müssen.

Die vorstellende Kraft des **Wollüstigen ist zu sehr auf seinen Körper als Materie** geheftet. — Man lehre ihn unablässig den wunderbaren Bau und Zusammensetzung desselben, wodurch er zu Bewegung und Eindruck fähig wird, und die Einbildungskraft des Wollüstigen wird, wenn sie nicht in hohem Grade verderbt ist, gereinigt werden.

Die Eitelkeit entsteht aus einer Verwöhnung unsrer Denkkraft, wo wir unser eignes **Ich** nicht nur zum **Gegenstande**, sondern auch zugleich zum **Zweck** unsres Denkens machen. Wir können und müssen unser eignes **Ich** nothwendig zum **Gegenstande** unsres Denkens machen, wenn wir je in die Natur unsres Wesens tiefer eindringen wollen; aber ein edles Gemüth wird doch vorzüglich zu dieser Aufmerksamkeit auf sich selber angespornt, um auch andern dadurch nützlich zu seyn. — Der eitle Mensch hingegen denkt nichts, als sich, und denkt sich, und alles übrige, was er denkt, auch bloß um **seinetwillen**. — Er ist immer der Mittelpunkt von allem. —

Dieser Verwöhnung der Denkkraft wird vielleicht am besten durch ein zweckmäßiges Studium der Geschichte und Astronomie entgegengearbeitet werden können. — Diese Seelenkrankheit ist übrigens vielleicht am schwersten zu heilen; sie ist zu sehr in das Innerste des Menschen verwebt; man müßte ihn gleichsam aus sich selbst herausreißen. — Wenn die Kur nicht gefährlicher wäre, als die Krankheit, so würde man sie vielleicht noch am ersten unterdrücken können, indem man bei einem sehr eitlen Menschen die vergleichende und Verhältnisse beobachtende Kraft der Seele vorzüglich zu erwecken suchte, wodurch aber wieder der **Neid** als eine neue und gefährlichere Seelenkrankheit verursacht werden würde.

Doch, ich breche für jetzt hier ab, um mich an alle Erzieher, Eltern, Lehrer und Prediger mit der angelegentlichsten Bitte zu wenden, doch auf ihre **besondern Methoden**, wodurch es ihnen gelungen ist, oder noch gelingt, irgend einer Seelenkrankheit, als Eitelkeit, Trägheit, Neid u. s. w. bei ihren Zöglingen, Freunden, oder Untergebnen, entgegen zu arbeiten, aufmerksam zu seyn, und diese **Methoden** zum Besten der Menschheit in diesem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde bekannt zu machen, welches doch nun einmal eine Veranlassung zur Mittheilung von dergleichen gemeinnützigen Bemerkungen seyn kann,

die

die gewiß für jedermann wichtig und lehrreich seyn müssen.

Der Wahnwitz ist doch immer größtentheils mit in dem Körper gegründet, und wird oft durch Mittel geheilet, die vorzüglich auf den Körper wirken. — Er kann also nicht der Hauptgegenstand der Erfahrungsseelenkunde seyn, sondern es kömmt vorzüglich auf die Natur unsrer vorstellenden Kraft, auf die Abweichungen und die gehörige Art des Einlenkens derselben an, wenn dieß Studium so nützlich seyn soll, als es doch wirklich seyn kann.

In dem ersten Stück des ersten Bandes finde ich nun unter der Rubrik zur Seelenkrankheitskunde folgende Personen aufgestellt:

Gottfried Friese, ein Mensch, der in seinem 24sten Jahre starb, ohne eigentlich gelebt zu haben, weil er nie in seinen Leben einen Strahl vom Menschenverstande bekommen hatte. — Ob es mehr dergleichen Personen geben mag? darauf sollte man doch aufmerksam seyn! —

Johann Matthias Klug, ein Mann, der die Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange, Weltweißheit und Geschichte verstand, und weil er glaubte, gegen die Religion des Königs von Preußen ein Buch geschrieben zu haben, sich sein ganzes übriges Leben hindurch, in eine Stube einsperrte. — In seiner Familie war etwas tief melancholisches, und er hatte viel mit dem Kopfe arbeiten müssen. — Merkwürdig ist der Umstand, daß er sich alle

Morgen seine Träume aufschrieb. — Wenn die Ideen, die man in Träumen gehabt hat, nicht gehörig wieder verdunkelt werden, sondern mit denen, die wir im Wachen haben, gleiche Kraft erhalten, so muß nothwendig eine Unordnung in der vorstellenden Kraft, eine Art von Wahnwitz daraus entstehen — und wer weiß, ob nicht jeder Wahnwitz zum Theil mit daher seinen Ursprung haben mag. Die Aufmerksamkeit des Herrn Klug, womit er seine Träume des Morgens aufschrieb, war gewiß eine Ursach mehr seinen Wahnwitz fortdauernd zu erhalten, so wie es ihm vielleicht zuerst geträumt haben mag, daß er das Buch, was er sich gegen den König von Preußen geschrieben zu haben einbildete, wirklich gedruckt sahe, und nun alle die fürchterlichen Folgen davon befürchtete, die ihn bewogen, sich lebenslang auf seine Stube einzusperren.

Der Musquetier, **Friedrich Wilhelm Mayer**, welcher im höchsten Lebensüberdruße, da er sich durch die Ermordung eines andern selbst den Tod zuziehen wollte, doch noch **reflektirt** zu haben gestand, ob er an der Krankenwärterin, die ihn geschimpft hatte, den Mord verüben solle, um sich **zugleich zu rächen**, oder an seinem noch schlafenden **unschuldigen** Kammeraden, den er also, da er gerade keine Sünde that, umbringen wollte. — Die Verzweiflung muß erstaunlich weit gehen, wenn sie solche kaltblütige Reflexionen zuläßt. —

Chri-

Christian Philipp Schönfeld, ein spanischer Weber in Berlin, bei dem die **Traumideen sich auch so stark mit den Wahrheitsideen vermischten**, daß er die ungeheuren Schätze, von denen ihm des Nachts geträumt hatte, wirklich gehoben zu haben glaubte, und also in Ansehung dieses Punktes völlig wahnwitzig wurde.

Christian Gragert, ein Gensd'armes in Berlin, der durch das fleißige lesen des **Propheten Daniels** dahin gebracht wurde, daß er sich in den Kopf setzte, Wunder thun zu können. — Es kömmt alles auf die **Gewöhnung** der Gedanken an. Auch der beste Kopf, der sich in die lektüre von Wundern zu lange vertiefte, würde vielleicht am Ende unterliegen, wie vielmehr denn ein Mensch, der sich nie zu denken gewöhnt hat. — Merkwürdig würde aber eine Sammlung von Beispielen seyn, was eine eingeschränkte und oft wiederhohlte lektüre auf das ganze Gedankensystem für einen Einfluß haben kann.

Der Kindermörder Seibel, welcher aus lebensüberdruß ein Kind ermordete, das er zu dem Ende vorher viele **Gebete** und **Sprüche** aus der Bibel lehrte, um es recht fromm zu machen, ist in seiner Art ein sehr merkwürdiges Beispiel. Der **Lebensüberdruß** scheint eine eigne Seelenkrankheit zu seyn, welche wohl vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, da sie so entsetzliche Wirkungen hervorbringt.

Bei dergleichen Faktis wird es also vorzüglich darauf ankommen, daß man den verschiedenen Quellen des Lebensüberdrusses nachzuspüren sucht. Ich werde diejenigen Beiträge von der Art, welche etwa künftig einlaufen möchten, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes unter eine eigne Nebenrubrik zu ordnen suchen, worunter nun auch alle Geschichten von Selbstmördern gehören. Diejenigen, welche mir etwa künftig dergleichen mittheilen wollen, ersuche ich, doch ja so viel Umstände, wie möglich, von der Erziehung, Lebensart und Umständen der Personen beizubringen, welche durch den Selbstmord sowohl ein Gegenstand des Mitleids, als der Aufmerksamkeit der Nachgebliebnen geworden sind.

Ein Aufsatz vom Herrn Jördens, wo derselbe von einer sonderbaren Wirkung erzählt, welche der Ausdruck und die Vorstellung vom Schlage gerührt seyn auf seine Einbildungskraft machte, kann auch noch mit zur Seelenkrankheitskunde gezogen werden: denn Herr J... gesteht selbst, daß zu wenige Abwechselung in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen und eine zu einförmige Lebensart seinen Geist für Ausartungen der Einbildungskraft empfänglicher gemacht hätten, und daher jene Vorstellung eine so außerordentliche Obergewalt in seiner Seele gewinnen konnte, daß sie dieselbe eine Zeitlang mit den schrecklichsten

Bil-

Bildern des Todes anfüllte, und seinen Zustand dadurch höchst traurig machte.

Es kann wohl keine wichtigere Frage in der Seelenkunde geben, als die, **wie man eine Idee herrschend machen, und eine herrschende Idee wieder unterdrücken könne;** daher mehrere dergleichen und noch mehr detaillirte Erfahrungen, wie die von Herrn J... gewiß von großen Nutzen seyn würden.

Was aber die Träume des Herrn J... sowohl als des Herrn D. Knape betrift, welche von pag. 70 bis 84 des ersten Stücks des ersten Bandes dieses Magazins stehen, so ist, alles was von diesen Träumen eintraf, zugestanden, das Wunderbare und Auffallende davon, doch wohl mehr anscheinend, als wirklich.

Daß nehmlich dem Herrn D. K. träumte, es sey des folgenden Tages, Mittags gegen zwölf Uhr, wo gewöhnlich die Lotterie gezogen wurde, war schon ein Umstand, der eben so leicht von ihm geträumt werden, als am andern Tage eintreffen konnte, da seine Gedanken schon den Tag über sich mit der morgenden Lotterie beschäftiget hatten.

Daß gerade um die Zeit der Hofapotheker, bei dem er sich damals aufhielt, zu ihm herunterschickte, und ihm sagen ließ, daß er heraufkommen solle, war ein sehr gewöhnlicher Umstand, der ihm oft mochte geträumt haben, was Wunder nun, daß

er

er ihm gerade auch einmal in dieser Verbindung träumte.

Daß ihn derselbe zu dem Auktionskommissarius Mylius schickte, um zu fragen, ob dieser die kommitirten Bücher erstanden habe, gründet sich wahrscheinlich auf die Erinnerung an einen vorhergehenden Auftrag, den er wegen dieser Bücher schon an den Auktionskommissarius bekommen hatte. Und der Umstand, daß der Hofapotheker zu ihm sagte, er solle bald wieder kommen, kann sich sehr leicht auf eine Gewohnheit desselben gründen, immer das baldige Wiederkommen einzuschärfen; oder kann auch durch den Wunsch, länger Zeit zu haben, veranlaßt seyn, weil dem Herrn K. einfiel, sobald er seinen Auftrag ausgerichtet sogleich nach dem Generallotterieamte zu laufen, und zu sehn, ob seine Nummern herauskommen würden.

Dieß letztere würde ihm auch bei jedem andern Auftrage, den ihm der Hofapotheker hätte geben können, eingefallen seyn. — Was Wunder, daß unter hundert Träumen, die Herr K. vielleicht von der Art gehabt haben mochte, einmal diese beiden Umstände, daß er zum Auktionskommissarius Mylius geschickt wurde, und von da nach dem Generallotterieamte ging, im Traume und in der Wirklichkeit zusammentrafen?

Vielleicht konnte sogar der **Wunsch**, da ihn der Hofapotheker rufen ließ, daß er doch möchte in der Gegend des Generallotterieamts an der Jä-

ger-

gerbrücke verschickt werden, die Vorstellung von dem Auktionskommissarius Mylius hervorrufen, der wahrscheinlich unter den Leuten, wohin er geschickt zu werden pflegte, dem Lotterieamte noch mit am nächsten wohnte.

Der Umstand, daß er nun hier die gewöhnliche Zurüstung, und eine ansehnliche Menge Zuschauer fand, (die Lotterie wurde damals noch auf öffentlicher Straße gezogen) und daß er dem Weisenknaben die Augen verbinden sahe, will nun gar nichts sagen. Denn das mußte ja wohl immer eintreffen, so oft ihm von der Lotterie träumte.

Der Umstand scheint nun freilich merkwürdiger, daß gerade, da er hinkam, die Zahl 60 vorgezeigt und ausgerufen wurde, welches er für eine gute Vorbedeutung hielt, weil es eine von seinen Nummern war, und daß dieß am folgenden Tage buchstäblich so eintraf. —

Daß er aber wünschte, man möchte eilen, damit er sähe, ob seine beiden Nummern 60 uud 22 herauskämen, ist wieder ein sehr unbedeutender Umstand, wenn er gleich eintraf; denn was war natürlicher, als dieser Wunsch, da ihm einmal geträumt hatte, er solle bald wieder zu Hause kommen, der Hofapotheker warte auf die Antwort.

Daß ihm nun aber träumte, seine beide Nummern wurden gezogen, war ja weit natürlicher, als daß ihm das Gegentheil hätte träumen sollen. — Die Phantasie ist ja in Träumen sich selbst gelassen,

warum

warum soll sie sich nicht schaffen, was sie wünscht, da es in ihrer Macht stehet; wenn sie bei gesundem Körper ungehindert wirkt, pflegt dieß auch gemeiniglich zu geschehen. — Und unter hundert malen, wo dem Herrn K. geträumt haben mochte, daß seine Nummern herauskämen, wäre es ja wohl fast ein Wunder gewesen, wenn sein Traum nicht ein einzigesmal hätte eintreffen sollen.

Daß er nun zuletzt sagte: ich habe nicht länger Zeit, nun mögen sie ziehen, was sie wollen, und dann zu Hause ging, war ja wohl das natürlichste Resultat aus dem Vorhergehenden. Wenn alles Vorhergehende eintraf, so mußten ja nothwendig auch diese Worte eintreffen, er mochte sie nun bloß denken oder wirklich sagen.

Daß ihm aber den andern Morgen der Traum noch so deutlich vorschwebte, und daß er sogar die Erfüllung desselben ordentlich abwartete, läßt sich sehr gut aus der Begierde erklären, womit Personen, die in die Lotterie gesetzt haben, zuweilen dem Zeitpunkte ihrer Ziehung entgegen sehen. Diese Personen pflegen auch gemeiniglich sehr lebhaft zu träumen, und sich ihrer Träume sehr deutlich zu erinnern, weil sie sich gewöhnt haben auf Träume zu bauen, wie Herr K. auch vielleicht in seiner Kindheit mochte gethan haben. —

Da ich mich einmal auf die Erklärung der Träume eingelassen habe, so will ich noch einen Traum, welcher im ersten Stück des dritten Bandes steht,

heraus-

herausheben, um zu sehn, in wie fern sich die Entstehung sowohl als die anscheinende Erfüllung desselben aus wahrscheinlichen und natürlichen Gründen zeigen läßt.

Ueber einen Aufsatz im ersten Stück des dritten Bandes dieses Magazins mit der Ueberschrift: Eine Unglücksweissagung.

Bei dem Traume des Herrn Pastor U.. ist sogleich der Umstand sehr zu merken, daß er mit seinem Freunde sehr oft zusammen kam, und dieser vier Wochen vor seinem Ende immer von seinem sehr nahe bevorstehendem Tode zu sprechen pflegte.

Ja, daß ihn derselbe sogar eines Tages seinen Leichentext und verschiedene Umstände von seinem Lebenslauf, die dem Herrn Pastor U.. noch nicht bekannt waren, brachte, weil dieser ihm, der Gewohnheit gemäß, die Leichenrede halten sollte.

Nichts war ja wohl natürlicher, als daß dem Herrn Pastor U.. unter den Umständen von dem Tode seines Freundes träumen mußte, und eben so natürlich war es, daß ihm von einer gewaltsamen Todesart desselben träumte, da noch gar kein Anschein einer Krankheit bei ihm zu spüren war, und er also, wenn seine Ahndungen eintreffen sollten, nothwendig eines gewaltsamen Todes sterben mußte.

Daß nun aber die Einbildungskraft des Herrn Pastor U. . sich gerade scheugewordene Pferde dachte, wodurch der Tod seines Freundes bewirkt würde, folgte eben so natürlich, weil dieß, in Ansehung eines Mannes, der sich, wie sein Freund, der ein Prediger war, so weniger Gefahr auszusetzen pflegt, das nächste war, wornach seine Phantasie greifen konnte, da er ohnedem vielleicht schon gehört hatte, daß die Pferde seines Freundes sehr rasch, oder vielleicht gar schon eher einmal scheu geworden waren. —

Daß ihm nun aber unmittelbar darauf träumt, er sey in dem Hause seines Freundes, wo er eine ziemliche Anzahl verschiedner aus der Gemeinde findet, die ihren Prediger, der bei allen in großer Achtung stand, mit vielen Thränen beklagten; dieß will gar nichts sagen: es war der natürliche Gang der Einbildungskraft, so wie der natürliche Gang der Dinge, und wenn das erste in der wirklichen Welt geschahe, so mußte auch das zweite in der wirklichen Welt aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgen; indem ein gewaltsamer Tod immer weit mehr Menschen, als ein natürlicher Tod, in der Wohnung des Verstorbenen zu versammlen pflegt. —

Daß nun freilich dem Herrn Pastor U. . träumte, wie der Körper seines Freundes auf einem Tische lag, und wie man an dessen Kopfe sehen konnte, daß er damit auf einen spitzigen Zacken gefallen sey, der durch den ganzen Kopf gedrun-

drungen, und bei der Schläfe wieder herausgekommen war, ist ein Umstand, der freilich merkwürdiger scheinet, allein der Herr Pastor sagt nicht, ob derselbe genau eingetroffen sey — und gesetzt, man erinnert sich auch eines Traums noch so deutlich, so ist doch bei der anscheinenden Erfüllung desselben gemeiniglich noch etwas zurückgeblieben, dessen man sich dann erst erinnert, und wo sich denn die Erinnerung mit der wirklichen Sache oft so sehr zu verschwimmen pflegt, daß es gar leicht ist, eines mit dem andern zu verwechseln. —

Nun bleibt freilich noch immer die Frage, warum stellte sich der Traum denn gerade an dem Morgen des Tages ein, da das Unglück geschahe? Gewiß war es keine andere Ursache, als weil der Herr Pastor U.. von seinem Freunde die Nachricht erhalten, daß derselbe an dem Tage eine kleine Spatzierfahrt nach der H.. machen würde, und ihn selbst dahin eingeladen hatte.

Da also die Besorgniß für seinen Freund schon einmal die Einbildungskraft des Herrn Pastor U.. erhitzt hatte, so war dieß ja wohl die natürlichste Veranlassung, wodurch die schon seit längerer Zeit gesammelten Bilder in derselben zum Ausbruch kamen, und sich in das Ganze eines Traums zusammenfügen mußten.

Eine eigentlich nicht hieher gehörige Frage ist die: wie kam es denn, daß die Ahndung des Freundes des Herrn Pastor U.. so genau eintraf?

Fürs erste kann man nicht sagen, daß sie genau eintraf, denn sie ging, wie es bei vielen Menschen geschiehet, auf sehr etwas Allgemeines und Unbestimmtes, auf einen nahe bevorstehenden Tod — die Art des Todes und die eigentliche Zeit desselben war auf keine Weise in dieser Ahndung mit begriffen.

Und nun ein paar Worte über das Eintreffen der Ahndung! — Ein Mensch, der seit einigen Wochen mit nichts, als dem Gedanken eines nahen Todes umgeht; der übrigens in seinem Körper noch keine Spur einer eigentlichen Krankheit bemerkt; der also seinen ihm so nahe bevorstehenden Tod nothwendig von einer **äußern Ursache** erwarten muß; dem also in jeder kleinen Gefahr, die ihm droht, das Bild des nahen Todes vorschwebt, kann der wohl bei irgend einer Gefahr Gegenwart des Geistes genug behalten, um sich gehörig dabei zu nehmen? wird er nicht vielmehr, da er doch nun einmal glaubt, es sey sein Schicksal jetzt zu sterben, sich lieber ohne alles Widerstreben in den Abgrund hinabziehen lassen, dem er doch nun einmal nicht glaubt entgehen zu können, und vor dem die Furcht noch schrecklicher, als das Schreckliche selber ist? — Auf diesen Umstand sollte man aufmerksamer seyn, und man würde vielleicht finden, daß traurige Ahndungen, die man sich in den Kopf gesetzt hat, weit öfter **Ursachen als Vorbedeutungen** des Todes sind.

Indes

Indes kann es nicht fehlen, daß ein Traum, der zufälliger Weise auf die Art eintrift, eine ganz besondre Wirkung auf die Seele thun muß. — Die Grenzlinien zwischen Wahrheit und Traum scheinen wegzufallen; man glaubt, man träume noch wachend.

Nichts ist daher natürlicher und wahrer gesagt, als die Worte der Frau des Herrn Pastor U.., da sie die Nachricht von dem Tode seines Freundes hörte: „Ists möglich, einen solchen Traum, der mir heute schon so viel Angst und Sorgen gemacht hat (der Herr Pastor U.. hatte ihn ihr gleich beim Aufstehen erzählt) schon erfüllt zu sehen! — wir träumen heute wohl alle —, und wollte Gott, wir träumten, so hätten wir unsren Freund noch! —“

Diese Bemerkung, dieser Wunsch, wie tief sind beide im Innersten der Seele gegründet! —

Zuletzt bemerkt der Herr Pastor U.. noch, daß in dem Hause seines verstorbenen Freundes nicht einmal eine Veränderung des Anzuges bei mehr als hundert Personen anzutreffen war. — Vermuthlich, weil die Personen größtentheils Bauern waren, die immer ziemlich gleich gekleidet zu seyn pflegen, und weil die übrigen, da sie sich zu einem solchen Besuch nicht werden angeputzt haben, wahrscheinlich ihre gewöhnlichen Kleider trugen, worin sie der Herr Pastor U.. sonst im Wachen gesehen hatte, und also auch kein Grund vorhanden war, daß er sie im Traume hätte anders

sehen sollen. — Ueberdem ist es schwer, die Kleidung von hundert Menschen, wovon einer träumet, so genau im Gedächtniß zu behalten.

Wie die Traumideen sich mit den Wahrheitsideen vermischen können, davon stehen pag. 53 im ersten Stück des ersten Bandes dieses Magazins, unter der Ueberschrift **wachender Traum**, ein paar sehr merkwürdige Beispiele.

Ueberhaupt ist das Kapitel von den Träumen in der Seelenlehre, ohngeachtet seiner Wichtigkeit, noch zu wenig bearbeitet. Man hat noch zu wenige Erfahrungen darüber gesammlet, und diejenigen, welche man gesammlet hat, sind größtentheils schon mit einen gewissen Vorurtheil von ihrer bedeutenden Kraft niedergeschrieben worden.

Es verlohnt aber wohl der Mühe zur nähern Kenntniß dessen, was in uns denkt, auch auf seine Träume aufmerksam zu seyn. Jeder Traum, den wir haben, er scheine so unbedeutend wie er wolle, ist im Grunde eine merkwürdige Erscheinung, und gehört mit zu den Wundern, wovon wir täglich umgeben sind, ohne daß wir unsre Gedanken darauf richten.

Daß ein Mensch, wenn sein Körper in völliger Unthätigkeit da liegt, und alle Zugänge der

Sinne

Sinne verschlossen sind, wodurch uns sonst die immerwährende Fluth von Ideen zuströmt, dennoch sieht, und hört, und schmeckt, und fühlt, ohne doch wirklich zu sehen, zu hören, zu schmecken, und zu fühlen, ist gewiß eins der sonderbarsten Phänomene in der menschlichen Natur, und der, welchem es unter allen Sterblichen zum erstenmale begegnet wäre, hätte es nothwendig für ein unbegreifliches Wunder halten müssen.

Da dieß Wunder so alltäglich geworden ist, scheint das Träumen eine so unbedeutende Sache zu seyn, bei der es nicht der Mühe verlohnt, mit seinen Gedanken zu verweilen; oder wer noch mit seinen Gedanken dabei verweilt, der thut es größtentheils aus unedlen und eigennützigen Absichten, oder aus einer kindischen Neugierde in Ansehung dessen, was ihm künftig begegnen wird.

Der Weise macht den **Traum** zum Gegenstande seiner Betrachtungen, um die Natur des Wesens zu erforschen, was in ihm denkt, und träumt; um durch den Unterschied zwischen Traum und Wahrheit die Wahrheit selbst auf festere Stützen zu stellen, um dem Gange der Phantasie und dem Gange des wohlgeordneten Denkens bis in seine verborgensten Schlupfwinkel nachzuspähen.

Jeder Traum, dessen man sich zufälliger Weise mit mehrerer Deutlichkeit erinnert, kann zu dergleichen Untersuchungen Stoff hergeben.

Ich werde daher künftig eine eigne untergeordnete Rubrik, in der Rubrik zur Seelennaturkunde, zu einer Sammlung an sich merkwürdiger, oder durch Reflexionen merkwürdig gemachter Träume bestimmen. Für jetzt genug hievon!

Beispiele des Lebensüberdrusses.

Sind im zweiten Stück des ersten Bandes die Geschichte des **Musquetiers Daniel Völkners**, die pag. 10, und des **Inspektors Johann Peter Drieß**, die pag. 18 steht.

Bei dem ersten war der Lebensüberdruß höchstwahrscheinlicher Weise durch **überspannte Vorstellungen von der Glückseligkeit eines künftigen Lebens** entstanden, die ihm das für eine hochgespannte Phantasie freilich eben nicht reitzende Leben eines gemeinen Soldaten eckelhaft und abgeschmackt machten. Um sich nun also ohne Selbstmord, wodurch er der Seligkeit verlustig zu werden glaubte, der Bürde dieses Lebens zu entledigen, ermordete er ein unschuldiges Kind, mit dem festen Gedanken sich dann noch vor seiner Hinrichtung wieder zu bekehren, um auf die Weise doch noch Gnade wieder zu erhalten. Er hatte also auf eine recht politische Art sich zugleich die Befreiung

freiung von diesem, und die gewisse Erlangung eines bessern Lebens zu verschaffen gesucht.

Ob nicht Lebensüberdruß bei so manchen Personen bloß aus dieser Ursach entstehen mag? — Ob nicht vielleicht eine große Anzahl Menschen dem Märtyrertode thörichter Weise entgegen eilten, weil ihre von Scenen des künftigen Lebens erhitzte Phantasie ihnen dieß Leben schaal und abgeschmackt machte.

Dieß sollten doch Prediger wohl erwägen, die sich oft so gern in reitzenden Schilderungen der Freuden des Himmels verlieren, ohne auf die schwachen Gemüther Rücksicht nehmen, denen sie dadurch alle die Freuden dieses Lebens, die sie sonst genießen könnten, zum Eckel machen. Sie sollten doch den Blick ihrer Zuhörer immer mehr auf dieß Leben heften, und ihnen das künftige Leben immer nur in ganz nothwendiger Verbindung mit diesem schildern.

Bei dem Inspektor Drieß war der Lebensüberdruß oder vielmehr die Sterbensbegierde aus einer ganz von jener verschiedenen Ursach entstanden. — Er affektirte nehmlich, ein Freygeist und starker Geist zu seyn, und wollte sich zu Tode hungern, um Stärke des Geistes zu zeigen.

Er wollte von den Großen bemerkt seyn — und sobald er seinen Endzweck erreicht zu haben glaubte, indem ihn der Prinz Heinrich persönlich besuchte, so war er auf einmal von seinem rasenden

Entschluß, sich todt zu hungern, wieder hergestellt, und fand sich glücklich; da er aber merkte, daß man seine thörichte **Eitelkeit** bemerkt hatte, und sein ganzes Betragen für **Affektation** hielt, wie es denn auch wirklich war — so wurde er aufs neue wieder rasend, nicht darüber, daß er wirklich ein so eitler und schwacher Mensch **gewesen**, sondern daß er andern so **vorgekommen** war, und in dieser letzten Raserei, da er nun keinen Ausweg wieder zu **glänzen** mehr vor sich sahe, rennte er mit dem Kopf gegen die Wand, und stieß sich das Gehirn entzwei — ein erstaunliches Beispiel von einer unbegrenzten Eitelkeit, die man beinahe in ihrer Art **groß** nennen könnte, wenn sich **Eitelkeit** und **groß** zusammen denken ließe.

Wie sehr wünschte ich, daß mir jemand von der **Erziehung** und den **vorhergehenden Schicksalen** dieses **Inspektor Drieß**, bei dem ein sonst ungewöhnlicher Hang zur Eitelkeit solche entsetzliche Wirkungen hervorbringen konnte, mehrere authentische Nachrichten mittheilen möchte!

Hier sind also zwei Beispiele: **Lebensüberdruß aus überspannten Phantasien von der Glückseeligkeit eines bessern Lebens und Lebensüberdruß aus Eitelkeit.**

Zu der Geschichte **Daniel Völkners** steht eine Parallel im dritten Stück des ersten Bandes pag. 28 mit der Ueberschrift: **Geschichte eines Selbstmords aus Verlangen seelig zu werden.** —

Die

Die Herrnhuterin, von der hier die Rede ist, muß sich nicht solche Gewissensscrupel, wie Daniel Völkner, in Ansehung des Selbstmordes gemacht haben. — Sie wählte, um **heimzugehen**, den 17ten May; ein Tag, der ein großer Festtag bei der Brüdergemeine ist — und hatte sich mit einem Messer eine große Oefnung in die Seite des Unterleibes gemacht, wahrscheinlich um die **Seitenwunde** des Heilands nachzuahmen; denn kurz vorher hatte sie immer die Worte von sich hören lassen: **In deine Wunden mein Heiland, Ja?** — Ja! das letztere **ja** war dann die Antwort des Heilandes gewesen, mit dem sie sich in den kindisch frömmelnden Ausdrücken der Herrnhuter auf die Art noch kurz vor ihrer That unterredete. — Da sie nun immer kränklich und bettlägerig war, so mußte ihr freilich dieß Leben, das sie sobald mit einem weit bessern, wovon ihre Phantasie erfüllt war, vertauschen konnte, sehr lästig werden.

Einer der merkwürdigsten Beiträge zu dem Kapitel vom Lebensüberdrusse ist der eigne Aufsatz eines Selbstmörders unmittelbar vor der That niedergeschrieben, welcher ebenfalls im dritten Stück des ersten Bandes pag. 32 steht.

Der **Hofgerichtsassistenzrath Clooß**, von dem sich dieser Aufsatz herschreibt, ist ein merkwürdiges Beispiel des Lebensüberdrusses **nicht aus Eitelkeit, sondern aus Stolz.**

Seine

Seine Geschichte kontrastirt daher auf eine sehr edle Art gegen die Geschichte des **Inspektor Drieß.** Eine Schwäche im Denken, die ihn unfähig machte, seinem Amte gehörig vorzustehen, und deren er sich selbst mehr als zu sehr bewußt war; die Furcht, daß diese immer zunehmende Schwäche ihn dereinst gänzlich unbrauchbar machen, und er dadurch der Welt und seiner Familie zur **Last** werden würde, war die Ursach, daß er **mit aller Kraft des Nachdenkens und der Ueberlegung** den Entschluß faßte, seinem Leben ein Ende zu machen. —

Die vortrefflichen Reflexionen des **Herrn Regierungsrath Glave,** über diesen Vorfall, erschöpfen den Gegenstand so vollkommen, daß ich nichts mehr hinzufügen darf. — Nicht leicht aber wird man **Stolz** und **Eitelkeit** auffallender gegeneinander kontrastirt finden, als wenn man die Beispiele dieser beiden Selbstmörder des **Assistenzrath Clooß** und des **Inspektor Drieß** zusammenhält.

Im ersten Stück des zweiten Bandes pag. 13 findet sich wieder ein neues Beispiel von einem Kindermörder aus **Lebensüberdruß.**

Man sieht diejenigen, welche aus Furcht vor der Sünde des Selbstmords, und vor den Verlust der Seeligkeit, der darauf steht, nicht dazu schreiten, und doch ihres Lebens loß seyn wollen, werden gemeiniglich Kindermörder. Davon finde ich hier nun schon das dritte oder vierte Beispiel.

Der

Der **Lebensüberdruß** vertilgt also zwei Menschen, statt daß er sonst nur einen vertilgt haben würde. Und gemeiniglich pflegt er diese Wendung bei **geringen Leuten**, die nur einen sehr eingeschränkten Ideenkeim haben, zu nehmen.

Die Kindermörder in den vorhergehenden Beispielen waren **gemeine Soldaten**, und dieser letztre war ein **Raschmachergeselle**, welcher häufige Beängstigungen hatte, die er oft durchs **Gebet** zu vertreiben suchte. — Alle die Kindermörder, von denen noch die Rede gewesen ist, haben fleißig **gebetet.**

Bei diesem war bloß die Furcht, zur Arbeit zugleich untauglich zu werden, (denn wenn er seine Beängstigungen bekam, so rissen ihm immer viele Fäden) **das**, was ihn bewog, durch Ermordung eines Kindes seinem Leben ein Ende zu machen.

Wenn du doch nicht mehr wärst! fiel ihm plötzlich ein, allein er wollte sich nicht selbst vom Leben zum Tode bringen, sondern es mußte ihm wohl bequemer scheinen, vom Leben zum Tode gebracht zu **werden.** Er hatte nicht den Muth, seinen Tod selbst zu **bewirken**, sondern **nur**, ihn zu **veranlassen.** — Nicht sowohl die Begierde nach den Freuden des Himmels, als vielmehr die entsetzliche Furcht vor einem qualvollen Leben, schien seinen Mordentschluß zur Reife gebracht zu haben.

Noch ein Beispiel einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem Tode, und damit verknüpften **Lebensüberdrusses** bei einer **Frau**, die durch ein vielleicht zu **hartes Zureden** des Predigers im **Beichtstuhle**, durch **verschiedne biblische Sprüche**, und ein **schwärmerisches Lied**, das sie sang, sich in dem Kopf setzte, sie **habe einen Beruf zu sterben**, und sie wolle und müsse sterben, wobei **ihre Blicke wild** und **ihre Mienen bitter ernsthaft waren** — ein merkwürdiger Umstand, der die nothwendige Stimmung der Seele bei allen denen, die im eigentlichen Verstande sterben **wollen**, auszudrücken scheint. — Bei dieser Frau kam aber freilich auch körperliche Krankheit dazu, Sie ist nachher völlig wieder hergestellt worden. — Hier ist also wiederum ein Beispiel des Lebensüberdrusses aus blosser **religiöser Schwärmerei.**

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 3 finde ich noch ein Beispiel vom **Lebensüberdruß**, das sich auf die **äußre Lage** zu gründen schien, worin sich die Person, welche die Bürde des Lebens abwarf, befand.

Es war eine junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, bis in ihr 23stes Jahr von einer Schwärmerin erzogen; ihr **Mann kam ihr zu gleichgültig vor; sie war denen**, die sie umgaben, lästig, weil sie weder Geschicklichkeit noch Aufmunterung

genug

genug hatten, sich in die abwechselnden Launen einer eigensinnigen nervenkranken Person zu schicken.

Sie hätte müssen aus ihrer Verbindung eine Zeitlang herausgerissen werden, um mit vernünftigen und aufgeklärten Leuten Umgang zu haben; dann wäre ihr vielleicht zu helfen gewesen.

Man sieht auch hier, daß die **überspannte schwärmerische Phantasie**, welche von Kindheit auf bei ihr genährt war, und in die ihr Mann seinem Temperamente nach, gar nicht mit einstimmen konnte, die vorzüglichste Ursach zum Lebensüberdruß bei ihr gewesen ist. — Wie eckel mußte ihr eine Welt werden, wo im nächsten Cirkel, der sie umgab, ihr alles so kalt, so untheilnehmend, so unempfindlich schien.

Unter der Ueberschrift: **ein neuer Werther**, steht noch im zweiten Stück des dritten Bandes pag. 115 ein Beispiel des **Lebensüberdrusses**, welcher vermuthlich in einer lächerlichen **Eitelkeit** des jungen Menschen, der sich erschoß, gegründet war. —

Denn er hatte alles so eingerichtet, daß der Selbstmord recht **brillant** werden sollte. Er hatte sich noch vorher balbiert, einen neuen Zopf gemacht, und sich rein angezogen; dann hatte er Werthers Leiden pag. 218 aufgeschlagen auf den Tisch vor sich hingelegt.

Er wollte aber auch die That nicht ohne Zeugen verrichten, sondern da man des Morgens seine

Thüre

Thüre eröfnete, stand er mit fliegendem Haar, in einer völlig tragischen Stellung da, hielt sich die Pistole, grade so wie das Muster, das er nachahmete, über das rechte Auge, drückte loß, und stürzte nieder.

Der junge Mensch schien nun einmal **glänzen** und eine Art von **großer Rolle** spielen zu wollen, sollte es auch mit Verlust seines Lebens seyn.

Dieß Beispiel verdient gewissermaßen neben das von dem **Inspektor Drieß** gestellt zu werden.

Also **Lebensüberdruß** aus **Eitelkeit**, aus **Stolz**; aus **überspannter Begierde nach der Glückseeligkeit eines künftigen Lebens**; aus **religiöser Schwärmerei**; aus **Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt, im Kontrast gegen die idealische Welt, die man sich selbst gebildet hat** — dieß sind die verschiednen Arten des Lebensüberdrusses, worauf durch die angeführten Beispiele die Aufmerksamkeit gelenkt wird. —

Diese Krankheit der Seele, die im höchsten Grade unnatürlich und gewaltsam ist, scheint mit sehr schnellen Schritten vorwärts zu gehen, und alsdann gemeinlich zu einem fürchterlichen Ausbruche zu kommen. — Es ist also wohl der Mühe werth, darauf zu denken, wie man ihr gleich im Anfange, sobald man die erste Spur davon entdeckt, vorbeugen, ihre Fortschritte hemmen,

und

und die entflohne Lebensluſt allmälig wieder erwecken können! -- Heilungsmethoden dieſer Krankheit werden alſo immer ein vorzüglicher Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde ſeyn.

Da ich mich nun bei der Reviſion dieſes Magazins eine Weile bloß mit den Krankheiten der Seele beſchäftigt, ſo erregt dieß natürlicher Weiſe meine Aufmerkſamkeit in ſehr hohem Grade auf die eingelaufnen Beiträge

Zur Seelenheilkunde.

Allein es ſcheinet, als habe man dieſen wichtigſten Theil der Erfahrungsſeelenkunde gerade noch am allerwenigſten in Erwägung gezogen. —

Ich will daher auf einige Geſichtspunkte aufmerkſam zu machen ſuchen, welche bei dieſer Kunſt, die noch mit ſo unſicherem Schritten geht, vielleicht einigermaßen zum Leitfaden dienen können.

So wie bei der Heilung der körperlichen Krankheiten die vorzüglichſte Regel iſt, **daß man die Natur beobachte, ihren Abſichten nicht entgegenwirke, ſondern ihre Thätigkeit zu lenken ſuche** — ſo ſcheint dieß ebenfalls bei der Heilung der Seelenkrankheiten eine der erſten Regeln zu ſeyn.

Das Verhältniß aller der von Kindheit auf geſammleten Ideen gegeneinander macht die individuelle Natur der menſchlichen Seele aus.

Was dem Körper die Nahrungssäfte sind, daß ist der Seele der immerwährende Zufluß neuer Ideen, wovon einige sich nach innern gewissen Reitze oder disponierenden Ursachen festsetzen, andre wieder verfliegen.

Der Mensch scheint vor den Thieren die Kraft zu haben, den Zufluß seiner Ideen selbst bestimmen, ihn auf gewisse Weise an- und ableiten, die Schleusen zuzuziehen und nach Gefallen wieder öfnen zu können. —

Diese Kraft wird aber zuweilen durch den Andrang der zuströmenden Ideen gehemmt, wenn in den Ideen, die schon in der Seele sind, das gehörige Gleichgewicht aufgehoben wird, und diese alsdenn auch ihre widerstehende Kraft verlieren.

Das Wesen der Seele besteht in der Thätigkeit, so wie das Wesen des Körpers in der Ausdehnung.

Was Hunger und Durst bei dem Körper sind, daß ist der Thätigkeitstrieb bei der Seele.

Durch diesen wird sie zur immerwährenden Veränderung und Vermehrung ihrer Vorstellungen angetrieben.

Diesen Thätigkeitstrieb also gehörig zu lenken, oder wenn er erschlafft ist, ihn wieder herzustellen, ist ein Hauptgegenstand der Seelenheilkunde.

Wenn

Wenn nun dieser Thätigkeitstrieb eine unrechte Richtung genommen hat, so entstehet dadurch eine Unordnung, oder Disharmonie in den von Kindheit auf gesammleten Vorstellungen; ein mißbilligendes Gefühl; wovon etwas ähnliches bei dem Körper statt findet, sobald der Nahrungstrieb sich gleichsam verfangen hat.

Von einer Krisis bei der Heilung der Seelenkrankheiten, wo die beßre Natur wieder die Oberhand gewinnt, hat man bisher noch wenig oder nichts bemerkt. — Aber daß bei den Seelenkrankheiten eben eine solche Krisis statt findet, ist gewiß, und der eigentliche Seelenarzt wird sie sicher bemerken.

Die frömmelnde Phantasie ist auf etwas von der Art gefallen, daß im philosophischen Sinn genommen, gewiß eben nicht so unvernünftig ist. — Es muß nehmlich bei den Bekehrungen der so genannten Frommen immer ein gewisser Durchbruch statt finden, welcher mit der Krisis, die nothwendig bei den Seelenkrankheiten statt finden muß, viel Aehnliches hat.

Ueberhaupt hat sich jene frömmelnde Phantasie, ohngeachtet der unrechten Richtung, die sie genommen, doch noch weit mehr mit dem innern Seelenzustande beschäftiget, als die gewöhnliche Moral und Pädagogik.

Man hat doch dort den innern Seelenzustand eines Menschen seiner Aufmerksamkeit noch würdig gefunden, und ordentlich gewisse Epochen angenommen, nach welchen die allmälige Heilung des Seelenkranken erfolgen mußte. —

Man scheint dabei nach einem dunkeln Gefühl dem ganzen Proceß bei der Heilung körperlicher Krankheiten gefolgt zu seyn. —

Der **Krankheitsstoff** mußte durch die Traurigkeit der Seele über ihr Sündenelend gleichsam **zubereitet**, und alsdann durch die heftigsten Angriffe der Reue und Buße, durch die größte Seelenzerknirschung **ausgestoßen** werden, worauf dann erst der **Durchbruch** oder die wohlthätige Krisis erfolgte, die nun der Krankheit ein plötzliches Ende machte.

O, es giebt gewiß sehr viele, die diese wohlthätige Krisis empfunden haben, indem sie von Lastern und Ausschweifungen auf den Weg der Tugend wieder zurückkehrten. —

Möchten diese doch, **wenn auch ohne Nennung ihrer Nahmen**, zum Besten der Menschheit, die geheime Geschichte ihrer Verirrungen und ihrer Wiederkehr zum Guten in diesem Magazine zur Erfahrungsseelenkunde mittheilen; und sagen, wie es zuging, daß entweder ihre eigne beßre Natur sich wieder emporarbeitete, oder was für einen Weg irgend ein Freund, der ihr Helfer

und ihr Seelenarzt würde, zur Heilung ihrer Krankheit mit ihnen einschlug!

Im dritten Stück des ersten Bandes pag. 102 steht ein Beitrag zur Seelenheilkunde, von einem ehemaligen Hypochondristen, welcher zum Beweise dienet, wie sehr wir über die durch Bücher und Umgang zuströmenden Ideen wachen müssen, wenn man die Seele, in der das Gleichgewicht der Ideen gegeneinander schon einmal gelitten hat, in einem gesunden Zustande erhalten will. — Dieser Beitrag ist ein wahres Seelenrezept für Hypochondristen, dessen sich schon Personen, die ich kenne, mit Nutzen bedient haben. —

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 129 steht ein merkwürdiges Beispiel, wie Zuchthäuser zu wirklichen **Besserungshäusern** gebraucht werden können, von einem Schuster, der dadurch, daß er beständig geschäftig und in Arbeit erhalten wurde, von den Lastern, die er vorher an sich hatte, gänzlich geheilt ward, und nachher noch ein wohlhabender Mann ward, der bei jeder guten Mahlzeit, die er that, auf die Gesundheit seines würdigen Zuchtmeisters im Raspelhause trank. — Solche Beispiele sollte man doch mehrere sammlen, um dadurch aufmerksamer auf diesen wichtigen Gegenstand zu werden. — In jenem Zuchthause war dafür gesorgt, daß bei den Strafbaren die Hoffnung

nung nie erlöschen konnte, und das Fleiß und Ordnung und gesittetes Betragen bemerkt wurden.

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 70 steht ein ähnliches Beispiel: Ein von dem verstorbenen Hofrath Akermann in Hanover gestiftetes Armenhaus hatte nehmlich durch seine Einrichtung einen so glücklichen Einfluß auf die Verbesserung der Gemüther, daß ein Bettelknabe, der in dasselbe aufgenommen war, und dessen Denkungsart durch eine lange Gewohnheit zu betteln schon einen sehr hohen Grad von Niederträchtigkeit angenommen hatte, nach einiger Zeit, da er anfing, mit seinem Zustande zufrieden zu werden, die edelsten Gesinnungen der Großmuth und Dankbarkeit äußerte.

Noch einige Aufsätze die Seelenheilkunde betreffend, stehen im ersten Stück des dritten Bandes von pag. 115 an. Der erste ist ein Brief von einem unstudierten Manne, der ohngeachtet des Schwärmerischen und Sonderbaren im Ausdruck mit vieler Naivität geschrieben ist; übrigens aber nicht sowohl ein Beitrag, als vielmehr nur einige Bemerkungen, die Seelenheilkunde betreffend, enthält. — Er räth nehmlich unter andern, daß der Seelenarzt eine Art Metastasis bei den Seelenkrankheiten solle zu bewirken suchen. — Der Seelenarzt muß bei den Kranken, wo die Gedanken

immer

immer viel zu sehr auf einen Gegenstand hingeheftet sind, die Ideen zu vervielfältigen suchen — der Seelenarzt darf auch nicht einmal den Schein eines Arztes von sich blicken lassen, u. s. w.

Ein anderer Beitrag zur Seelenheilkunde, welcher unmittelbar auf diesen folgt, ist die Heilung eines jungen Menschen **von einen unglücklichen Hang zum Theater.** — Bei diesem jungen Menschen ging wirklich am Ende der Kur eine Art von Krisis vor. — Allein er hat nachher wieder Recidive bekommen. —

Im zweiten Stück des dritten Bandes pag. 15 steht unter der Rubrik zur Seelenkrankheitskunde ein Aufsatz mit der Ueberschrift: **Genesungsgeschichte eines Jünglings von einem dreimonathlichen Wahnwitz,** welcher auch gewissermaßen mit zur Seelenheilkunde gezogen werden kann; wenigstens grenzen körperliche und Seelenheilkunde hier so nahe aneinander, daß die Grenzlinie zwischen denselben kaum zu bemerken ist. —

Der kleine Aufsatz zur Seelenheilkunde, welcher noch im dritten Stück des dritten Bandes pag. 27 stehet, enthält einige vortreffliche Bemerkungen. Dieser Aufsatz schreibt sich von der **Madam Reiske** her, welche die Sache gerade in dem rechten Gesichtspunkte genommen, und bei der Beschrei-

bung einiger Seelenkrankheiten zugleich sehr merkwürdige Winke zu ihrer Heilung mitgetheilt hat.

Bei einer Person, die sehr lebhaft träumte, und bei der sich die Traumideen vermuthlich mit den Wahrheitsideen vermischt hatten, so daß sie dieselben nicht mehr voneinander unterscheiden konnte, entstand dadurch zuletzt eine Art von Wahnwitz. —

Sie bildete sich nehmlich ein, mit ihrem Mann die Ehe gebrochen zu haben, und gerieth darüber in eine Art von Raserei. —

Die Madam R.. ließ sie endlich bei ihrer Meinung, die ihr niemand auszureden vermochte, und erinnerte sie an die religiösen Begriffe von Vergebung der Sünde und Heiland — allein die Verzweiflung über die eingebildete Sünde blieb noch immer da, bis die Madam R.. ihr sagte: Wenn wir keine Sünde gethan hätten, brauchten wir ja auch keinen Heiland. — So unrichtig und schädlich diese Vorstellungsart nun in anderer Rücksicht seyn mag, so that sie doch hier eine vortreffliche Wirkung, um die Seelenkranke von der Verzweiflung zu retten. — Diese Worte schlugen wie ein wohlgewähltes Arzneimittel bei ihr an, und von der Zeit fing sie an, ruhiger zu werden, arbeitete fleißig, und wurde völlig wieder hergestellt.

Die Madam R.. zieht hier das vortreffliche Resultat:

Daß

Daß man schwermüthigen Leuten nicht widersprechen, sondern nur ihre Aufmerksamkeit, gleichsam als von ohngefähr, auf etwas ihnen neues zu richten suchen müsse.

Möchte doch die Anwendung dieser Regel bei schwermüthigen Personen häufiger beobachtet werden! — dieß ist doch nun eine wirklich erprobte Erfahrung, und die Madam R.. liefert noch ein Beispiel von der Art, daß nicht minder merkwürdig ist: es gelang ihr nehmlich bei einem jungen Frauenzimmer, die täglich des Nachmittags Anfälle von Wahnwitz hatte, diese Anfälle, so oft sie den Versuch machte, durch **Erweckung ganz neuer Ideen**, aufzuhalten, da man ihr sonst nur immer Sprüche aus der Bibel und Liederverse vorgesagt hatte, die sie selbst schon auswendig wußte, und wodurch sie gar nicht aus dem Kreise ihres gewöhnlichen Denkens herausgerissen wurde.

Die Madam R.. suchte ihr Begriffe vom Bauen unter dem Wasser, vom Weltgebäude, von Geographie, kurz von lauter **ihr bisher ganz unbekannten Dinge** beizubringen, und dieß fesselte die Aufmerksamkeit der Kranken so sehr, daß sie jedesmal glücklich über die Stunden des Wahnwitzes hinwegkam.

Noch ein merkwürdiges Beispiel, wie **nahe die körperliche und Seelenheilkunde aneinander gränzen**, ist auch die psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D.

Markus Herz, welche im zweiten Stück des ersten Bandes pag. 44. steht.

Zur Seelenzeichenkunde.

Sind nicht so viele Beiträge, wie ich gewünscht hätte, eingelaufen; und doch ist dieß einer der wichtigsten Theile der Erfahrungsseelenkunde.

Die **Nebeneinanderstellungen jugendlicher Charaktere** vom **Herrn Seidel** und **Herrn Müller** sind noch das einzige, was hierüber geliefert ist.

Im zweiten Stück des ersten Bandes pag. 110 sind drei jugendliche Charaktere nebeneinander aufgestellt, welche ziemlich genau detaillirt sind.

Allein diese Nebeneinanderstellungen werden freilich dann erst vorzüglich nützlich werden, wenn das Tagebuch über die fernere Entwickelung dieser Charaktere fortgesetzt, und sie dann bis in ihre Jünglings- und männlichen Jahre verfolgt werden könnte.

Es giebt doch viele Schullehrer, die Konduitenlisten von ihren Untergebnen halten. — Wenn nun ein solcher Mann lange im Amte ist, so müßte er vortreffliche Bemerkungen über die Entwickelung der Charaktere machen können, indem er zwischen dem Betragen irgend eines Menschen, als Knabe und Jüngling auf Schulen, und als Mann in Geschäf-

schäften, als Ehemann und Hausvater Vergleichungen anstellte.

Der Rektor der Schule, wo der berühmte Thomson seinen jugendlichen Unterricht genoß, hatte immer schon gesagt, in dem jungen Menschen steckt etwas! und freuete sich nachher sehr, daß seine Prophezeiung eintraf. — Er hätte vielleicht aus dem Schulleben dieses Mannes wichtige Beiträge zu der Geschichte der Entwickelung seines Charakters, und seines Geistes liefern können.

Die Nebeneinanderstellung der Charaktere zweier Brüder, die im dritten Stück des ersten Bandes pag. 108 steht, wird gewiß einen jeden Leser auf die Geschichte der fernern Entwickelung dieser Charaktere aufmerksam machen, um deren Mittheilung ich den Herrn Verfasser ersuche.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 124 sind wiederum zwei jugendliche Charaktere vom Herrn Seidel nebeneinander aufgestellt, wovon der letztre besonders sehr viel originelles hat. Diese beiden Charaktere von der Schilderung des Herrn Seidel mit den drei vorhergehenden zusammengenommen, will ich nach der Ordnung, wie sie folgen, A. B. C. D. E. nennen, damit man dasjenige, was Herr S. . . künftig über die fernere Entwickelung dieser Charaktere mittheilen wird, gehörig wieder ordnen kann.

Der Aufsatz im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 105 betrift einen schon verstorbenen

Kna-

Knaben, von vorzüglichen Anlagen, und leidet also keine Zusätze mehr.

Im ersten Bande des dritten Stücks pag. 107 sind nun schon einige merkwürdige Beiträge zur Geschichte der fernern Entwickelung, der einmal geschilderten Charaktere. — Ueber A. ist einiges gesagt, daß mit den Vorhergehenden zusammengenommen, nun schon einen nähern Aufschluß über den Charakter desselben giebt — so sind auch über D. verschiedne nicht unwichtige Bemerkungen über die Fortschritte seines Geistes mitgetheilt.

Ich hoffe, daß Herr S.. nun auch die übrigen von ihm geschilderten Charaktere auf die Weise nachhohlen wird.

Zuletzt schildert hier Herr S.. noch einen in seiner Art sehr merkwürdigen Knaben, dem er prophezeiet, daß er, wenn es noch Hofnarren oder Harlekine auf der Bühne gebe, er durch einen solchen Posten sein Glück machen könne; da dieß aber nicht der Fall wäre, sich damit begnügen müsse, in einem kleinern Zirkel für andre ein Lustigmacher zu seyn. Die Schilderung von diesem Knaben ist sehr treffend, und der Erfolg davon wird für jedem Beobachter der menschlichen Seelen, und besonders für den Erzieher merkwürdig seyn — wir wollen diesen Knaben E. nennen.

Auch **Herr Spazier** hat im zweiten Bandes des dritten Stücks pag. 93 einen jugendlichen Charakter geschildert, der sich vorzüglich durch eine

Art

Art von **guthmüthigem Phlegma** auszeichnet, und bei dem dennoch ein musikalischer Satz, so oft er gespielt wurde, einen so wiedrigen Effekt that, daß er mit Thränen bat, doch diesen Satz nicht zu spielen.

Zur Seelennaturkunde.

Sind eine starke Anzahl Beiträge geliefert, die ich jetzt so nebeneinanderzustellen versuchen will, daß Resultate daraus können gezogen werden.

Um die Natur und das Wesen unserer **innern vorstellenden Kraft** zu erforschen, ist wohl die Aufmerksamkeit auf dasjenige, wodurch sich diese vorstellende Kraft vorzüglich äußert, oder die Aufmerksamkeit auf die

Sprache in psychologischer Rücksicht

eines der ersten Mittel. — Die Sprache **mit ihrem ganzen Bau** ist ein getreuer Abdruck unsrer vorstellenden Kraft, so wie diese wieder ein Abdruck der sie umgebenden Welt ist. —

Diese Betrachtung der Spache in psychologischer Rücksicht habe ich vorzüglich zum Gegenstande meiner eignen Bearbeitungen gemacht, und daher fast in jedem Stück dieses Magazins einen Beitrag von der Art geliefert. — Auch **Herr Pockels** hat über diese Materie gedacht, und seine Gedanken darüber mitgetheilt — und in diesem Stück erfolgt

vom

vom Herrn Rektor Bauer in Hirschberg ein wichtiger Aufsatz über Sprache in psychologischer Rücksicht.

Im ersten Stück des ersten Bandes pag. 92 habe ich vorzüglich die **unpersönlichen Verba** in der Rücksicht betrachtet, wie sie gleichsam die Grenzlinien ziehen, zwischen dem, was wir uns als **abhängig**, und dem, was wir uns als **unabhängig** von unsrer thätigen Kraft denken.

Und es kömmt doch sehr viel darauf an, diese Grenzlinien gehörig zu ziehen — sobald wir **ich denke** in **mich dünkt** verwandeln, so lassen wir das Denken gleichsam über uns herrschen, wir lassen es nach seinem eignen Gange, den es nimmt, **in uns vorgehen**, ohne etwas zu seiner Richtung auf einen Gegenstand beizutragen.

Die Seele entäußert sich eine Weile ihrer **Ideenlenkenden Kraft**, sie läßt die neue Vorstellungen, ohne oder doch nur mit einer schwachen Gegenwirkung in sich überströmen, indem sie sagt, **mich wundert, mich freuet, mich gereuet**, u. s. w.

Daher werden nun auch fast alle **Leidenschaften** durch die unpersönlichen Verba bezeichnet.

Man **getraut sich kaum** sein Ich oder seine thätige vorstellende Kraft darbei zu nennen, so wenig fühlt man sie. — Das, was man dunkel fühlt, hüllt man in das unbestimmte unpersönliche **es** ein.

Im zweiten Stück des ersten Bandes pag. 101 steht ein Aufsatz über die Präpositionen, welche ebenfalls vielen Stof zum Nachdenken über die Seele geben, ob es gleich beim ersten Anblick nicht so scheint. Denn da sie alle von körperlichen Verhältnissen hergenommen sind, so sollte man glauben, daß sie in Ansehung der Seele nur wenig bezeichnen könnten.

Allein da die Aufmerksamkeit der Menschen ehr auf das Körperliche als auf das Unkörperliche fiel, so wurde jenes auch natürlicher Weise zuerst benannt, und nachher bediente man sich derselben Benennungen **im figürlichen** oder **metaphorischen Sinne**, um auch das Unkörperliche zu bezeichnen.

Wir müssen daher, so oft wir uns über etwas Unkörperliches ausdrücken wollen, beständig in **Metaphern** reden. Denn selbst das Wort **denken** ist wahrscheinlicher zuerst eine Benennung von etwas Körperlichen gewesen, ob wir gleich itzt uns nichts körperliches mehr dabei denken. — Das lateinische Cogitare scheint aus dem Begriff des gewaltsamen **Zusammenzwängens** entstanden zu seyn, wovon man etwas ähnliches beim angestrengten Denken im Gehirn empfindet.

Vorstellung ist ein völliger metaphorischer Ausdruck: wir **stellen** die Sache gleichsam **vor** uns **hin**, um sie mit Muße betrachten zu können. Der lateiner sagt mit einer philosophischern Benen-

nung

nung repræsentatio, **Wiedervergegenwärtigung.** — Der Nahme detaillirt die Sache mehr, und drückt sie doch **allgemeiner** und nicht so sehr **sinnlich** aus, wie unser **Vorstellung.** Das ursprünglich grichische **idea** hingegen, ist eine noch weit simplere Metapher als **Vorstellung**; man begnügt sich mit der bloßen Vergleichung von **Sehen**, um sich einen Begriff von einem Begriffe zu machen.

Begriff ist eine sehr ausdruckvolle Metapher, ob das Bild gleich sehr körperlich ist. — Ich werde Meister von einer Sache, besitze sie, wenn ich sie umfasse, und dadurch mir zu eigen mache — so werde ich Herr einer Idee, wenn ich sie gleichsam mit allen meinen übrigen Ideen umfasse, deren ich mich zu gleicher Zeit auch bewußt bin.

Darum sagt **Begriff** auch mehr wie **Vorstellung** — durch den **Begriff** ist die Vorstellung in mir befestiget, an alle meine übrigen Vorstellungen, die ich schon hatte, gleichsam angeknüpft, und mit ihnen **eins** geworden.

Allein die Anwendung dieser Metaphern macht nun oft große Schwürigkeit, und verleitet auch oft zu Irrthümern, indem man das Körperliche, was man sich sonst dabei gedacht hat, nicht gehörig davon absondert — wenn man z. B. sagt, alles was da ist, ist **in Gott**, und sich nun denkt, daß Gott dieß alles umgiebt, indem er die **Oberfläche**

aller

aller körperlichen Dinge durch seine Umgebung berührt.

So reden wir von etwas, daß in der Seele vorgeht, und sind daher oft in Versuchung uns die Seele wie irgend eine umgebende Masse zu denken, worin das, was darin vorgeht, gleichsam Platz oder Raum hat. — Die mißverstandnen und unrecht angewandten Metaphern in der Sprache haben vielleicht am meisten zum Materialismus verleitet. —

Im dritten Stück des ersten Bandes pag. 122 habe ich über die kleinen Wörter da, jetzt, nicht, ist, u. s. w. einige Betrachtungen angestellt. — In diesen kleinsten Wörtern der Sprache ruhen die erhabensten Begriffe — sie sind es, welche das eigentliche Triebwerk unsres Denkens am meisten bezeichnen. —

Selbst der reine Begriff des Seyns läßt sich nicht gut von dem Begriff des Ortes trennen, welcher durch da bezeichnet wird; wir sagen weit öfter das Daseyn als das Seyn.

Allein auch diese Verbindung der Ideen verleitet uns zuweilen zu Irrthümern — weil wir z. B. sagen: das Daseyn Gottes, so heften wir die Vorstellung von ihm an die Vorstellung des Orts — wenn er ist, so muß er auch da, so muß er irgendwo seyn, als ob sich der reine Begriff des Seyns eines unkörperlichen Wesens nicht abgesondert vom Begriff des Ortes denken ließe.

Die kleinen Wörter **aber, auch, wie, obgleich, denn, weil** u. s. w., welche eigentlich an und für sich keinen Gegenstand in der Welt außer uns, sondern bloß die Art des Zusammenhanges unsrer Vorstellungen bezeichnen, sind gewiß äußerst merkwürdig, und geben einen reichen Stoff zum Nachdenken, ob sie gleich auch größtentheils auf die Weise nur im figürlichen Stande gebraucht werden. — **Denn** z. B. ist eigentlich von der **Zeit** hergenommen, so wie auch **wenn, und weil**, und **da**. Der Vergleichungspunkt liegt nehmlich darin, daß ich mir füglich zwei Ideen zu **gleicher Zeit** denken kann, ohne, daß sie sich einander **aufheben**. — In dieser **Probe**, die ich auf die Art bei der Zusammenstehung von zwei Ideenreihen anstelle, liegt eben die **Stärke des Beweises** — eben so wie in **weil**; daß ich die folgende Reihe von Ideen unbeschadet der gegenwärtigen **zu gleicher Zeit denken** kann, bürgt mir für ihre Wahrheit. — Ich werde hiervon in der Folge Veranlassung nehmen, diese kleinen Wörter ausführlich nacheinander durchzugehen, um dadurch einen Beitrag zu einer vollständigen Theorie des menschlichen Denkens zu liefern.

Im ersten Stück des zweiten Bandes pag. 118 habe ich einen Versuch gemacht aus den einzelnen Buchstaben, vermittelst deren sich unsre deutsche

Kon-

Konjugation formirt, unsre verschiednen Vorstellungsarten von der Wirklichkeit herzuleiten —

st, d und t bezeichnen als bestimmende laute in der deutschen Sprache vorzüglich die **Wirklichkeit** — **w** die Art der Wirklichkeit oder die Beschaffenheit, und n hebt die angenommene Wirklichkeit wieder auf.

Ich glaube dieß hinlänglich mit Beispielen belegt zu haben.

Merkwürdig aber ist es, daß wir das **nur unter gewissen Bedingungen Wirkliche**, fast auf eben die Art wie das **vergangne Wirkliche** bezeichnen, indem wir bloß den Vokal gleichsam zu einem **halben schwankenden** Tone herabstimmen, und a z. B. in å, o in ô, und u in û verwandeln, als **ich sang, ich sänge, ich trug, ich trüge**, u. s. w.

Wie sehr mahlt hier der veränderte laut des Vokals das Schwankende, die Ungewißheit, womit wir uns das **nur unter Bedingungen Wirkliche** vorstellen!

Eben so merkwürdig ist die Bezeichnung der gänzlichen mit **Vollendung** verknüpften Vergangenheit durch **haben**, welches hier ebenfalls nur figürlich gebraucht werden kann, weil es sonst immer einen Besitz anzeigt — und hier oft grade das Gegentheil des Besitzes anzuzeigen scheint, als: **er hat gelebt**, welches doch so viel heißt, als **er hat sein Leben nicht mehr** — allein die

Vorstellungsart läßt sich wohl am besten durch das beständige Streben nach etwas Zukünftigen erklären, wovon wir die Ideen zu haben wünschen — er hat gelebt heißt so viel: als er hat nun sein Leben vollständig dahin, er darf nun nichts erwarten. — Die Vollständigkeit aber oder das Vollendete wird durch die Silbe ge bezeichnet, wie ich hinlänglich erwiesen zu haben glaube.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 111 steht die Fortsetzung dieser Untersuchung über die Mittelbegriffe vom Seyn und Haben, wodurch wir uns die Vergangenheit, und über den Mittelbegriff des Werdens, wodurch wir uns die Zukunft denken.

Alsdenn folgt ein Aufsatz über die Pronomina in psychologischer Rücksicht, zu welchen ich hier noch einige Bemerkungen hinzufügen will.

Es ist nehmlich sehr merkwürdig, daß man sein ich nur außer sich denkt, sobald ein anders handelndes Wesen von außen her auf uns wirkt, und uns gleichsam unser Daseyn außer uns fühlbar macht;

mich, dich, sich, sind nehmlich offenbar zusammenziehungen aus mein ich, dein ich, sein ich — Nun fühle ich einen Widerstand zu sagen: mein Ich oder mich sieht dich, sondern ich sage: ich sehe dich — Indem mein Gedanke von mir selber ausgeht, kann ich mich unmöglich als Objekt den-

denken, eben so wenig, wie sich mein Auge, indem die Lichtstrahlen bloß von ihm ausgehen, ohne wieder zurückgeworfen zu werden, selber sehen kann. Allein sobald eine Idee von einem andern Wesen aus- und auf mich übergeht, und ich z. B. sage: **du siehst mich**, finde ich nicht den mindesten Widerstand, **mir mein Ich** als Objekt oder außer mir zu denken. Die reflektirte Denkkraft macht, daß ich mich selbst nun außer mir erblicke, so wie man vermittelst der zurückgeworfnen Lichtstrahlen sein Antlitz im Spiegel sieht. —

Wenn das eine Person oder ein vernünftig handelndes Wesen bezeichende **m, d** und **s** statt des **ich** nun bloß mit **ein** zusammengesetzt wird, so daß **mein, dein,** sein daraus entsteht, so gewährt es uns einen außerordentlichen Vortheil im Denken, indem wir alles, was einer Sache zukömmt, oder **eins** mit ihr ausmacht, nach der Reihe durchgehen können, ohne doch der Hauptsache darüber zu vergessen, die beständig durch das **m**, oder **d**, oder **s**, gleichsam an das, was wir uns mit ihr vereint vorstellen, herangeklammert wird — Kurz, dieß sind fast die einzigen Wörter in der Sprache, wodurch wir zwei Vorstellungen zu gleicher Zeit zusammenfassen.

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 93 steht ein Aufsatz vom **Herrn Pokels über dem**

Anfang der Wortsprache in psychologischer Rücksicht.

Herr P... macht hier unter andern die sehr richtige Bemerkung, daß wir zur Bezeichnung solcher Prädikate sinnlicher Gegenstände, die den Geschmack, Geruch, und zum Theil auch das Gefühl des Menschen reitzen, uns noch am meisten der Gesichts- und Zeichensprache bedienen, und daß man sich wahrscheinlich am längsten der bloßen Zeichensprache bedient habe, ehe man eigne Wörter für diese Art von dunklen Begriffen erfand.

Herr P.. gründet mit hierauf die Hypothese, daß Jahrhunderte verflossen seyn können, ehe die Menschen die bloße Pantomimensprache mit der Wortsprache umtauschten.

Herr P.. glaubt, daß es leichter auszumachen sey, wie die Menschen auf die abstrakten Begriffe, als wie sie auf die Ausdrücke derselben gekommen sind. Eins ist wohl so schwer wie das andre — denn ohne fixierte Zeichen läßt sich gewiß eben so wenig abstrakt denken, als sich ohne Zahlen oder Zeichen algebraische Aufgaben würden auflösen lassen.

Dieser Aufsatz wird im ersten Stück des dritten Bandes pag. 75 fortgesetzt. Und Herr P.. beschäftigt sich darin vorzüglich mit der Entwickelung der Sprache bei Kindern.

Herr

Herr P.. bemerkt hier den wohlthätigen Einfluß der Menschenstimme auf das Ohr und Gemüth des Kindes, im Kontrast gegen das Unangenehme und wiedrige der Thierstimme, wovor Kinder gemeiniglich zu erschrecken pflegen, weil sie mit der Anlage derselben heterogen ist, u. s. w.

Das Kind weiß gemeiniglich schon eine große Anzahl Substantiva auszudrücken, ehe es Verba auszusprechen pflegt.

Von den Verbis drückt das Kind immer erst den Infinitif, nach und nach auch das Vergangne, am spätesten aber das Zukünftige aus — weil wir besonders den Begriff von der künftigen Zeit, allein durch Hülfe der Ursach und Wirkung vergleichenden Vernunft besitzen, und derselbe also mehr als thierischer Instinkt ist.

Die Kindersprache besteht anfangs nur aus einsilbigten Wörtern.

In keiner Epoche unsers Lebens sammlen wir wieder so viel neue Ideen, als in den ersten sechs oder acht Jahren unsers Lebens, wo wir eine Sprache mit etlichen tausend verschiednen Wörtern, und deren Verbindungen, Versetzungen, und Wendungen lernen.

In einem gesunden Zustande der Seele ist uns ein dunkler Begriff immer etwas unangenehmes — daher bei Kindern schon die starke Begierde sich deutlicher Vorstellungen zu verschaffen. —

Es ist sehr zu wünschen, daß Herr P.. diese Beobachtungen über die Kindersprache, seinem Versprechen gemäß, fortsetzen möge.

Endlich steht im dritten Stück des dritten Bandes pag. 110 noch ein Aufsatz, die **einzelnen herrschenden Laute** in der Sprache betreffend. — Ein Gegenstand, der ein sehr angenehmes Feld des Nachdenkens darbietet, und bei dessen Bearbeitung vorzüglich der Reichthum an bedeutenden Wurzelwörtern in der deutschen Sprache zu statten kommt. Ich lasse nun an diese Revision der Aufsätze über Sprache in psychologischer Rücksicht, sich sogleich den Aufsatz des Herrn Rektor Bauer anschließen, und werde in den nächsten Stück mit der angefangnen Revision fortfahren, zugleich aber auch einige merkwürdige mir zugesandte Beiträge liefern.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

Das **Ontologische** der Sprache und der Sprachen, das Abstrahiren allgemeiner Begriffe von dem Sprachgebrauche, eine **Grammatica Philosophica**, (dergleichen wohl niemand weniger geliefert hat, als der erste Erfinder dieser Benennung zu seinem Werke, Caspar Scioppius, welche Benennung mit besserm Rechte des Fr. Sanc-

tii Minervae zukömmt,) eine Grammaire raisonnée ist von jeher mein Lieblingsaugenmerk, und des Sal. Glassii Philologia S. in dieser Absicht mein liebstes Buch gewesen und geblieben.

Ja, es ist nichts, was den Sprachunterricht, was die Behandlung der Schriftsteller, der Deutschen wie der Griechen und Römer, der Neuern, wie der Alten so interessant, für den Lehrer und Schüler, und alle so gerühmte Aenderungen der Lehrmethode entbehrlich machen könnte, als dies Philosophiren über Sprachgebrauch und Schriften, welches ja eben die wahre Ernestische Lehrart ist, deren Kenner und Liebhaber alle Aenderungsvorschläge ruhig bei Seite legt und verachtet, weil man hier denken lernt und lehrt.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung dieser Art in Ihr Magazin als einen kleinen Beitrag zu liefern. Sie betrift die Worte, welche an sich mittlerer Bedeutung und gleichsam neutral sind, und, da sie an sich weder das Gute noch das Schlimme bedeuten, erst durch Zusätze der Adiectiven oder Beschaffenheitswörter diese Einschränkung und Bestimmung erhalten; daher sie auch vocabula μέσα, media, heissen. Dergleichen sind die Worte, Leben, Gestalt, Glück, Nahme, Gewitter, Kraut, fortuna, valetudo, forma, fama, u. a. m. Was thun wir mit diesen Worten? Wir setzen Adjectiva darzu, z. B. gutes widriges Glück, fortuna secunda, adversa,

guter, böser Nahme oder Ruf, valetudo prospera, adversa; schöne, häßliche Gestalt; dies ist der Gebrauch, welcher der indifferenten Natur dieser Worte gemäs ist. Aber was thun wir hernach? Wir brauchen diese Wörter allein, ohne Zusatz eines Adiectivs, mit einer wahren Emphase, das ist, mit einem Nebenbegriffe, der nicht im Worte liegt, sondern aus dem Zusammenhange der Rede bestimmt und erkannt wird. So braucht der Ebräer das Wort **Leben** fast immer so, daß man den Nebenbegriff des glücklichen Lebens darzu denken mus; daher das **ewige Leben.** So heißt es im 20sten Psalme: er bat dich um Leben, d. i. um Glückseligkeit; im 37sten Psalme: bei dir ist (du bist) die Quelle des Lebens, d. i. du bist der Urheber und Geber alles Guten. Daher kömmt es erst, daß **Tod** in der Schrift so viel heißt, als Elend, weil der Gegensatz, **Leben**, den Nebenbegriff des Glücks hat. Das Wort **Gestalt**, lat. forma species, hat meist die Nebenidee der schönen, guten Gestalt; daher formosus, speciosus, schön, **wohlgestalt**; und informis, wie das Deutsche **ungestalt**, (in alten Büchern findet man auch **ungeschaffen**) lat. informis, deformis, ja auch Griechisch, ἄμορφος, allemahl so viel heißt, als **übel** gestalt; denn eine **Gestalt** an sich, hat auch der Ungestaltete häßliche. Inconditus, ungebildet, ist nie ohne den, hier verneinten, Nebenbegriff des **wohl** gemachten, und heißt, **übel**

ein-

eingericht: so, entstellen, verunstalten, eine üble Gestalt geben. Valetudo, heißt überhaupt, Befinden des Leibes; aber oft heißt es nicht nur Gesundheit, z. B. *valetudinem* tuam cura: si *vales*, bene est; valeo; sondern auch Krankheit, harte Krankheit, z. B. in gravem valetudinem incidit; gravi valetudine implicitus; So tempestas, Wetter, Gewitter, Ungewitter. Tempestas heißt indifferent, Wetter; aber, wenn man im lateinischen sagt: magna tempestas, so heißt es Sturm, Donnerwetter, Wind, u. s. f. und der Deutsche sagt: es kam ein **Wetter**, ein rechtes **Wetter**. Mit dem Worte, **Gewitter**, ist es noch sonderbarer: Gewitter heißt schlechthin Wetter, Witterung, z. B. Schneegewitter, und im Sächsischen Kirchengebete: mit gutem bequemen **Gewitter**; Aber nun sprechen wir, ein **Gewitter**; da denken wir das fürchterliche, gefährliche hinzu; und doch hernach wiederum ein **Ungewitter**, als wenn Gewitter an sich eine **gute**, wenigstens angenehme Bedeutung hätte, und ein so schreckendes uns böse scheinendes, unangenehmes, schreckliches Wetter **kein**, nicht, (Un-) Gewitter wäre. Welcher Eigensinn des Sprachgebrauchs, oder vielmehr unsrer Denkart! So das Wort **Unkraut**, also **nicht Kraut**; als wenn schädliches, hinderliches Gewächs, kein **Kraut** ware; so hat Kraut die Emphase des guten nützlichen Krauts. Daher auch

in

in der Niedersächsischen Predigt des alten Geistlichen in der Berliner Monatsschrift **Untüg** erklärt wird, **Unzeug**, gleichsam **kein Zeug**, d. i. kein **taugliches** Zeug; wiewohl ich dies lieber von **tügen**, **taugen** herleiten wollte, als untauglich. Und eben das Wort **Zeug**: Welche fatale Nebenidee hat es nicht im Deutschen, wenn wir gewisse Leute Zeug nennen, oder von Schriften, solches Zeug! Im Französischen, un homme de naissance, sans naissance, selbst fast im Deutschen, von Geburt, ohne Geburt, von Condition, d. i. Zustande, von **Stande**, **Standsperson**, lauter Emphasen des **guten**, des vorzüglichen: denn Geburt, Stand, hat doch jeder Mensch. Parvenir, gelangen, heißt im Französischen, wenn es allein ohne, **zu etwas** stehet, glücklich werden, zum Glücke gelangen: z. B. la païsanne parvenue, le Soldat parvenu; vous ne parviendrés jamais. Und eben der Franzos und Britte, wenn er homme, **man**, für **Mann** braucht, denkt er nicht das Wort **Mensch** mit der Emphase der **vollkommnen** Menschheit, des Verstandes, Muthes, der Stärke, der Macht und Regierung, welches immer Vorzüge des menschlichen Geschlechts sind oder seyn sollen? Das deutsche Wort **Thier** ist auch artig; es hat eine Emphase auf beide Seiten: wenn wir sagen, ein **Unthier**: so verbinden wir mit dem Worte **Thier** den Begriff des gutartigen, wohlgebildeten, sanftmüthigen;

thigen; wenn wir hingegen den Menschen von dem Thiere unterscheiden, und ihn doch nicht so schlechthin ein **Thier** nennen: da geben wir dem Worte **Thier** eine niedrige, entehrende Bedeutung. In dem Worte **Ungeheuer** steckt gewis auch eine deutsche emphatische Ableitung, die ein **Adelung** zeigen mag. Aber **Unart, Ungezogen**, es hat **keine Art**, sind lauter Emphasen des Guten: denn auch das unanständige hat eine **Art**, eine Beschaffenheit, auch der Ungezogne ward **gezogen**, nur schlecht: Aber so sprechen wir auch, ein Mensch ohne **Conduite**, keine Conduite, Aufführung haben, nehmlich **gute**, anständige; denn Conduite, an sich, betragen, hat auch der ungeschliffenste, nur schlecht: so auch **ungesittet**, unmanierlich, d. i. ohne **gute** Sitten, Manieren hat ja jedermann. Mündig, unmündig, hat schlechterdings die emphatische Nebenidee des rechten, klugen, herzhaften, nützlichen Gebrauchs des Mundes, der den Kindern fehlt, die sonst wohl **Mundes** genung haben. Wie veränderlich ist ferner die Nebenidee in dem Worte **zeitige** Früchte, **zeitig** auf die Academie gehen, hat immer den Begriff des **zu** frühen, unzeitigen: und hingegen, zeitig kommen, aufstehen, die Sonne **zeitiget** die Früchte, hat die Idee der **rechten**, schicklichen Zeit. **Unthat**, d. i. keine That, heißt eine **böse** That, die doch auch **That** ist; und das lateinische Facinus hat zwar nicht immer den Nebenbegriff der **bösen** That; wiewohl facinorosus

alle-

allemahl ein **Böſewicht** heißt; doch den Beigedanken einer **allzu kühnen**, immer etwas **unrechten** That. Aber **argentum factum**, **gemachtes** Silber, heißt **künſtlich**, **zierlich** gearbeitetes Silberwerk: daher Cicero ſagt: **quodammodo** *facta* **oratio**, **gleichſam** gemacht, d. i. künſtlich bearbeitet. Das Wort **Geſchmack** von moraliſchen Dingen, wenn es allein ſtehet, z. B. mit Geſchmacke, ohne Geſchmack, keinen Geſchmack haben, iſt nie ohne die Emphaſe des **guten** richtigen, reinen, geſunden Geſchmacks. **Wahn**, wähnen heißt an ſich nur glauben, meinen, ſagen; daher **erwähnen**; dies kann auch wahr ſeyn; aber wenn wir ſchon vom **Wahne** reden, iſt allezeit die Idee des falſchen des Irrthums dabey. So ging es auch mit dem Worte Vorurtheil: Ein Vorurtheil kann ja auch **wahr** ſeyn, iſt oft wahr; und die **præjudicia** im rechten lateine und bei den Rechtsgelehrten ſind ſehr wahr und wichtig. Aber wer von uns denkt nicht ſo gleich an **Irrthum**, an **falſches** Urtheil, wenn er von **Vorurtheilen** hört? Das Wort **Einbildung** hat immer den Nebenbegriff des falſchen, erdichteten, nicht exiſtirenden, ob es gleich an ſich die Kraft der Seele anzeigt, die auch **wahre** Begriffe aufbewahrt, und ſich (wohl) einbildet. Das Griechiſche δοξα, welches eine **Meinung** heißt, hat die faſt beſtändige Nebenidee der guten Meinung von jemanden, des Lobes, der Ehre. Aber das lateiniſche **Fama** iſt

und

und bleibt zwar indifferent zu gutem und bösem Rufe; und Livius unterscheidet sogar im 6sten Buche bei dem Marcus Manlius, famam magnam und bonam; und doch heißt infamis eigentlich, ohne Ruf, der einen schlechten Ruf hat; und im Gegentheile famosus, übel berüchtigt; daher libelli famosi, Schmähschriften. Wie willkührlich! Bei dem oben erwähnten Worte Wahn, Wähnen, erlauben Sie mir noch eine kleine Sprachanekdote, die zu dieser Sache eben nicht gehört, aber an sich nicht uneben, und einem Wortforscher wohl zu vergönnen ist: Navita de ventis, de bobus narrat (garrit) arator. In dem alten Originale oder itzt umgearbeiteten Syrischen Aramena, (womit dem Recensenten in der A. D. Bibl. der es nicht gesehn hat, allenfalls, gegen Sicherheit der Rücksendung, durch mich gedient werden könnte, finde ich immer gedruckt, Argwahn nicht Argwohn; jenes ist gewiß recht, ein arger Wahn; was soll hier wohnen heissen. Indessen mag ich doch nicht so schreiben; lieber mit allen falsch in Dingen, die nicht Sünde oder schädlich sind, als allem recht.

Dies ist quæstio facti; so reden, so denken wir, nicht blos der Deutsche, sondern der Mensch (der Unterschied der Sprachen könnte eine Psychologie der Völker schon instruiren.) Aber warum? Ich glaube daher, weil, weil die Worte gemacht sind, die eigentliche, völlige, vollkommne Sache

zu bezeichnen, welche es nicht ist, wenn sie wie verdorben ist, oder ihrer Bestimmung nicht gemäß ist. Ein Baum ohne Frucht, ist kein Baum, wenn der Baum Frucht tragen soll; und wenn Cicero sagt, in der Regierung des Gabinius und Piso wären **keine Consuln** gewesen: so legte er den Begriff zum Grunde, **worzu** ein Consul da wäre, was man von ihm erwartete; und den fand er nicht an diesen schlechten Menschen. Wenn er sagte, es sind keine **Gerichte**: so meynt er, keine ordentliche, **gerechte**, unpartheiische Gerichte; denn so sollen sie seyn, deswegen sind sie. Die **Republik** ist weg, spricht dieser Republikaner, es ist kein **Staat** mehr, seit dem Siege des Cäsar: nemlich, ein **freyer** Staat, wie ihn der Römer dachte, haben wollte, gehabt hatte. Mit einem Worte: Unsre Seele will alles **ganz** vollständig haben; es ist der **Vollkommenheits-Trieb**. Ja, wird man sagen, bei solchen Worten, denen die Emphase etwas Gutes, eine Vollkommenheit, Rechtmässigkeit beilegt; Aber wo der Nebenbegriff sich auf das schlechte, böse lenkt, wie bei den Worten **Zeug, Thier, Wahn, Vorurtheil!** Und wie manche Worte sind so nach und nach gleichsam ausgeartet, oder verschwärzt worden: Im lateinischen fur, welches erst so viel hieß, als **Mensch**, aus dem Griechischen Φιος, Φωτος; dafür auch Φως war, wie honos und honor, colos und color, hernach ein **Leibeigner** (wie im neuern lateine homo,

homo, homagium, Vasall, Huldigung; dann gar einen Dieb? Welches Herabsinken! Latro hieß ein Diener (von λάτρης, λατρεύειν,) dann ein Soldat, daher der lusus latrunculorum das Damen- oder Schachspiel, hernach ein Räuber, Mörder! Schalk, sonst ein Knecht. Wo rechnen wir diese Nebenbegriffe hin? Erstlich zur Denkart, welche gewöhnliche Nebenbegriffe mit Dingen verbindet, die sich immer, oft, meist dabei finden: dies ist im Verstande oder in der Phantasie. Aber im Willen! Vermuthlich der Haß gegen Leute, die mit ihrem sonst guten Stande so viele Uebelthaten verbanden, daß durch ihre ganze Lebensart der Nahme derselben, verhaßt und zum Abscheu wurde; so wie ehemahls und itzt der Nahme gewisser, besonders barbarischer grausamer oder alberner Völker in dieser oder jener Absicht, zum wirklichen anatonomastischen Vorwurfsnahmen geworden ist: Beispiele sind bekannt, und — verhaßt.

Noch eine Bemerkung, mit Ihrer Erlaubniß, zur National-Seelenkunde aus der Sprache, die mir immer wichtig und der Prüfung werth geschienen hat. Nur der **Teutsche** hat besondere Worte für die physicalischen Handlungen der Thiere: in allen andern Sprachen, die mir etwa bekannt sind, selbst in der Ebräischen, im Griechischen, lateinischen, Italienischen, Französischen, sogar im Englischen, das doch vom Deutschen herstammt, **essen, trinken, sterben** die Thiere, wie wir; nur bei

den Deutschen **fressen**, **saufen**, **verrecken** sie. Woher dieser Menschenstolz? Diese uns eigne Herabsetzung der Thiere, die mir nicht gefällt; der ich, ohne übertriebne Liebe oder Vorurtheile gegen die Thiere, doch Pflichten wenigstens **an** den Thieren, wenn auch nicht **gegen** sie, glaube, und ein solcher Freund und Patron der Thiere bin, daß ich, z. B. keinen Hund, keine Katze aufjage, wenn sie auf einem Stuhle liegen; sondern mir, oder jemanden anders, lieber einen leeren Stuhl herbei hole und dem Muhamed, wo nicht nachahme, doch applaudire, der seinen Rockermel abschnitt und liegen ließ, weil eine Katze darauf lag. Doch bei welchem Volke, ja **von** welchem Volke, ist das alberne Vorurtheil der Unehrlichkeit derer, die mit todten Thieren zu thun haben? Oder ist es Genauigkeit der Sprache? Wenigstens hat der Deutsche für die **Begattung** fast jeder Thiere ein eignes Wort, falzen, rammeln, horsten, beschellen, bespringen, belegen, u. s. f. Dies kann Jägersprache seyn, die ohnedies das besondere affectirt. Woher jenes komme, sage ich mit dem Horaz, **quærere distuli; Nec scire fas est omnia;** doch ist der Teutsche auch wieder demüthig; nur der Teutsche hat ein eignes Wort, **sündigen** für die Vergehungen gegen Gott; **Beten, Gebet** nur zu Gott, welches in keiner andern Sprache so unterscheidend ist, selbst im Ebräischen, wo **sündigen** wenigstens auch gegen Menschen gebraucht wird,

z. E. wie der Oberschenke sagt: ich denke an meine Sünde, nehmlich gegen Joseph; und Jacob zum Laban: was ist meine Sünde?

Aber eine Sache wird mir wenigstens, (denn, wer willkührliche Hypothesen liebt, macht sich alles leicht,) ein Geheimniß unsrer Seele, in ihrem Verhalten gegen den Sprachgebrauch und die Erlernung der Muttersprache bleiben. Sie haben, mein Herr, vortrefliche, scharfsinnige, sowohl erfahrungsmässige, als abstrahirte Bemerkungen mitgetheilt, wie Kinder nach und nach reden lernen. Ich weiß, daß Nachahmung und Vorsagen auch hier das meiste, wohl alles thut: aber daraus läßt sich nur die blosse, gerade Benennung der Sache, durch den Nominativ, erklären; auch allenfalls der Kindermodus; der Infinitiv; wiewohl auch hier schon mehr Feinheit steckt; warum nehmen sie, die Kinder, diesen Modus, der die allgemeine abstrahirte Idee des Verbums ist? Aber wer lehrt dann die Kinder die andern Casus nicht **kennen**, das kann paradigmatisch geschehen, wiewohl es nicht geschiehet, bis das Kind lateinisch decliniren lernt; nein, sondern **brauchen**, recht brauchen? Das Haus meines Vaters, meiner Mutter Bruder, ich **will** es **dem** Vater sagen: wer lehrt dies die Kinder? Wer lehrt sie die subtile Beziehung des Genitivs, des Besitzes, des Eigenthums, des jemanden gehörigen zu dem Besitzer? die Beziehung der Handlung auf ihren Gegenstand, im Da-

tive und Accusative? Aber mit den Verbis ist es doch noch wunderbarer. Wer lehrt sie die gegenwärtige, geschehene Zeit von der vergangnen, die geschehene Handlung von der künftigen unterscheiden? Wer lehrt sie auf das (t) merken, ich liebte: Ja wer lehrt sie sagen; ich **will**, ich **werde** lernen? Noch mehr: anomalische, abweichende Verba; ich **as**, ich **wollte**, ich **fuhr**? Freilich sprechen auch wohl, nicht nur Kinder, auch Frauenzimmer, er **singte**: aber dies ist schon Analogie vom, ich **hörte**, nur falsch angewendet, wie jener Franzos machte: ich **gehe**, ich **gieng** also: ich **stehe**, ich **stieng**. Auch sagte einmahl ein kleines Mädchen zu mir: ich habe die Mama **gebittet**; aber dies ist selten; meist reden sie ordentlich. Wer lehrt sie dies, da wir das Teutsche nie förmlich, nie grammatisch in der Kindheit lernen! Wer lehrt sie jedes **Tempus** am **rechten** Orte brauchen? Dies ist schon Vernunft, Ueberlegung! Aber wie hat sie sich entwickelt? Gewiß, in der Muttersprache selbst, in der nationalen Organisation darzu, z. B. zum Englischen **th**, zum Französischen **eu**, **u**, **in** liegt Anlage, wo ich mit Erlaubniß, oder ohne Erlaubniß aller Neuern, **Deum ex machina**, schöpferische Grundeinrichtung, so lange erkenne, bis mir es jemand näher aus Mittelursachen erklärt.

Was ich oben vom Genitive sagte, ist in den Morgenländischen, das ist, in den Sprachen der

Men-

Menschen nicht so besonders, wo der Genitiv, ohne Aenderung, nur nach dem regierenden Casu gesetzt, und aus dem vorhergehenden Namen erkennt wird; aber in Sprachen, wo entweder Artikel, oder Endbuchstaben, die Casus machen, da will es gewiß mehr sagen.

Da die Morgenländischen Sprachen die ältesten sind, und besonders die Ebräische alle historische Beweise, wo nicht der ersten, doch dieser am nächsten kommenden, Sprache hat: so ist der philosophirende Sprachforscher, der sprachverständige Philosoph, der psychologische Grammatiker, der grammatische Psychologe, wie Sie wollen, auf alle Weise berechtigt und instruirt, aus ihnen den ersten Gang der menschlichen Seele zu abstrahiren. Dieser zeigt sich sogleich in der ersten Conformation dieser Sprachen, wo das Substantivum allemahl nach, und zwar meist ohne die Verbindung seyn, stehet; z. E. Gott gut, Baum groß: recht wie es in der Seele zugehet; erst die Sache, dann ihre Beschaffenheit. Aber warum ist in den Morgenländischen Sprachen die dritte Person des verbi die Wurzel, das erste Grundwort, aus dem andere Personen erst durch Zusätze gebildet werden? Dies scheint mit dem Grundsatze nicht recht übereinzustimmen, daß jeder Mensch **zuerst sich selbst** denke; das glaube ich auch eben nicht: Kinder wissen von sich selbst nichts ausdrücklich, und werden zuerst und am lebhaftesten von den Dingen

ausser ihnen durch die Sinne gerühret; so wie ich eben nicht glauben muß, daß Adams erster Gedanke war: wer bin ich? Woher? Sondern er sahe zuerst Himmel, Sonne, Thiere, Bäume, was ihm in die Augen fiel. Aber warum ist die vergangne Zeit die erste in den Morgenländischen Sprachen? Wusten die ersten Einrichter dieser Sprachen, daß die Zeit nicht einmahl eigentlich gegenwärtig ist? Oder war es erzählender Styl, was sie gesehen, gehört hatten? Was schon, und zwar so schnell vorbei war? Doch ist ihr Präteritum freylich auch Präsens, worzu sie zwar eigentlich das Participium brauchen.

Hirschberg.

M. Carl Ludwig Bauer,
Rektor der Evangelischen Gnadenschule zu Hirschberg.

Auszug aus einem Briefe.

Jena den 29sten Juni 1785.

Hier ereignete sich voriges Jahr eine sonderbare Krankengeschichte. Eines Bürgersmannes Töchterlein von neun bis zehn Jahren, deren Eltern pietistisch gesinnt waren und ihrem Mädchen fürchterlich schreckliche Begriffe von Teufel, Hölle und Verdammniß mochten beigebracht haben, beging

mit

mit ihren Gespielinnen ihren Geburtstag mit kindischer Fröhlichkeit. Als sie des Abends in ihre Kammer zu Bette gehen will, erscheint ihr der Teufel und droht sie zu verschlingen; mit schrecklichem Geschrei kommt sie zurück in der Eltern Stube, und fällt todt vor ihren Füßen nieder. — Auf Herbeirufen des Arztes erholt sie sich nach etlichen Stunden wieder, erzählt, was ihr begegnet, und daß sie gewiß glaube, verdammt zu werden, verfällt in eine langwierige Nervenkrankheit, und sah noch vor einem Vierteljahr, da ich sie sahe, todtenblas aus. Die Wahrheit der Geschichte muß der hiesige Professor **Starke** bezeugen können, unter dessen Aufsicht die Patientin von einem jungen Studirenden kurirt wurde.

Ein paar andre Erfahrungen über eine besondre Aeußerung der Phantasie im vollblütigen Zustande theile ich Ihnen aus dem Briefe meines Vaters in Gera mit, der sie mir auf mein Bitten sendete. Ich könnte Ihnen selbst aus eigner Erfahrung einige sonderbare Ereignisse, die ich für sehr wichtig halte, erzählen, wenn ich Worte fände, unaussprechliche Dinge zu erzählen. Ungefähr von meinem sechsten bis siebenten Jahr an sahe ich öfters des Nachts eine weiße Gestalt vor meinen Augen, weinte darüber, bat das garstge Ding weg zu thun; die neben mir schlafenden sagten mir, sie sähen ja nichts, endlich — verschwand es von selbst.

Einige Jahre drauf begegnete es mir mehrere Jahre hintereinander fast alle Nachte, daß ich, nachdem ich mich schlafen gelegt hatte, ganz sonderbare Auftritte hatte.

Dieß waren die, von denen ich mich in keiner menschlichen Sprache wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, wegen der blos dunkeln Vorstellungen, in denen sie mir vorschweben, und wegen dem damaligen Mangel an Beobachtungsgeist über mich selbst, nicht auslassen kann. Es ging alles mit mir, wie in der Scheibe herum, (es war aber kein Schwindel) dazu gesellten sich schöpferische Vorstellungen von unendlichen, Millionenzeiten und Räumen, die ich zu durchwandern hatte, der Gedanke der Unmöglichkeit je diese Reise, dieses Unermeßliche, das ich immer wie in einem unaufhörlichen Kreise vor mir sah, zu vollenden, (und dies alles im wachenden Zustand) verursachte in mir ausserordentliche Bänglichkeit, in der ich mich oft nicht enthalten konnte, mit einem Satz aus dem Bette und ängstlichem Zurückwandern in die Stube, wo mein Vater gewöhnlich noch am Schreibtisch saß, jenen Schrecken zu entgehen.

Wenn ich mich erhohlt hatte, wuste ich selbst nicht, wie mir zu Muthe war, ich sah, daß nichts außer mir war, was mich ängstigte, und doch ging ich mit Grauen wieder zu Bette. Wenn ich mich da bei völligem Bewustseyn meiner selbst und der Richtigkeit meiner Angst zu erhalten suchte, hatte

ich nichts zu befürchten: so bald mich aber in einem Halbschlummer dieses verlies, kam der vorige Feind wieder, den ich öfters nachher dadurch zu verbannen wuste, wenn ich mich nur schnell im Bette aufrichtete, dann zum Besinnen kam, und einsah, daß meine Angst eitel war.

So wenig ich meiner Angst oft widerstehen konnte, mich wieder in die Stube zum Vater zu begeben, sobald brachte mich doch die Anrede des Vaters: **Was willst du denn wieder?** zum Bewustseyn.

Ich sagte nie die Ursache, weil ich fürchtete ausgelacht zu werden, da ich mich gar nicht über meine Erscheinungen erklären konnte, sondern gab gewöhnlich vor zu dursten, und nachdem ich getrunken, begab ich mich traurig wieder an den Ort des Schreckens.

Ich weiß nicht, ob in den nemlichen Jahren oder vielleicht etwas früher hatte ich eine ziemliche Anlage zum Nachtwandeln. Ich stand einsmahls um Mitternacht auf, kleidete mich etwas an, ging zum Zimmer, das ich aufschloß, hinaus, nahm auf dem Vorsaal ein Körbchen mit Kraute, und eilte zum Saale damit hinaus, um im Hofe meine Kaninchen, die ich hielt, zu füttern. Der Schall von der Klingel der Saalthüre hatte Jemanden erweckt, der mir nachlief, mich nach vielem Widersprechen zurück, und zum Bewustseyn brachte, wo ich beschämt wieder zu Bette schlich. —

Etwas erkläre ich mir freylich von diesen Erscheinungen daher, daß ich überhaupt etwas kränklich und engbrüstig war, daß ich eine schlechte Diät beobachtete, mich des Abends hauptsächlich im Winter (wo ich am meisten mit diesen Uebeln geplagt gewesen zu seyn mich erinnere) voll Kartoffeln stopfte, bald aufs Essen schlafen ging — aber freilich das Wesentliche der oben genannten Erscheinung ist mir unerklärbar.

Zu eben der Zeit in abwechselnden Perioden hatte ich noch sonderbare **Gefühlsvorstellungen.** Sehr oft, wenn ich zu Bette war, schien mir alles, was ich anfühlte, eine ganz rauhe, höckrichte Oberfläche zu haben; es war das unausstehlichste Gefühl, das man sich denken kann, welches mich oft vermochte die Finger zusammen zu knebeln, um nicht die Bettdecke oder mich selbst mit den Fingerspitzen zu berühren, aber vergebens! denn nun berührte ich doch meine eigne Hand, und ich fand keine Eindrung. —

Ich glaube, im erwachsnern Alter haben sich diese sonderbaren Erscheinungen zum Theil dadurch verloren, daß ich besser die Gesundheitsvorschriften beobachtet habe. Demungeachtet kam in meinem achtzehnten Jahre jene Gefühlsvorstellung zuweilen wieder, hat mich aber nun längst gänzlich verlassen.

Noch Eines besondern Umstandes aus der Geschichte meines Lebens muß ich gedenken. Nahe

bei

bei Gera ist in einem Thale, **Martinsgrund** genannt, ein **Waldhaus**, wo wir einmal in großer Gesellschaft waren. Ich werde hinunter in den Keller geschickt, um etwas herauf zu holen. Springend öffne ich den Keller, und sehe vor mir eine weibliche Figur in **blauem** Habit, die aber gleich wieder verschwindet. Erschrocken spring ich zurück, und erzähl es.

Als ich mehr zu Verstande kam, erklärte ich mir es sehr natürlich, ich war in vollem Sprunge aus dem hellsten Tageslicht in einen dunklen Keller gekommen, wie leicht konnte dadurch im Sehnerven eine Veränderung der Farben u. s. w. bewirkt werden, und die Phantasie trug dann das ihrige bei, das Bild auszumahlen.

Aber wie erstaunte ich, als ich mehrere Jahre drauf hörte, was noch nie jemand in unsrer Familie gewust hatte, es sei eine alte Sage, es ließe sich in der Gegend eine blaue Figur, die man den **Blaumantel** nennte, sehen! —

Was soll man wohl zu dem Besprechen oder Versprechen des Feuers denken? Der itzige reg. Graf Reuß in Gera war immer in Ruf, dieses zu können. Ich weiß es selbst, daß so oft auf seinen Gütern Feuer war, er (und wenn es um Mitternacht war) mit seinem Husaren zu Pferde dahin eilte. Sobald er kam, war alles froh, seinen Retter zu sehen. Er ließ in aller Geschwindigkeit um das brennende Gebäude rund herum einen Platz zum

Vorbeireiten machen, wo er dann mit Blitzesgeschwindigkeit herumsprengte, und — das Feuer griff dann nie weiter um sich. Sollte hierbei etwas die plötzliche Zertheilung der Luft oder die Isolirung des im Brand stehenden Hauses thun? Man sagt, bei diesem Umreiten müsse der Reuter so schnell als möglich vorbeieilen, weil das Feuer ihn ordentlich zu verfolgen schien. — Schade, daß unser Graf, da er vor mehrern Jahren einmal gestürzt ist, kein Pferd mehr besteigt und also auch seine heilsame Kunst nicht mehr in Ausübung bringt!

Noch eine merkwürdige Anekdote aus meiner Vaterstadt Gera, die dort notorisch ist! Ein noch lebender alter Böttcher pflegte von Zeit zu Zeit bevorstehende Unglücksfälle vorher zu sagen, die nach der Sage des Volks immer eingetroffen wären. Er glaubte, die Anzeigen davon in der Christnacht zu bekommen! Einmal prophezeihte er auch mit Namen des Tages, der Straße, und der Zeit Feuer in unsrer Stadt. Es war an einem Herbsttage, als wir gegen Abend in unsrer Gasse überall Truppe Leute stehen, und herumirren sahen. Bald darauf erschien der Stadtknecht, der dem in unserm Hause wohnenden Bürgermeister meldete, daß so viele Leute zusammenliefen, und alle sprächen, es werde Feuer diesen Abend in der Gasse auskommen. Nach gegebnen Befehlen Wache und Spritzen herbei zu schaffen, weil man nicht wissen könne, ob nicht Diebe Feuer angelegt haben möchten, wurde der

Knecht

Knecht entlassen. Bald darauf kam er zurück, und da wir mit ihm noch im Vorhaus sprechen, entsteht ein Feuerlerm. Wir fahren schnell in die Stube, und sehen schon die ganze Gasse von Feuer erleuchtet. Es war in eines Kaufmanns Hobelspänkammer durch Verwahrlosung einer mit dem Licht hineingehenden Magd ausgekommen, und brannte das Trockenhaus ab. Ein Glück war es, daß so viele Menschen und Spritzen schon zum Löschen bereit da waren! — Man zog den Böttiger gefänglich ein, konnte aber durch alles Ausfragen nichts sicheres von ihm erfahren, woher er seine Kunst habe?

Acht Tage vor dem großen Geraischen Brande kamen Sprützen fünf Stunden weit von Gera dahin, weil in der Ferne ihnen Gera in Brand zustehen geschienen hatte. Nach der Hand legte man dieses als eine Vorbedeutung des bald darauf erfolgten Brandes aus. Allein die Sonne, welche an jenem Tage einen über der Stadt befindlichen Nebel niedergedrückt hatte, mochte die Gestalt des mit Feuer vermischten Dampfes in der Ferne gebildet haben, und hatte noch mehrere Menschen getäuscht. Aber sonderbar gnug ists, daß man noch mehrere Geschichten der Art erzählt und wirklich in unsrer Gegend weiß, wo auf die nehmliche Weise vor einem Brande die Erscheinung des in Flammen stehenden Gebäudes vorhergegangen. Mehrere Anzeigen des Geraischen Brandes, welche theils vorher schon auf ein bevorstehendes Unglück gedeu-

tet worden, theils erst nachher dahin gezogen worden, übergehe ich geflissentlich.

Carl Gotthold Lenz,
der Philosophie Beflißner in Jena.

Ueber die Beobachtung jugendlicher Charaktere.

Die Schildrungen jugendlicher Charaktere können freilich nicht so sicher und so wahr den männlichen Charakter bezeichnen, daß man bei jener schon für zuverläßig bestimmen könnte, wie dieser künftig einmal beschaffen seyn müsse.

Der Umstände können viel und mannigfaltige seyn, die eine so starke Umändrung möglich machen, daß dadurch das vorige Gemählde so unkennbar und fremd wird, daß es alsdann vielleicht seinen ganzen Werth verloren zu haben scheint, den es ehmals hatte.

Allein es wird doch gleichwohl nicht ganz umsonst da gewesen seyn. Ein wirkliches Gemählde, welches der Künstler von dem Gesichte eines Kindes verfertigt, wird vielleicht nichts mehr mit dem erwachsnen Manne ähnlich haben; und ich denke immer, man werde gleichwohl jenes mit Wohlgefallen betrachten, wenn man weiß, daß es damals ein richtiger und wahrer Abdruck war.

Auch

Auch können für den Kenner vielleicht noch einige Züge übrig geblieben seyn, die mit ins männliche Alter hinübergingen; und in beiden Fällen bleibt es angenehm zu wissen: so sahest du damals, und so siehst du itzt aus.

Bei der Zeichnung jugendlicher Seelen, ihrer Neigungen und Aeußrungen derselben, hat es sicher noch mehr auf sich. Selten geht doch so eine Verwandlung im Großen vor, daß alles das, was die Seele des Kindes charakterisirte, ganz verloren gegangen, ganz umgeschaffen und verändert seyn, und daß man nun gleichsam einen sich weit ausbreitenden Strom finden sollte, der mit seiner Quelle nicht in Verbindung stände.

Den Erwachsnen zu schildern halte ich für eine weit mißlichere und unzuverlässigere Sache. Tausend Umstände können beitragen, oder schon gewirkt haben, die einander entgegengesetzt waren, welche also die Seele mit umstimmen, und ihr eine ganz andre Richtung geben können, als man grade vermuthet, indem man seine Zeichnung unternimmt.

Die jugendliche Seele ist noch so offen, ist noch ein so reiner, unverdorbner Spiegel, daß man grade hindurch, und das sehen kann, was im Grunde zu sehen ist; wenn man bei dem Manne wenigstens befürchten muß, daß er das nicht ist, was er zu seyn scheint.

Und dann ist es dem menschlichen Gemüthe einmal eigen, auch in die Zukunft zu sehen, und

so weit es menschliche Klugheit zuläßt, bei ähnlichen Dingen auf ähnliche Wirkungen zu schließen: daß es also immer angenehm und nützlich seyn kann, wahrscheinlich zu bestimmen: aus diesem Kinde kann ein solcher Mann werden!

So äußern sich itzt die Kräfte seiner Seele, und so werden sie sich künftig außern! So viel, oder so wenig verspricht er für die Zukunft! —

Für den Pädagogen kömmt dann noch der unmittelbare Vortheil hinzu: daß er Menschenkenntniß sammelt; daß er verschiedene Fähigkeiten und verschiedene Neigungen, verschieden behandelt, und dadurch ungleich nützlicher wird, als wenn er alles, was Kind oder Knabe heißt, gleich behandeln, gleich einschränken oder anspornen wollte.

Von irgend einer Seite wird es also immer etwas werth seyn, jugendliche Charaktere zu entwerfen, und sie dann zu lesen und wieder zu nutzen.

Ich werde also von Zeit zu Zeit fortfahren, mit Genauigkeit zu beobachten, und das Beobachtete ohne Schminke und Zusatz wieder zu erzählen.

Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere.

* *, den ich bereits ehemals geschildert, ist nicht mehr ganz das, was er sonst war. Sein drolligtes Wesen hat er zwar noch so ziemlich behalten,

halten, aber seine Flatterhaftigkeit, sein Leichtsinn, macht es tadelnswerther als ehemals.

Seine Begierde, eine höhere Stufe zu erlangen, hat vieles von dem Eifer und der Freude verloren, womit sie sonst verbunden war, und dies vielleicht bloß deshalb, weil er wirklich eine Klasse höher hinauf gerückt ist.

Seine Kenntnisse verdienten dieß, aber seinen Jahren nach wäre es vielleicht gut gewesen, wenn es nicht geschehen wäre.

Er scheint sich nun durch mehr Geräusch, durch äußre Nebenbeschäftigungen gleichsam ein Ansehn geben zu wollen, damit er bemerkt werde, und eben so viel gelte, als ein andrer, der größer ist.

Diesen Zug hab ich sehr häufig bei ihm beobachtet, und er ist überall bei ihm sichtbar. Sein Gang ist hüpfender, sein Auge schalkhafter, seine Bewegungen mit den Händen mannigfaltiger und seine Sprache stärker und lebhafter geworden. Wenn er glaubt unbemerkt zu seyn, so mischt er sich unter die Größern, und ersetzt wenigstens durch seine Dreistigkeit, was ihm an Leibesstärke abgeht.

Gegen Verweise scheint er gleichgültiger oder eigentlich launischer geworden zu seyn, nur bei Aufmuntrungen bleibt er sich völlig gleich.

Da funkelt in seinem Auge das Guthmüthige, das Herzliche, und da zeigt sich in der kleinsten von seinen Minen lebhaft empfundne Freude, die

dann durch den ganzen Körper dringt, um alles, was an ihm ist, in Bewegung zu setzen.

Diese Gutmüthigkeit ist mir auch noch Bürge, daß sich jenes flatterhafte Wesen nie in wirkliche Unart verwandeln, und daß sein Ehrtrieb nicht ganz unterdrückt oder in Schein und Blendwerksliebe ausarten werde.

Seine brüderliche Liebe ist noch ganz und ungeschwächt vorhanden, und ich gestehe, daß ich mich auch bei kleinen Neckereien, die er mit seinem Bruder vorhat, doch über die Mäßigung freue, mit der dies geschieht, und überhaupt über die ganze Art, mit der er dabei handelt.

Man sieht es ihm und seinem Bruder an, daß sie sich beide gut sind, daß sie sich nahe angehören, und daß sie in keinem Stücke sich fremd seyn wollen.

Das scheint wirklich bei ihm nicht mehr Anlage, sondern wirklicher, fester Charakter zu seyn, der in allgemeinere Menschenliebe übergeht, und ihn sicher zum guten, glücklichen, und nützlichen Menschen machen wird.

---

* * ist ein Knabe von etwa zwölf Jahren, und es fehlt ihm nicht an Anlage und Fleiß, brauchbar zu werden.

Er faßt ziemlich schnell, und wenn irgend etwas mit Ernst verlangt wird, so ist er in seinen Aufsätzen und schriftlichen Wiederholungen ziemlich pünktlich. Aber seine Seele scheint durch irgend

etwas

etwas verstimmt und aus dem graden Geleise der Natur herausgekommen zu seyn.

Sein Auge ist finster, es verengt sich, ohne kurzsichtig zu seyn, und sein Blick ist fast immer zur Erde geheftet.

In seiner Stirn liegen einige Falten, die etwas tückisches und hartherziges verrathen, und die überhaupt seinem Gesichte nicht vortheilhaft sind.

Er weiß seinen Mund durch eine kleine Biegung kleiner zu machen, und dadurch entsteht zugleich eine merkliche Bewegung an der Nase, die kein eigentliches Naserümpfen ist, aber doch dergleichen Dienste thun soll.

Alles dies ist freilich keine Empfehlung für ihn, aber dies gilt auch von seinen Handlungen selbst.

Er weiß durch mannigfaltige Krümmungen irgend einen seiner Mitschüler zu berühren, ohne daß dieser den Thäter allemal wissen kann.

Auch wenn er dabei betroffen wird, weiß er sich eine Art von Gegenwart des Geistes zu geben, und er geräth gleichsam in ein Erstaunen darüber, daß er dieß gewesen, dieß gethan haben sollte.

Auch drückt er sich eben so in seinen Worten aus: „Ich? ich weiß ja gar nichts davon! Ich habe still gesessen! Ich habe mich nicht bewegt" — und dabei wendet er sich häufig zu seinem Nebenschüler, und will, daß dieser ein Zeuge für ihn und seine Unschuld seyn soll.

Wenn man ihn nicht beobachtet, ihn nicht etwas kennt, so nimmt er durch seine äußre Scheinheiligkeit ein, und macht es einem schwer, das Gegentheil von dem zu glauben, was er sagt und behauptet. Wenn man ihn aber auch kennt, und selbst Augenzeuge gewesen ist: so läugnet er fort, und bleibt sehr hartnäckig bei dem, was er einmal gesagt hat.

Strafe ist ihm wirklich nicht gleichgültig, sondern sie scheint ihm etwas Erniedrigendes an sich zu haben; aber er leidet sie mit einer verzweifelt tückischen Miene, von der ich, wenn sie noch einige Jahre so bleiben sollte, alles befürchten würde.

Andre zu tadeln und tadeln zu hören, sie geringschätzig zu machen, scheint ihn zu freuen.

Bei dem Lobe andrer ist er in sich gekehrt, murmelt etwas vor sich, welches er überhaupt oft und bei vielen Gelegenheiten thut, besonders, wenn er erinnert wird, und weiß, ehe man sichs versieht, irgend etwas dagegen einzuwenden.

Er ist dabei äußerst wild und störrig in seinem ganzen Betragen. Alle seine Geräusche sind hörbarer als der übrigen. Er klettert, schimpft, wirft und stößt um sich, und giebt bei dem allen immer genau Acht, ob er auch bemerkt werden könnte, um alsdenn auf einmal still zu seyn, und die Unschuld selbst zu scheinen. —

Seidel.

Noch einige Belege zu dem Aufsatze: ein unglücklicher Hang zum Theater.*)

* * * den 8ten October 1783.

Lieber * * *,

So bin ich denn wieder im Hause meines Vaters! wie freuete ich mich, ihn noch einmal zu umarmen. Dir danke ich tausendmal für alles das, was Du mir durch deinen Umgang gewähret, für die Aufheiterung meiner Seele, für die guten beigebrachten Grundsätze, und besonders, daß Du mich so aufmerksam auf die Natur gemacht. Alles dieses will ich zu nutzen suchen. Heute Morgen bin ich mit einer großen Rührung meines Herzens aufgestanden, und meine schöne Stube, Bücher, der Anblick der Vaterstadt, alles das Andenken an die vielen hier mir wohlwollenden Menschen, und ich weiß nicht, was alles rief mir zu, bleib im Hause deines Vaters; vor dem 10ten geht keine Post ab, um G. zu antworten. Da werde ich ihm also was Entscheidendes schreiben müssen.

Da ich dieß schreibe, bin ich auch noch sehr geneigt, hier zu bleiben. Möchte ich mir doch Bürge bleiben können, den Gedanken durchzusetzen, hier erst ein vernünftiger Mensch zu werden.

*) Diesen Brief erhielt ich von ihm, unmittelbar darauf, als er von mir wieder zu seinen Eltern nach B.. gereißt war.

Nun Dir nochmals tausend Dank für die gute Aufnahme — für alles, alles, was Du mir Gutes erwiesen hast; tausend Dank Dir, liebster Bruder und Herzensfreund dafür gesagt!

Verzeih mir nochmals alle die Wiederwärtigkeiten und gewiß oft mißvergnügten Augenblicke, die ich Dir gemacht.

Besonders meine Abreise, daß ich so eilig war. Entschuldige sie mit Sehnsucht nach meinen Eltern. Ich reisete doch über Halberstadt, und kam eher hier an, als die Helmstädter Post. Ich vergesse Dich gewiß nicht. Leb recht wohl! behalte mich ja lieb, und wünsche mir lauter Gutes. Sei versichert, daß ich aus meinem Aufenthalte bei Dir tausend Gutes gelernet habe, aufmerksam auf die Natur und ihre Freuden geworden bin.

Ich küsse Dich einen Bruderkuß auf Deine Lippen; bleib Gesund, und suche Dein Leben so lange zu erhalten, als es möglich ist. Ich bin nun wohl im Hause meines **Vaters**! daß doch alles möge gut hinausgeführt werden! Leb' wohl, mein Guter!

*** den 18ten October 1783.

Lieber ***,

Schon vorigen Festtag hätte ich an Dich geschrieben, ich erwartete aber von Dir einen Brief, worin Du mir **vieles** zu sagen hättest, wie ich aus Deinem Schreiben an meinen Vater ersah; ich

kann

kann aber diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, Dir von meinem itzigen Zustande, so viel mir Zeit und Munterkeit des Geistes erlaubt, Nachricht zu geben.

Schon in Halberstadt stimmte sich meine Seele ganz anders, sie ward so weich und eindrucksvoll, ich erinnerte mich an alle die angenehmen Stunden, die ich dort zugebracht; kurz die Reise von da bis B * * in einer gar nicht kalten Nacht war für mich sehr angenehm.

Voller Herzensrührung fuhr ich durch B * *, aber doch freudig, in meiner Vaterstadt zu seyn, von der ich mich doch so weit und vielleicht auf ewig entfernen wollte.

Meine Eltern nahmen mich gütigst auf, und meine Mutter hatte sich schon über meinen Brief, der mich anmeldete, herzlich gefreuet.

So war ich denn im Hause meines Vaters, das ich unmöglich sobald verlassen konnte. Kurz ich beschloß hier diesen Winter zu bleiben, und schrieb es den Freitag G. höflichst ab; mein Vater gab mir Anleitung G. so zu schreiben, daß er aufhören müßte **Vater** zu seyn, wenn er mich nicht entschuldigen wollte.

Der Gedanke ist nun ganz aus meiner Seele verbannet, ich habe hier schon wieder Freunde gesucht, und sie auch gefunden, alle nehmen mich freudig auf, und sehen mich gerne, ich selbst bin nur noch furchtsam, alles ist für mich hier neu, ich bin ein Fremdling selbst hier, wo ich erzogen bin.

Sonderbar! am vorigen Sonntag, da mich ein Freund mit zur Aufführung einer französischen Comödie nahm, wo alle die Eltern der Kinder waren, die sie spielten, und alle meine vorigen Freunde und Bekannte, afficierte mich das Alles, was da vorging, und was ich da sah, so sehr, daß ich nach Endigung derselben die Gesellschaft verlassen, und zu Hause gehen mußte: ich bekam ein heftiges Flußfieber, der Arzt kam den Montag, den Dienstag mußte ich ein Vomitiv einnehmen, und bis heute darf ich noch nicht ausgehen, so rührte mich alles: anfangs konnte ich fast nirgends im Hause gehen, ohne zu weinen; ich kann Dir nicht sagen, wie mich alles afficiert, und wie ich alles bereue.

Auch herrscht itzt eine solche Ruhe in meiner Seele: sobald ich wieder ausgehn darf, werde ich Freunde besuchen, mir täglich Bewegung machen, lesen und thätig seyn, so viel ich kann, und einmal die häußlichen Freuden so recht genießen: ich finde itzt einen grossen Geschmack am Predigen, und werde meine beiden Collegien von Leß rezetiren, seine Moral und practische Dogmatik auch in den neuern Sprachen lesen, und überhaupt, wenn ich nur erst völlig wieder besser bin, mich so einrichten, daß ich immer thätig bin.

Mein guter Vater hat eine herzliche Freude, Du kannst es gar nicht glauben; er will mir ein

schö-

schönes neues Clavier schenken zu meinem Vergnügen, und thut alles.

Alle die mich sehen, freuen sich. Der Hofrath G. nahm mich freudig auf; er glaubte, ich käme von Leipzig; ich sagte ihm aber, ich sei in einer hypochondrischen Lage gewesen, und habe Leipzig verlassen müssen.

Der würdige Abt J. — diesem allein hatte es mein Vater anvertrauet, um Beruhigung zu haben — den Tag vor meiner Ankunft war dieser Greis selbst bei meinem Vater gewesen, weil ihn mein Vater zweimal vergeblich besucht, und hatte sich über meinen Brief gefreuet; „nun, hatte er „gesagt, bin ich heute ruhig! nun will ich seine Ge„sundheit trinken. Nehmen Sie ihn ja freund„schaftlich auf, tragen Sie ihn," sagen Sie ihm, ich wüßte alles, und wenn er nicht zu mir kommen will: so will ich wieder kommen: stell Dir vor! Aber ich hatte nun auf einmal so ein Herz, weil ich fest in meiner Seele war, nun kein C. zu werden. Ich gieng zu ihm: „Nun, sagte er, ich freue mich Sie noch wohl zu sehen, ich glaubte Sie nie wieder gesehn zu haben." Er redete freundschaftlich mit mir, und freuete sich, daß ich meinen Entschluß geändert, er gab mir die Hand, und voll Rührung ergriff ich sie fest, und küßte sie. Kommen Sie zuweilen zu mir, Sie sind mir immer willkommen.

Sieh, so bin ich auf einmal von dem Gedanken befreiet. Dir aber, liebster * * *, bin ich tausend Dank schuldig für Deine vielen Bemühungen, die Du meinetwegen gehabt, itzt sehe ich es erst recht ein, was Du an mir gethan hast, ich werde es gewiß nicht vergessen.

Vergieb mir ja alles das Widrige, was ich Dir etwa vorgebracht, und worüber Du oft wohl mißvergnügt geworden, ja solltest Du gar Deine letzte Unpäßlichkeit durch mein Betragen erhalten haben: so vergieb das alles meinem **verwirrten** Zustande: ach! wie wünscht ich itzt erst zu Dir zu kommen, wie wollte ich Dich itzt besser nutzen.

Aber laß uns unsere weite Trennung durch einen öftern Briefwechsel ersetzen. Schreib mir ja bald was Du machst; bist Du wieder munter, wie geht Dirs itzt in Deiner Eremitage? sitz ja nicht zu viel, und mach Dir Bewegung, schone Dich ja, und erkälte Dich nicht: ich hatte mich hier gebadet, und der Arzt glaubt, ich habe mich dadurch verkältet, und schiebt mein Flußfieber darauf.

Rathe mir nun recht brüderlich, wie Du glaubst, daß ich mich hier einrichten müsse. Gellerten, den Du kennst, habe ich wieder zu meinem Freunde gewählt, und er soll wieder mein bester Freund werden: schreib mir ja recht viel, wie ich mich hier betragen und einrichten soll.

Wenn Deine Reise fertig ist, bitte ich mir ein Exemplar aus, es wird mich an die Stunden

erinnern, da Du mir das vorlaseſt. Solltest Du mal eine Reiſe machen, ſo komm hieher, und beſuche mich, mein Logie und alles ſteht Dir zu Dienſten, wie wollten wir hier zuſammen ſpaßieren gehen: ich wollte Dir B** s Gegenden alle bekannt machen.

Wo nicht eher, ſo doch auf das Frühjahr beſuchſt Du mich einmal. Thue es ja. Die Truppen aus Amerika ſind hier wieder gekommen, und ſind itzt in Wolfenbüttel, das den Ort ſehr lebhaft und nahrhaft macht. Der König von Schweden hat ſich hier auch einige Tage aufgehalten, und reiſet von hier nach Italien.

Nun noch eine Frage: wir haben hier in einigen Monathen wieder die italieniſchen Operiſten, ſoll ich wohl die Operette beſuchen, was meinſt Du, oder ſoll ich wohl etwas Theatraliſches leſen, ich bitte mir Deinen Rath aus. Was leſe ich wohl itzt in meiner Lage am vortheilhafteſten, das mich wieder immer mehr und mehr aufheitert. Antworte mir bald und viel, ich vergeſſe Dich gewiß nicht, behalt mich lieb und denke fleißig auf Deinen Spatziergängen an

Deinen Freund

Den 29ſten December 1783.

Wie lebſt Du denn itzt, mein Beſter, in dieſen Wintertagen in Deiner Eremitage? ach! gewiß ver-

vergnügter und zufriedener als ich hier mitten in der Stadt B * * auf dem Kohlmarkte? ob ich gleich wohl mehr Ursache hätte freudig als mißvergnügt zu seyn: so muß ich es Dir, als meinem Herzensfreunde doch aufrichtig gestehen, daß ich wieder ganze Wochenlang die schwermüthigsten Launen gehabt: es dauert mich, Dich vielleicht dadurch zu betrüben, aber ich wollte gern so mal mein ganzes Herz ausschütten, und doch habe ich zu keinem größeres Zutrauen, als zu Dir, Du weißt ja warum? —

Mein Geist ist wieder lebhaft und feurig und kann wieder thätig seyn, nur fehlt es ihm hier an Muth; auf meiner Stube beim Buche bin ich heiter, aber sobald ich nur einen Blick auf die Straße thue, bin ich niedergeschlagen, der Anblick meiner Zeitgenoßen kränkt mich, besonders diese Festtage hindurch sind sie alle thätig, ich nicht.

So gerne möchte ich predigen, nur kann ich hier nicht das Herz faßen: es herrscht solche Rastlosigkeit in meiner Seele, ich kann nicht für den gegenwärtigen Anblick leben, dieß kränkt mich, und macht mir meine Tage trübe; keine frohe Aussicht auf den Tag, der Gedanke, Du kannst doch nichts zum Wohl der menschlichen Gesellschaft verrichten, Du bist itzt für sie todt, ach! wie betrübt mich das?

Ich kann nicht dabei zu Kräften kommen. Ach! die unglückliche unreife Idee, in welches Labyrinth hat sie mich versenkt, ach! wie thätig muß

ich

ich nun werden in einem Posten, den ich mit jedes Genehmigung ergreifen kann, und wobei ich für mich Beruhigung habe.

Wie gerne wünschte ich bald, ach! recht bald einen solchen Posten zu erhalten, der mich in Thätigkeit setzte; äußere Veranlassung muß ich haben zu arbeiten, ich arbeite immer noch mal so viel, als wenn ich mich ganz überlassen bin. Du weißt ja meine Kräfte.

Ich könnte immer für irgend ein Institut brauchbar werden, so viel Latein, Griechisch besonders kann ich ja, daß ich ein paar Autoren erklären könnte, wenn ich nur solche Gelegenheit hätte: Du weißt ja, wie bald ich mich wieder der Englischen Sprache bemächtigen kann, wenn ich darin was leisten müßte: und so auch Französisch.

Vor einigen Tagen, den 20sten, bin ich erst dreiundzwanzig Jahr alt geworden. Was könnte ich nicht noch leisten. Ach! die unglückliche Idee, welcher Lebensfreuden hat sie mich beraubt, mich bald um allen meinen Verstand gebracht!

Du hattest gewiß Recht, daß ich erst auswärts etwa ein Amt erhalten müßte, um hier wieder Jedermann dreist unter die Augen zu kommen; ach! hätte ich doch damals so gedacht, wie ich bei Dir war, wie viel weiter wäre ich doch nun schon.

Mein theuerster J. wünscht es auch recht sehr, mich auswärts um einen Fleck der Thätigkeit zu bemühen. Wenn wir doch noch zusammen

men gemeinschaftlich Hand in Hand geschlagen zum Wohl der menschlichen Gesellschaft arbeiten könnten, oder Du mir doch durch Dein brüderliches Zurechtweisen und Anleiten hierin nützlich würdest.

Mit welcher Freude und Eifer würde ich eine horazische Ode oder sonst einen Autor erklären, und vielleicht durch Deklamation oder durch einen muntern Vortrag Beifall gewinnen.

Seitdem jene unglückliche Idee aus meiner Seele verbannt ist, bin ich ganz anders geworden. Nur ein vorgestecktes Ziel fehlt mir, wornach ich arbeite; was könnte nun vielleicht noch aus mir werden! ich meyne, wie könnte ich mich vervollkommen; und welche Ruhe der Seele und welche Freudigkeit des Gewissens könnte ich haben! Du kennst mich ja, daß es in meiner itzigen Lage wohl schwer ist, mich so völlig zum **Prediger** zu bilden.

Ich glaube, in irgend so einem Posten an einem Institute würde ich mich zum aufgeklärten Menschen bilden, und dann mit zunehmenden Jahren, wenn ich wieder in Ruf bin, und das Bewußtseyn einer wohlangewandten Zeit habe, könnte ich noch ein guter Prediger werden. Hundert Thaler will mir mein Vater jährlich geben; sieh doch zu, mein Bester, wie Du mir hilfst.

Schreib mir doch bald, und unterrichte mich von Dessau, was es für eine Bewandniß damit hat.

hat. Eine Condition zu übernehmen bringt mich nicht viel weiter, und erwirbt mir keinen Ruf. Recht oft denke ich an die Zeit, die wir zusammen verlebt haben: aber am meisten und nicht ohne Herzensrührung dachte ich an Dich, als ich neulich Deine . . . . . las. Wie war mir da die Erimitage, der weiße Tisch, Dein Bette, alles gegenwärtig und lebhaft: wie dachte ich da so recht bewegt an Dich, mein Busenfreund, dem ich noch in diesem Jahre mein Herz ausgeschüttet habe, und nun ruhiger bin.

Schreib mir doch bald, was Du machst? Du arbeitest nun wohl schon etwas Künstliches bei Deinem Tischler! ich weiß nicht, hier mitten in der faden Stadt, beim Geräusche der Karossen, und dem Anblick der vielen auflaurenden Leute sind mir jene Natur-Ideen bald ganz verschwunden; jene einfache patriarchalische Lebensart ist mir noch immer theuer und werth; ich fand mich doch dabei wohl, und ziehe sie alle den Seele stumpfmachenden Mahlzeiten sogenannter B ** vor. Wenn man nicht brav **isset** und **trinkt**, so verachtet man sie nach ihrer Meinung. Doch bin ich nicht in dem Falle.

Hier im Hause meines Vaters habe ich mich so ganz in mich versenkt, und lebe ruhig, still und einsam.

Nur

Nur fehlt mir Muth und Aufmunterung, mein Geist kann nicht so wirken, wie er nun gern wollte: ich trage dieß gelassen, weil ich es wohl selbst verschuldet.

Doch möchte ich bald, ach! bald aus dieser unthätigen Lage gerissen werden, — zum Wohl der menschlichen Gesellschaft arbeiten. Wenn ich itzt bei Dir wäre, wie wollten wir zusammen arbeiten.

Wenn ich denn so einmal irgend etwas in eine periodische Schrift einrücken könnte, und dadurch in Ruf käme;

Glaub sicherlich, mein Bester, damit ich Dir auch nichts verheele, daß ich mich itzt tausendmal bei Dir wünsche; wie könnten wir nun vergnügt seyn, da jene unglückliche Idee, die mich so zurückgebracht hat, mich nun nicht mehr beherrschet: ach! ich muß es Dir nur frei bekennen, ich kränke und gräme mich hier so in der Stille, daß ich nicht thätig seyn kann, und hier deßwegen so im übeln Ruf bin.

Denn heißt es, der Mensch hat nichts gelernet, er prediget nicht; Solche Vorwürfe mache ich mir selbst: ach! wäre ich itzt bei Dir, wie könnte ich nun dreist zum Professor ** gehen, und um Information bitten, ich wüßte gewiß, daß es mir gelingen würde: an Dir hatte ich doch einen Freund, mit dem ich mich unterhalten, über meinen

Zustand

Zustand sprechen, ihm mein Leiden klagen, und dadurch Linderung von ihm hoffen konnte.

Ach! ich habe noch verschiedenes auf meinem Herzen, das ich dem Briefe nicht anvertrauen mag, und was ich nur so Dir allein klagen möchte; ich bin hier wie ein Fremdling in meinem Vaterlande, ich kann mich hier nicht so producieren, wie ich gerne wünschte, ich vergesse hier mein Leiden nicht; ich Elender!

Ich dächte immer, daß ich doch jährlich funfzig Rthlr. dort leicht verdienen würde durch Information, wenn mir nun mein Vater hundert Rthlr. gäbe, so könnte ich doch ein Jahr mich dort aufhalten. Schreib mir doch ja bald, ob Du in B. zu bleiben gedenkest? Wenn mir das noch fehl schlagen sollte, oder ich sonst keine Hofnung hätte; so thue mir doch die freundschaftliche brüderliche Versicherung, ob Du mich wohl nicht wieder bei Dir aufnehmen wolltest: Du könntest mich ganz allein dann noch retten: glaub gewiß, meine Seele ist jetzt so gestimmt, daß sie es wohl fühlt, was Du für mich gewesen bist: und jene Unruhe, die ich Dir machte, war nur eine Folge jener unglücklichen Idee. Ich war noch immer unentschlüßig.

Wenn ich nun mit der Idee zu Dir komme, ein rechtschaffener nützlicher Mensch zu werden, wie

vergnügt wollten wir denn zusammen leben! Nun, mein Bester, schreib mir ja bald wieder, was Du machst, und ob Du gesund bist, das verlange ich besonders gerne von Dir zu erfahren: und wünsche Dir recht viel Gutes, und besonders das edelste Gut der Menschen, die Gesundheit; möchte doch das neue Jahr für mich ein erfreuliches Jahr seyn, und mich aus meiner Unruhe reißen, und zum Ziel der Thätigkeit verhelfen.

Dir wünsche ich auch recht viel Gutes zum neuen Jahre und empfehle mich Deiner fernern Freundschaft und Bruderliebe: verlaß ja mit Deinen freundschaftlichen Gesinnungen und Deiner thätigen Hülfe nicht Deinen Freund und Bruder, der Dich gewiß itzt in Gedanken an sein Herz drücket, und Dir das Beste wünschet. So leb denn wohl, mein bester, lieber * *, leb wohl, und vergiß nicht u. s. w.

Folgende Briefe, in welchen sich schon der erste Keim zu der **unglücklichen Theatergrille** zeigt, werden mit den vorhergehenden zusammengenommen kein unwichtiger Beitrag zur nähern Kenntniß einer mißleitenden Phantasie seyn.

Den 9ten Februar 1781.

Mein Bester,

*) So eben komme ich aus der Oper **Armida** (es schlägt ein Viertel auf Zehne) noch ganz voll von den bezaubernden Tönen der herrlichen Arien und Recitative dieser Oper, dieses Meisterstücks des berühmten Dresdener Kapellmeisters Herrn **Naumann**. Und nun noch ein paar Worte an Dich.

Du machst Dich gewiß auf einen rechten langen Brief gefaßt. Du denkest — — versprochenermaßen — muß er recht lang seyn und auch lang werden können.

Nun, Du sollst denn recht gedacht haben. Also ermüde nicht viel zu lesen; verzeih, wenn ich nicht systematisch schreibe, ich kann es dießmal nicht; so wie mir was einfallen wird, schreibe ich es nieder, mein Herz ist zu voll, sieh! wüßtest Du es, wie es für Dich schlägt; ja, den-

*) Nichts ist sonderbarer in diesen Briefen, als der immerwährende schnelle Uebergang von Komödie zu Predigt und von Predigt zu Komödie, gerade in dem Punkte, worin beide in der Phantasie des Schreibenden immer zusammen trafen.

ken kann ich freilich nicht immer an Dich; aber Dich auch vergessen — kann ich nie.

Wie könnte ich böse auf Dich seyn! oder wie könnte gar Dein kurzes Stillschweigen dieß verursachen. Nein, Du schreibst nun recht oft an mich, und dann sollst Du auch bald wieder etwas von mir, und recht viel hören.

Ja, ich **kenne** Dich — glaube Dich **ganz zu kennen.** Ich weiß auch, woran Dein langes Stillschweigen gelegen hat. Anhaltende Arbeiten, dachte ich gleich, müssen daran schuld seyn, und Dein Brief bestätigte mir dieses.

Nun schreib, wie Du auch mir versprichst, recht oft. Schreib mir Deine glücklichen (und auch, wenn sich dergleichen zuweilen äußern) Deine minder glücklichen Schicksaale, keiner wird an beiden mehr Antheil nehmen, als Dein lieber Freund und treuer Bruder.

Ach! noch sind wir fern, noch von einander getrennt, gewiß noch einige Jahre, langer Zeitraum! ach! möchte uns doch einmal die Göttin Fortuna zusammen an Einen Ort führen, gern, gern wollte ich ihr einen Kranz winden. Denn dies wäre so mein Lieblingsgedanke.

Wir beide an Einem Ort (und das an dem Ort, wo Du itzt bist,) zu B., soll ich noch mehr wünschen, an Einem Institute, gemeinschaftliche Arbeiter für die Jugend, oder doch beide Redner für das Volk, und dann doch Ein Geschäfte! o Wonne-

Gedanke, o meine Lieblings-Grille — Mittel-Punkt meiner Wünsche, wohin sie sich alle sehnen.

Du, und ich, in B.! — nur freilich noch auf ein paar Jahre ein vergeblicher Wunsch. —

Dem Hange zur Traurigkeit suche so viel als möglich nicht nachzuhängen, ich weiß es selbst aus Erfahrung, giebt man einmal einem traurigen Gedanken Platz in der Seele: so sucht er sich in ihr zu befestigen, und selbst die Waffen der Vernunft vermögen nichts gegen ihn. Suche Dich alsdann so viel als möglich zu zerstreuen: damit solche Gedanken nicht bei Dir einwurzeln.

So schreibt ein Student schon aus seiner Erfahrung dem durch Schicksale geprüften Manne Regeln vor.

Ich wollte Dir wohl meine schwachen Versuche von Predigten zuschicken, allein ich habe solche nur Einmal schriftlich liegen, und dazu etwas unleserlich. Am 2ten Februar kam ich hier Abends um acht Uhr an, und an dem darauf folgenden Sonntage als am 4ten Februar predigte ich zuerst hier vor dem Petri Thore über das Evangelium am Tage der Reinigung Maria, Luc. 4, 22-32. und nahm von dem herrlichen Ende des frommen Simeon eine Veranlassung die angelegentliche Wahrheit zu betrachten:

„Nur der wahre Christ, der Freund Gottes und der Tugend, kann nicht anders als „mit Freuden an den Tod denken.“

a) Die Ueberzeugung eines ruhigen und guten Gewissens.

b) Die Versicherung einer seeligen Unsterblichkeit.

c) Der Ausgang aus einer leidensvollen Welt.

d) Der Eingang in eine seelige Ewigkeit.

Dies waren die vier Gründe, womit ich zeigte, warum der wahre Christ ꝛc. sein Leben ruhig beschließen könnte. Die Predigt fieng ich mit den drei ersten Versen aus dem Liede von Gellert an: **Meine Lebenszeit verstreichet** ꝛc. und dem letzten: **Tritt im Geist zum Grabe oft hin.** Nach dem Thema wiederholte ich den dritten Vers: **Nur ein Herz das Jesum liebt** ꝛc. und beschloß meine Predigt mit dem letzten Vers No. 570 aus dem Braunschweigischen Gesangbuche: **Ich will dich noch im Tode erheben.** (Dieß Lied ist vom Professor Eschenburg.) Es schlägt zwölf Uhr, ich bin müde.

Den 10ten Februar.

Nun, meine Erstgeburt der Predigt habe ich einer Landgemeine zu R.. nahe bei H.. am 2ten Advent 1780 gehalten, über das Evangelium Luc. 21. Und es werden Zeichen geschehen ꝛc. ich predigte **die Gewißheit eines künftigen allgemeinen Weltgerichts,** (fieng meine Predigt mit dem Vers 1. aus dem Liede 243 an: **„Schon ist der Tag von Gott**

Gott bestimmt ꝛc.) das sagt uns schon die Vernunft, das bestätigt uns die Schrift, das bezeuget uns unser Gewissen. Darauf folgte dieser Vers:

Tag des Gerichts! Du wirst erscheinen,
Wie Schrift, Vernunft, Gewissen zeigt!
Hörst auf die Wahrheit zu verneinen,
Schweigt alle — Zweifler — Spötter —
schweigt!
Glaubt mit uns, das ist eure Pflicht,
Ein allgemeines Weltgericht.

Eins mußt Du mir erlauben Dir aus dieser Predigt zu schreiben, eine Stelle, die gewiß meine Reise nach B. schuff. Sie ist diese:

„Himmel und Erde werden vergehen, aber „meine Worte vergehen nicht; d. h. Eher können „Himmel und Erde vergehen, als daß diese meine „Reden nicht erfüllet werden. Jesus verband die „Verkündigung dieses allgemeinen Gerichts mit der „Verkündigung des Gerichts über Jerusalem. Wo „ist jetzt diese Stadt? Sie ist Asche, und was sie „ist, wird einst die Welt seyn. Alsdenn aber, „wenn jener Gerichtstag des Herrn gleich einem „nächtlichen Diebe kömmt, dann werden die Him„mel mit Krachen zergehen ꝛc. Nun besonders „diese Worte: — Wo seyd Ihr dann, ihr kö„niglichen prachtvollen Städte, Ihr kleinen Wel„ten, mit euren bis an den Himmel reichenden

„Zierden, bei deren Anblick der Verstand des Sterb-
„lichen schwindelt, und kein menschliches Auge sie
„erreichet? Wo bleiben dann eure bis in die Wol-
„ken gethürmten Palläste: Ihr, die Ihr durch
„eure Größe und durch den Reichthum eurer Pracht
„jeden sich euch nähernden Wanderer (ich dachte hier
„an die Leipziger Straße) täuscht, und in Erstau-
„nen setzt: wo seyd Ihr dann? oder was seyd Ihr
„dann? — Asche! Zertrümmern werdet Ihr, Ihr
„Palläste, Ihr, die Ihr oft sich Götter dünkende
„Bewohner faßt, Sitze des Wohllebens und der
„Ueppigkeit, deren goldenes Getäfel oft viele
„Schandthaten deckt.“ Mein Schluß war dieser:
„Großer und erhabener Richter, sei mir dann
„nicht schrecklich, dann nicht, wenn ich einst vor
„deinem Richterstuhl erscheine, gieb, daß ich als-
„dann würdig befunden werde, zu entfliehen, in
„allem, das alsdann schreckliches geschehen soll.
„Amen! Weltrichter und Heiland, — Wenn ich
„dich dann mit allen Engeln Gottes schauen
„werde, so will ich dir noch danken, daß du mei-
„nes Angesichts Hülfe und mein Gott bist.“ (Dieß war eine Nachahmung des Schlußes Deiner Predigt.) Nun der Schluß dieser: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet ꝛc. Nun Herr, wirst du mir auch beilegen die Krone der Gerechtigkeit, die du mir geben willst an jenem Tage, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die deine Erscheinung lieb haben.

(Eine

(Eine laute feierliche Declamation denke Dir hierzu. —)

Tag des Gerichts! wenn du wirst kommen,
Dann werden wir es völlig sehn,
Wohin die Sünder und die Frommen,
Geschieden von einander gehn;
Gerechte gehn zum Leben ein,
Die Sünder ein zur ewigen Pein.

So lief es recht gut mit dieser ersten Predigt ab.

Ein englisches Buch the life of David Garrick Esq. (Lond. 1780) ich kann es hier nicht haben, ich schicke auch dafür 8 Gr., solches ist noch nicht übersetzt, ich wollte mich daran machen, und das Manuscript Dir dann zuschicken, und es in B.. drucken lassen, was sagst Du dazu? Ich hätte große Lust.

Es ist nicht stark, ich würde bald damit fertig, und ich möchte, wo nicht Autor, doch nur Uebersetzer seyn, das heißt, gern einmal was drucken lassen.

Voller Begierde gieng ich zu Gebler hin, aber er hatte es nicht; ich glaube, der vierte Theil wäre schon übersetzt, wenn ich es vor acht Tagen gehabt hätte. Du erzeigst mir also eine große Gefälligkeit, wenn Du mir beides bald, sobald als möglich schickest.

Wenn Du mir einige Musikalien schicken könntest, ganz neue, so würdest Du mich als einen

großen Liebhaber der Musik sehr verbinden. Wenn Du von Reichards kleinen Clavierstücken Rondeaux ꝛc. mir etwas schicken könntest oder aus Robert und Calliste die Arie: Uebermannt von tausend Leiden ꝛc.

Den 11ten Februar.

Heute predigte Herr Pastor B. an St. Martini (der noch immer hier zu den besten Rednern und guten Schilderern der menschlichen Charakter gerechnet wird) über die Epistel. Vor acht Tagen predigte er in der Brüdernkirche des Nachmittags, wo ich auch zum Kreutzkloster geprediget; es war mir sehr angenehm, einen solchen Mann über dasselbe Evangelium an dem Tage noch hören zu können. Er hatte eine sonderbare Materie, ganz entfernt von der meinigen, nämlich „die Schätzung der Greise" war sein Thema; von dem Simeon hergenommen. So soll er itzt überhaupt ganz neue Materien aufbringen. Neuerlich im Weinachten in der Schloßkapelle die **Sendung** Jesu, als den **höchsten Beweiß der Vaterliebe Gottes:** und **man muß andere nicht zu sehr rühmen,** und **wie man im Lobe verfahren soll.**

Lauter neue Sachen sollen der Inhalt gewesen seyn. Die Predigt von der Schätzung der Greise, die ich nun selbst gehört, hatte freilich viel Neues, gute Schilderungen der menschlichen Charaktere

bis

bis auf das Kleinste ist seine große Stärke, er detaillirt den Menschen sehr gut, in den besten dazu gewählten deutschen Ausdrücken, er verräth große Menschenkenntniß und Studium derselben, sein Vortrag ist Plan und daher beliebt. Meiner Meinung ist auch diese Popularität im Reden das Schwerste, und man kann sich leichter an das Erhabene gewöhnen, und es fällt einem nicht so schwer, ich weiß dieß aus Erfahrung; ich hinke auch gern zu diesen kleinen Fehler hin, ich gestehe es Dir frei, ich liebe das Pathetische im Ausdruck, und es wird mir auch nicht sauer den hohen Ausdruck zu finden, eher als den regulären und eben so verständlichen und nicht mehr sagenden Ausdruck.

Ach! laß mich so noch ein bischen mit Dir schwatzen, wir haben ja lange nicht mit einander geschwatzt.

Noch gestern bin ich mit in der Probe zur Oper: **die Eifersucht des Bauren** ꝛc. gewesen, die am Dienstag gegeben werden soll. Kömmt der Bischof von Osnabrück, der itzt zu Hannover ist, so wird hier eine große Oper im Opernhause auf dem Hagemarkte gegeben. Die wünschte ich wirklich zu sehen, und der zu gefallen, käme ich denn wahrlich von H.. einen Abend wieder herüber. —

Jetzt schlägt es neun Uhr, und ich will A.. in der **Schloßkapelle** hören. Nun, er hat gere-

det

der von dem sündlichen Klagen der Menschen über die Vorsehung des Höchsten. Er hat die Quellen dieser Klagen gezeigt, und die Natur und Beschaffenheit der göttlichen Vorsehung genauer erwogen. Die Kirche war ziemlich voll, alle Fürstliche waren darin, der Herzog und die Herzogin, Erbprinz, und alle andere Prinzen, die verwittwete Herzogin, und die Aebtißin.

Ich dachte gleich an den König von Preußen, wie ich seine ehrwürdige Schwester sah. Kurz, ich hätte heute wohl in der Schloßkirche predigen mögen. Die Prediger im Ministerio werden nun alle in einen Wagen vom Hofe abgeholt. Herr Pesch, der berühmte Musikus, fällt mir dabei ein, hat vom regierenden Herzoge einen herrlichen Pelz zum Geschenk bekommen, da ihm im Orchester gefroren, er sowohl als Herr Marcus spielen beide im Orchester mit, man erwartet sonst diese beiden nicht im Orchester, es ist mit zweiunddreißig Personen besetzt. Se haben zwei Capellmeister selbst bei sich, der Prager spielt den Flügel, der Wiener agirt mit; Saporetti, zwei Frauenzimmer, die von Berlin, und unmittelbar von Leipzig hieher gekommen, agiren und singen mit vielem Beifalle; die eine habe ich am Freitage in Armida selbst singen hören, sie singt herrlich. Adispirates affetto-tremar, diese Arie sang sie vortreflich.

Madam Bologna singt auch herrlich, und die beiden Castraten Calcandi und Patrazzi bleiben Castraten,

straten, ich habe noch nie einen Castraten singen hören, es war mir sehr auffallend, einen koloßalischen Menschen mit einer Kanarien-Stimme zu hören. Armida hat mir sehr gefallen, es hat erschütternde Scenen. Z. E. der Marsch, den das Orchester spielt, wenn die Soldaten unter Anführung ihres Helden über das Theater marschiren, hierbei ward mir kalt und warm, auch bei der Scene, wenn ein Gewitter die Soldaten aus ihrem Lager zerstreuet, und Armida über das Theater im Siegeswagen fährt, und selbst ins Lager kömmt. Solches Eclatante und Brillante habe ich noch nicht gesehen.

Herr Pastor B.. predigte in der Epistel heute **über die Verläugnung der Welt bei der Uebung des Christenthums**, und Herr Pastor H.. schilderte den **Neid** schrecklich in der Doctorspredigt über das Evangelium.

Künftigen Mittwoch den 14ten Februar wird Armida zum zweitenmal gespielt, dann bin ich wohl schon wieder in Helmstädt. Ich bin

Dein ewiggetreuer

P * *.

Leb wohl — — Adieu, mein Bester!
Symb. Man! Know thyself all wisdom centres there —

Geständnisse über das Vermögen künftige Dinge vorherzusehen.

Woher es kömmt, daß man mir mehr zutraut, als wirklich mein Wissen ist, weiß ich nicht; genug, man zwang mich aus Scherz Prophetin zu werden.

Blos aus Geselligkeit, nachdem ich mich genug geweigert, sage ich jemanden allerlei Dinge, von denen ich behaupte, sie würden nie eintreffen.

Im Scherz gefodert, im Scherz gesagt, wie es zugegangen, daß es eingetroffen, weiß ich mir noch jetzt nicht zu erklären.

Nachher sollte und muste ich den Weissagergeist haben; da ich aber sah, daß es bisweilen dazu diente, kleine Händel bei meinem Geschlechte zu stören, so nutzte ich die Einbildung meines Nächsten von mir zu einen guten moralischen Endzweck, glaubte hin und wieder Nutzen zu stiften.

Aber wie es nun geht, das Außerordentliche setzt in Ruf.

Da ich fand, daß der Glaube an mein Vorhersagen künftiger Dinge zu sehr befestiget ward, hielt ich ein, sagte nur aus Gefälligkeit gemeine Sachen, ließ es mir aber merken, daß mir solche Forderungen zuwider wären, und so hat es aufgehört.

Nie habe ich etwas gesagt, was den Hörer in Schrecken setzen konnte. Aber lassen Sie sich einige Dinge erzählen:

Eine

Eine Krankheit meines Mannes machte es nothwendig nachher mit mir ins Bad zu gehn. Dort trift man, wie Sie wissen, der Gesellschaft viel.

Ein Land-Cavalier hatte sich zur Lust, jemanden zu überraschen, im Predigerrock versteckt.

Der Scherz glückte; der Mann, dem es galt, verkannte ihn. Ich aber sagte: spotten Sie nicht mit dem schwarzen Rock, vielleicht kommt noch unter vierundzwanzig Stunden ein Bothe, und meldet Ihnen etwas, wo sie wirklich nachher einen tragen müssen. Wann es aber geschiehet, so bedeutet es eine reiche Erbschaft; auch liegt der Kranke Ihrem Herzen nicht nahe, wohl aber der Frau Gemahlin, gehen Sie zu dieser, um sie zu trösten.

Wirklich sagte ich dies, um seine Lust zu dämpfen, er nimmt es auch so; nachdem er ins Haus tritt, findet er schon den Bothen.

Sein Schwager wird gemeldet, verlangte ihn zu sprechen, wenige Stunden seines Lebens wären nur übrig.

Der Cavalier reist, der Schwager stirbt, die Frau erbt ansehnlich, die die Schwester des Todten war.

Ich gestehe, mir war dieß, wie manches andere, unbegreiflich.

Eben der Art sind manche Dinge vorgefallen, die ich nicht hersetzen kann, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Doch

Doch noch eins in anderer Art: mit einer meiner Freundinnen besuchte ich einen Garten, wir sind alleine, lange will sie sich nicht aufhalten, weil ihr Mann Besuch auf den Abend erwartet, ich sage also: gehn Sie, noch einen Freund werden Sie finden, der Ihnen lieb ist, der andere aber, den Sie erwarten, wird Ihnen sehr zur Plage werden.

Sie lacht, sieht ein, warum ich dieß sage, weil ich sie von ihrem Hause nicht länger abhalten will, und aus Scherz dieß letztre einmische.

Die Antwort war: der Gast, den wir erwarten, ist der beste Mann, kann nie quälen.

Da sie in ihr Haus tritt, findet sie wirklich einen lieben Freund vom Lande, sie lacht, sagt, daß sie diesen Besuch schon vorher gewußt; ihr Gatte wundert sich, sie erzählt, was ich gesagt, auch daß die noch zu erwartende Person zur Last fallen würde.

Man hält dieß ohnmöglich; der Mann kömmt, hat sich durch einen andern Freund zum Trunk reitzen lassen, seiner Stärke zu viel getraut; kurz, er ist unausstehlich, und geräth zuletzt in einen Zustand, wo man ihn in sein Quartier bringen muß.

G** den 23sten October 1785.

* * *

Auszug aus einem Briefe.

Speier den 29sten December 1785.

Mein Bruder, ein Jahr älter als ich, hatte eine Imagination, die sehr lebhaft und empfänglich war, und deswegen auf einem Vorwurf nicht lange aushielt, die alte Idee von jeder neuen sinnlichern und also reitzbarern verdrungen wurde; überhaupt war ihm der Eindruck in seiner Einbildungskraft von minder interessierenden Gegenständen und Vorstellungen, in dem Moment eines fühlbarern dahinreißendern, nur augenblicklicher Eindruck — nur vorbeistreichende Lüftchen, und sein Blick blieb nur so lange auf demselben, bis ein plötzlicher stürmischer Windstoß das alte Gebäude der Phantasie erschütterte und den Grund zerstörte.

Mit eilf Jahren ging er mit einem Schulfreunde um, der desselben Temperaments war; dieselbe Viertelstunde zum ersten Erscheinungsmoment unter den Erdesöhnen hatte; dieselbe Milch zur Nahrung sog. Beide lasen einige Zeit her ausrufende Aszeten und mährchenvolle Lebensbeschreibungen von Heiligen.

Unter andern zog die Lebensart und der heilige romantische Wandel der Waldbrüder ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Nichts lieber und ergötzender war ihnen, als ein Geschichtchen zu lesen: wie ein frommer Mensch sich entschloß aus der Welt zu reisen; wie er sich

ein ödes Plätzchen tief in der Wildniß unter den Wohnungen von Löwen, Bären, Tiegern, Schlangen, Wölfen und andern wilden Thieren auswählte; sich da aus vier Stangen ein Hüttchen bauete; rohe wilde Kräuter zum Mittagsmal speißte; den ganzen Tag zum Himmel verseufzte und den Rücken blutig schlug, oder in Dornen zur Abkühlung des Fleisches sich wälzte; wie er bald diese, bald jene Versuchung vom Teufel ausstehen mußte, der ihm nun in seiner wahren anerkannten Gestalt, mit Hörnern, einer Adlersnase, mit Schwanz, zottigen Geisenfüssen und Drachenflügeln; ein andermal in der Maske eines schönen, reitzenden Weibes, eines verstellten Seraphs, oder eines alten Mannes, und wer weiß, in wie vielen tollen durch Aberglauben erzeugten Gestalten noch erschien; dann in seinem Grabe schlief; die wildesten Thiere zu seinen Freunden hatte, und also aus Haß gegen das Menschengeschlecht, aus dem dummsten Mißverständnisse und der unverschämtesten Schwärmerei, den Menschen auszog, auf allen Vieren kroch, und seine Vernunft zur Bestialität herabstimmte. — Genug, solche Geschichtchen, die sie für göttliche Wahrheiten hielten, waren ihnen die anzüglichsten — ihre Lieblingsgedanken und Beschäftigungen.

Sie fingen an, an einem einsamen Orte eine Stube auszuzieren; bald hing sie voll Bilder erdichteter Scenen und Personen; und sammelten

lebens-

Lebensbeschreibungen der vierzehn Nothhelfer und der übrigen Heiligen.

Die ersten hatten einen redlichen Jesuiten, die andern den berühmten ehrwürdigen Kapuziner Martin V.. zum Verfasser, treflich gewählt! aber sie in ihrer Schwärmerei nur mehr zu stärken; Und so wurde in feierlicher Stille, in geistlichen Versenkungen der größte Theil des Tages durchgebracht, und die Phantasie durch immer mehr sich vermehrende, angenehme schmeichelnde Geburten des zügellosesten Wahnsinnes, auch allmälig zu höherm Grade von Lebhaftigkeit angefeuret.

Endlich wurden die Bilder der Phantasie in ihrer Seele so lebhaft, stark und dringend, daß sie sich nun schon aller übrigen Vorstellungen bemächtigten; und in dieser siegenden Darstellung nur nach ihrer Realität, sich nur nach wirklicher Befriedigung sehnten; mit ungestüm die Hülle des drangvollen Herzens, des phantasierenden Kopfes, in die Hülle von Wirklichkeit, von sinnlichen Befriedigungen auszugießen.

Sie entschloßen sich, dem Beispiel ihrer Helden zu folgen; ihnen ihre Thorheiten, ihren religiösen Unsinn thätig nachzumachen, so wie sie, Menschen, Welt und allen Freuden des gesellschaftlichen Lebens zu entsagen, und unter Thieren im Walde als Thier zu leben. Sie entschloßen sich, Kleider und etwas Wäsche zusammenzupacken; und Bücher, die von ihrer künftigen Lebensart handel-

ten, durften ja nicht zurückbleiben; denn aus diesen wählten sie ihre Vorgänger zum Muster und unverbrüchlichen Siegel ihrer Handlungsweise, ihres Wandels, und ihrer ganzen Einrichtung.

Von Kleidungsstücken sollten sie nur etwas weniges mitnehmen; denn was brauchen sie viel in ihrer Wildniß, und im Nothfalle giebt es ja Thierhäute, Pflanzen und Blätter.

Zur Nahrung wollten sie nichts bei sich haben, da ihnen die nächste beste Wurzel Speise war.

Nun sahen sie schon mit Entzücken vor sich hin, wie bald ihr Leben heilig, Gott und die Engel ihre Freunde und Gesellschafter seyn würden! wie sie bald durch himmlische Gesichter und Entzückungen begnadigt, die Himmelsseeligkeiten schmecken, und in ruhigen, einsamen, geistlichen Unterredungen, in ungestörter Andacht und in den frommen, seeligen Empfindungen bei aszetischen, schwärmerischen Betrachtungen zufrieden und glücklich seyn würden, dann getrost und wonnevoll die Stunde der Auflösung hienieden, ihrer Aufnahme unter die schon verklärten Mitbrüder und der allgemeinen Verehrung ihrer Verdienste und Heiligkeit, zu umarmen! Romanenmäßiger konnte ihr wirklicher Gemüthszustand nicht seyn.

Sie wollten nun als religiöse Donquixote auf moralische Abentheuer ausziehen.

Sie bestimmten also die Zeit ihrer Pilgrimsreise, und zwar die Nacht.

Nun

Nun kam sie herbei die Nacht, und ein Zufall verhinderte die Ausführung des ganzen Projektes.

Mein Bruder hatte das, was er zusammenpackte, hinter eine Bude in das Kelterhaus gesteckt; gegen Abend kam der Eigenthümer des Hauses aus irgend einer Ursache hieher, und entdeckte zuletzt den Bündel; Sogleich zeigt er's meinen Aeltern an, diese den Aeltern seines Gesellschafters, und so wurden an demselben Abend alle ihre wonnereichen Aussichten untergraben, ihre Freuden und Hoffnungen zernichtet.

Nachher kam ihnen der Gedanke nicht wieder; denn man nahm ihnen ihre erbaulichen Bücher, und folglich verlöschte das Feuer, da es an Nahrung mangelte.

Nur ein und eine halbe Stunde weit bewohnte auch ein Waldbruder einen mit Wildniß bedeckten Berg bei H...ch; dieser Umstand mochte auch noch viel zur Bestättigung ihres Entschlusses beigetragen haben.

Sie wollten erst zu dem gehen, um sich von ihm wegen der gewählten Lebensart berichtigen, und näher belehren lassen; dann über Berg und Thal, über Wald und Heiden ihre Wallfahrt bis zu einem für ihren Aufenthalt bequemen Ort fortsetzen. —

Uebrigens sieht man aus diesem jugendlichen Fragmente, wie das Kind so alles sinnlichen empfänglich ist, wie seine Anlagen in Hinsicht auf ihre entwickelte Richtung durch jeden der Einbildungs-

kraft schmeichelnden Eindruck stimmbar sind, wie aber auch schwärmende Vorstellungen in dem Kreise eines religiösen Interesses alle andere verdunkeln, und über den ganzen Menschen siegen.

Als einen Beitrag zur Seelenheilkunde setze ich noch folgendem Aufsatz aus meinem Tagebuche bei: er ist vom 20sten December 1785.

Der Himmel war trübe, und dichte Luft umnebelte die Aussicht. Aus dieser Ursache war es ein unangenehmer finsterer Tag. Gegen Abend begann es kalt zu werden, und die Nacht wurde schneedrohend.

So gegen die Abenddämmerung ging ich an den Rhein spatzieren. Alles sah da so feierlich aus; so still umher forderte alles mein Augenmerk. Die Bäume entblättert, die ganze Flur kahl; bei diesem Anblick entzückte mich ein heiliges Ehrfurchtsgefühl für die Natur, die auch im Winter nicht nachläßt, uns zu überzeugen, wie eine gute, liebevolle, zärtliche Mutter sie ist!

Wie sie bei jeder ihrer Veränderungen das Geschöpf noch mit tausend der reinsten, sättigendsten Freuden zu vergnügen sucht! wie sie Liebe und Glück über ihre Kinder in ewigen Ergießungen verbreitet! wie sie jedem mit offner, segenvoller Brust entgegeneilt, und in ihre beglückende Arme einschließt!

Noch

Noch leere Schiffe, der am Mastbaume flatternde Booze, noch andere um ihn beschäftigte Schiffer; die dahin wallende Fluthen des Rheines, die durch den Wasserfall genährte gegenüberstehende Insel; die schauervolle hie und da von einem Hofe unterbrochene Aussicht; das graue, halbdunkle der sich endigenden Dämmerung; dann meine zwei kleinen stillen Begleiter. —

Dieses alles mit vorerwähnten Gefühlen leitete mich zur entscheidenden Einrichtung und Einschränkung meiner Geschäfte und meiner Aussichten in das Künftige; brachte mich zur Bestimmung der Anzahl und der Auswahl der Gegenstände meiner Arbeiten; flößte so meiner Seele Beruhigung ein, die den tröstlichsten Ausgang und die schmeichelhaftesten Folgen meinen Augen darlegte; erregte Begierden, aber auch schnellen Entschluß zur Ausführung oder Stillung derselben.

So waren sie gleich befriedigt, und ich hatte den vergnügtesten Abend; denn so still und ruhig alles um mich herum war, so war es auch in meiner Seele. Alles ging mit so vieler Gleichheit, Deutlichkeit und Geläufigkeit vor, daß keine Leidenschaft eine andere störte, keine das Maas überschritt und Empörung im innern verursachte, mich des glücklichen Zustandes, indem ich mich befand, entrisse, und Verworrenheit oder Unzufriedenheit in meine Züge brachte.

Und immer werde ich nun die Natur umarmen, wenn aufbrausende Leidenschaften mich bestürmen, wenn eitle, stolze, unumschränkte Begierden mich beunruhigen, wenn innere anwandelnde Finsterniß, unüberwindliche düstere Temperamentslage, alles verbitternder Gram und Kummer des Herzens, leidige hypochondrische Schwermuthsgefühle mir mein Leben unerträglich und freudenlos machen.

Immer will ich da dieß göttliche Mittel anwenden, von meiner Krankheit geheilt, meinen Schmerzen entrissen zu werden; und mich wieder in dem Kreise der Lebenden zu sehen; wieder mein Blut im Körper so sanft und gesund hinwallen zu fühlen — zu fühlen, daß meine Organen wieder offen und zur Empfänglichkeit der Freude gestimmt sind.

Joh. Ludw. David Schlichting.

Ein Brief nebst einer Einlage von Gesichten und Erscheinungen.

Augsburg, den 11ten Jan. 1785.

Von der berichteten Affaire in Ihrem Magazin Gebrauch zu machen, überlasse ich Ihrem eigenen Gutbefinden, mir scheint sie in manchem Betracht

eines

eines weiteren Nachdenkens und Untersuchens nicht ganz unwürdig; sie kann Aufschluß bei ähnlichen Fällen geben.

Ein hoher Grad der Einbildungs- und Vorstellungskraft abwesender und wirklicher Undinge als gegenwärtig, und so auch gehörter Stimmen, mag wohl alles verursachet haben. Demungeachtet warens doch Seelenwirkungen. —

Jene Weibsperson, die die überschickte Aufsätze verfasset, bleibt bei ihrem übrigens ganz gutem Verstande, noch auf das standhafteste dabei alles so gesehen und gehört zu haben, wie sie beschrieben hat.

Uebrigens ist sie ruhig eines sehr gesetzten Charakters, grübelt im geringsten nicht ferner nach. Ich habe manche, mir von ihr übergebene Aufsätze, noch zurück behalten, um das erste Päckchen, so ich Ihnen überschickt habe, nicht zu dicke zu machen.

Sollten Sie diese Sache einer weiteren Untersuchung werth halten, so steht alles, was ich noch in Händen habe, zu Ihren Befehlen; auch bin ich zu jeder weiterer Auskunft erbötig.

M. Ludwig Müller,
Pfarrer zum heiligen Creutz.

Die Einlage des obigen Briefes.

Wahrhaftige Anzeigung gesehener Gesichte und Erscheinungen Gottes. Von mir Unterschrieben.

Es heist bei mir: das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, das ich verkündige alle sein Thun u. s. w.

Nemlich was er an Seiten meiner von vorzüglichen Gnaden erwiesen hat, den im vierten Jahre meines Lebens, als ich mich noch mit kindischen Spielen beschäftigte, und die Magd mit meiner seligen Schwester, die ein halb Jahr alt war, auf die Gasse ging, nachdem sie vorher in einer Bibel, in Folio, gelesen hatte und solche auf dem Tisch liegen ließ, (es war unter einer Sonntäglichen Abendspredigt gewesen) nahm ich das Buch, warf es vom Tisch auf die Bank, und wälzte es mit Händen und Füßen an einen Ort, wo ich gesessen, und stellte die Füße darauf, um desto bequemer meine Puppe an- und auskleiden zu können.

Ich hatte diese Stellung kaum eine Minute behalten, so hörte ich eine Stimme neben mir sagen: Thue gleich dies Buch wieder an seinen Ort; als ich aber niemand sahe, so that ich es nicht. Die Stimme aber sagte noch einmal ernstlich, gleich

sollte

sollte ich es thun, und es war als wenn mir jemand ins Gesicht faßte. Ich that es gleich mit Furcht und Zittern, konnte aber das Buch nicht auf den Tisch legen, sondern ich rief das Dienstmädchen, sie sollte geschwinde kommen, und das Buch weglegen. Als sie kam und mich allein sahe, zankte sie mit mir und sagte: wer es mich geheißen hätte, sie zu rufen, da doch Niemand da sey.

Bei zunehmenden Jahren war das meine einzige Freude und größtes Verlangen gewesen zu wissen, was doch in diesem Buche möchte enthalten seyn; und ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich solches in meinem Leben zweimal ausgelesen habe, allein das erstemal mit sehr schwachem Verstand und Begriff, bis es nach und nach durch öftere Anhörung der Predigten und Bücher mir begreiflicher gemacht worden.

Im siebenten Jahr meines Lebens war ich nebst meiner Schwester mit kindischen Sachen beschäftigt. Als im Sommer einsmals durch die Stubenkammerthüre eine große helle Flamme erschien, die in der Mitte länglicht weiß war, und so groß als ein sechswochen Kind; es blieb in solcher Stellung am Ofen bei einer halben Stunde, darnach fuhr das weiße Licht voran wieder durch die Kammerthüre, und das Feuer ihm nach. Wir folgten ihm auch nach, fanden aber nichts in der Kammer als meinen Vater und Mutter mit Briefeschreiben beschäftiget. Sie haben aber nichts

davon

davon gesehen, und schalten uns aus und sagten: daß außer dem Kristkindlein niemals was zu sehen sei; es blieb uns aber immer im Andenken.

1770 wie ich mit meinem Mann von Straßburg wegen großer Theurung abreiste, erschien mir Morgens um halb fünf Uhr der Erlöser wie im Traum, und redte bei einer halben Stunde mit mir, ich achtete aber nicht auf seine Reden vor großer Freude, und gedachte nur an das, was ich hernach Alles mit ihm reden wollte, als er aber ausgeredet hatte, verschwand er.

1771 im Monath December erhielte ich immer widrige Zuschriften von meinem Mann, welcher in Augsburg war, und ich in meinem Vaterlande; diese bewogen mich den Entschluß zu fassen, aufzuhören zu beten, und gedachte, es sei doch vergeblich, Gott der Herr erhöre und gedenke doch nicht an mich, und am Sonntag Abend dankte ich Gott noch vor alles zum letztenmale, war aber willens doch noch in die Kirche zu gehen, ich ging zu Bette.

Morgens erwachte ich, ich wuste nicht, welche Zeit es war. Mit einemmale wurde es heller Tag zu meiner größten Verwunderung, und neben meinem Bette saß eine himmlische Mannsperson von etliche sechzig Jahr alt im blauen Gewande. Sein Angesicht war wie weiß und rother Crystall, sein Haar lichthell; er sahe mich sehr beweglich an, und sagte: halt an, halt ein, halt aus; ich redete kein Wort, sondern gedachte, wie muß ich das verstehen,

stehen, da gab mir auf der andern Seite eine junge Person von achtzehn Jahren zur Antwort, die auch so schön war, halt an am Gebet, halt ein im Vertrauen gegen Gott, halt aus in deinen Anfechtungen. Während daß sie so redeten, war es wie ein Sonnenschein an der Diele gewesen, der ging hin und her, und hernach in die Kammer; als er fort war, war es als wenn man mir Haare ausraufte, es war aber erträglich. Der Schein kam wieder, und der Schmerz verging; er ging wieder dahin, da war mirs am Rücken als wenn man mir mit Zangen das Fleisch herunterrisse; er kam wieder, da wurde es wieder besser. Der Schein ging wieder weg, da wars, als wenn man mir die Schulterblätter auseinanderrisse und das Herz aus seiner Stelle nahm, und solches zwischen den Schultern sterben ließe; ich gedachte, das ist gewiß die Stunde des Todes, und da ließ sich noch neben der jungen Person der Teufel sehen; er kam hinter der Bettstelle am Rücken hervor, ich sahe aber nur einen Arm, zwei Spannen dicken Schwanz, wie eine Schlange, und so den Hals und halben Kopf. Ich hatte ihn nicht ganz gesehn, denn die junge Person stieß ihn mit dem Ellbogen zurück. Sie hielte mit der einen Hand die Hauptnath und die andere streckte sie gegen die Fußnath; so ausgespannt stund sie von Anfang bis zu Ende. Da kam der Schein wieder, und beide Personen sahen ihn sehr traurig an, und die

jun-

junge Person sagte zu ihm: Herr, laß es genug seyn! und wiederholte es dreimahl; in während er dieß sagte, sahe ich an ihm grosse weiße Flügel wie Blitz, und wuste also, daß es ein Engel Gottes war; darnach ging der Schein weg, die Personen verschwanden, und der Tag wurde wieder in die Nacht verwandelt, und mir wurde das Herz wieder in seine Stelle gesetzt, und der Schmerz verging und ich stund gleich auf. Da war es fünf Uhr.

1772. Vor meiner Abreise von Lindau hatte ich die gnädige Erscheinung des Erlösers wieder gehabt, Morgens um halb fünf Uhr, auch wie im Traume und allemal weiß in der Kleidung und Person.

1773. Als ich nun mein Vaterland wieder verließ und zu meinem Ehegatten hinkam, machte er mir das Leben so bitter, denn er glaubte, daß ich daran sterben sollte; da entschloß ich mich, wider meine Gemüthsart, mit ihm zu raufen und zu schlagen, welcher dann zuerst todt ist, der sei todt, denn ich dachte, ich könnte lebenslang eine solche widrige Ehe mit ihm haben, (wie es nachgehens auch geschehn war) und es stehe wohl in der heiligen Schrift: dieser Zeit leiden ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbahrt werden, aber mein leiden sei grösser, und ging, wie allemahl, mit vielen Thränen zu Bette; Morgens erwachte

ich

ich um vier Uhr. Da war es einsmal, als ob ich in Lindau in meiner Eltern Haus auf der Diele stand, und sahe am Himmel einen Pudelhund gehn. Als er vorbei war, so that sich der Himmel auf bis herunter zu mir, und meine Augen wurden mir geändert, solche Klarheiten zu sehen, denn ich sahe viele 100000 Meilwegs weit; die Wohnung Gottes war in der Mitte mit blauen Wolken umgeben, und ringsherum lauter Klarheiten von so schönen Farben, die die Welt nicht hat, und in einer jeden Farbe standen viele Millionen Menschen, gekleidet, wie die Klarheiten waren; z. E. in der rothen roth, in der gelben gelb, und sie sahen alle der Wohnung Gottes zu. Darnach kam ein sehr schönes Frauenzimmer aus dieser Wohnung heraus, gekleidet mit vielerlei Himmelsglanz und eine Krone auf dem Haupte, und von drei Engeln begleitet; einer führte sie an der rechten Hand und der andere an der linken, der dritte ging nebenher und zeigte ihr die Personen, die in den Klarheiten standen; sie sahen sie alle an. Hernach wurde der Himmel wieder zugeschlossen, und in einer Minute wieder aufgethan, wie vorhin, allein das Frauenzimmer und die Engel waren nicht mehr zu sehen, sondern der Erlöser kam mit einem Gefolge aus der Wohnung Gottes heraus zu mir herunter durch alle die Klarheiten, und sahen mich, wie der Erlöser, lächelnd an; sie waren alle, wie er, weiß gekleidet, und wo sie gingen, war weiße Klarheit.

Als er so nahe bei mir war, daß ich mit der Hand seinen Fuß reichen konnte, erschrack ich, und war in meinem Bette. Es war halb fünf Uhr, und ich stand auf, und gedachte, daß mein Leiden nichts sey gegen jene Herrlichkeit.

Inhalt.

Seite

Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Sprache in psychologischer Rücksicht, vom Herrn Rektor Bauer in Hirschberg. 56.

Auszug aus einem Briefe über Ahndungen und Feuerbesprechen. 70.

Ueber die Zeichnung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 78.

Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 80.

Belege zu dem Aufsatze: ein unglücklicher Hang zum Theater. 85.

Geständnisse über das Vermögen künftige Dinge vorherzusehn, von Madam * * *. 110.

Auszug aus einem Briefe über religiöse Schwärmerei, nebst einem Beitrag zur Seelenheilkunde. 113.

Noch ein Brief, nebst einer Einlage von Gesichten und Erscheinungen. 120.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Vierten Bandes zweites Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

An die Aufsätze über Sprache in psychologischer Rücksicht mögen sich denn die mancherlei Erfahrungen und Beobachtungen über Taub- und Stummgebohrne, welche schon in diesem Magazin mitgetheilt sind, anschließen.

Die besondre Denkart der Taub- und Stummgebohrnen kann gewiß große Aufschlüsse in Ansehung der menschlichen Denkkraft überhaupt geben, weil man hier siehet, wie weit der Mensch es auch ohne artikulirte Töne in der Verbindung und vernunftmäßigen Zusammenstellung seiner Ideen bringen könne;

Und daß nicht die Sprache, gleichsam ein zufälliger Fund des Menschen sey, wodurch er sich vom Thier unterscheidet, sondern daß seine Denkkraft an und für sich selbst ihn schon vom Thier unterscheidet, indem sie sich selbst unter dem Mangel artikulirter Töne, so wie bei dem Taubstummen, empor arbeitet, und sich eine Sprache schaft, sie mag auch die Materialien dazu nehmen, woher sie wolle. —

Jeder durchbrechende Strahl der Vernunft muß uns bei einem Taub- und Stummgebohrnen vorzüglich willkommen seyn, weil wir hieraus die Macht des menschlichen Geistes erkennen, der selbst durch die Beraubung eines ganzen Sinnes nicht unterdrückt werden, und von seinen eigenthümlichen Wesen, von seiner eigentlichen vorstellenden Kraft, nichts verlieren kann — obgleich eine der Pforten, wodurch täglich eine solche Menge Ideen einströmen, gänzlich verschlossen ist. —

Wie groß aber dieser Mangel sey, läßt sich schon aus der Betrachtung abnehmen, daß durch das Ohr in eben der Zeit die vergangne oder entfernte Welt vor die Seele gebracht werden kann, in welcher die gegenwärtige sichtbare Welt ihr durch das Auge dargestellt wird. —

Ohne daß meine Vorstellung von den vier Wänden und den Fenstern meines Zimmers, welche jetzt mein wirkliches Daseyn einschließen, nur

im mindesten unterbrochen oder gestört wird — kann ich einer Erzählung von Bergen, Thälern, reißenden Strömen, Seetreffen und Schlachten zuhören, dabei bleiben aber meine Ideen in ihrer Ordnung. —

Durch das Auge, in welchem sich nichts als die vier Wände und die Fenster meiner Stube darstellen, werde ich auf den gegenwärtigen Fleck meines Daseyns fixirt — und kann nun meine übrigen Vorstellungen sicher über Meer, Berg' und Thäler umherschweifen lassen — es steht jeden Augenblick in meiner Macht, sie auf den gegenwärtigen Fleck wieder zurückzurufen. —

Die einförmigern sich gleichbleibendern Gesichtsideen sind gleichsam der Stift, um welchen sich die ungeheure Mannichfaltigkeit der zuströmenden Gehörsideen umherdrehet. — Ich habe einen festen Mittelpunkt meiner Vorstellungen — meine Begriffe sind nicht in Gefahr, sich zu verwirren. —

Die Vergangenheit hüllt sich in das Gewand der Worte ein, um den immer neu aufsteigenden Bildern Platz zu machen, und demohngeachtet nicht zu verschwinden. — Meine ganze vorstellende Kraft ist in einer andern Lage, bei dem, was ich mit meinen Augen sehe, und bei dem, was ich nur mit meinen Ohren erzählen höre. —

Ja, es scheint, als wenn ohne das Ohr weder Vergangenheit noch Zukunft in unsrer Vorstel-

lung recht statt finden könnte — denn bei dem Auge ist beständige Gegenwart —
durch das Auge wird
die Nebeneinanderstellung,
durch das Ohr
die Succession der Ideen bewirkt.

Auge — Ohr —
Mahlerei — Musik —
Nebeneinanderstellung — Succession —

Die schönen Künste sind ein Abdruck der Natur im verjüngten Maaßstabe —

Die ganze äußre Welt sowohl als unsre innre Ideenwelt zerfällt in

Mahlerei und Musik —
Bild und Wort —
Sache und Rede. —

Unsre Vorstellungen sind die Mahlerei der Welt, sie können nur darstellen, was auf einmal da ist — unsre Sprache ist die Musik unsrer Vorstellungen — sie schildert das aufeinanderfolgende, sie läßt unsre Gedanken, unbeschadet des Gegenwärtigen, in die Vergangenheit und in die Zukunft schweifen — bewahrt in dem kleinen Umfange von vierundzwanzig artikulirten Tönen, den Schatz der jedesmaligen Denkbarkeit irgend eines Stücks aus der ganzen ungeheuren Ideenwelt auf. —

Das Ohr hat bei mir die Vergangenheit immer mehr an die Gegenwart geknüpft, als das Auge. —

So oft ich an einem entfernten Orte war, und über dem Anblick der Häuser, der Thürme, des Steinpflasters alles Vergangne und Entfernte vergaß, und mich nur auf den gegenwärtigen armen Fleck meiner Existenz eingeschränkt fühlte, war es der Klang der Glocken, der mich zurückrief, und mir Vergangenheit und Entfernung wieder lebhaft vor die Seele brachte. —

Woher käme das, als weil die Succession der Ideen durch den Schall in meiner Seele angeregt und herrschend geworden war? —

Alle die sichtbaren Gegenstände um mich her schienen denn auch eine andre Gestalt anzunehmen — sie kamen mir in einem andern Lichte vor, da ich sie mit dem Vergangnen und Entfernten zusammenstellte. —

Wäre aber die mit der Vorstellung des Gegenwärtigen gleichzeitig verbundne Vorstellung des Vergangnen und Entfernten nichts als das Resultat von der Zusammenstellung zweier sinnlichen Werkzeuge, wie Auge und Ohr — so müßte bei dem Mangel oder der Unbrauchbarkeit des einen oder des andren dieser sinnlichen Werkzeuge die vorstellende Kraft gleichsam halbirt, bei dem Blindgebohrnen müßte nichts, als Succession, und bei

dem Taub- und Stummgebohrnen nichts als Nebeneinanderstellung der Ideen statt finden. —

Arbeitet sich aber die vorstellende Kraft selbst durch den Mangel oder die Unbrauchbarkeit eines dieser sinnlichen Werkzeuge durch — und sucht sie sich selber diesen Mangel auf irgend einer Art zu ersetzen, so muß sie nothwendig mehr als das bloße Resultat der Zusammenstellung dieser sinnlichen Werkzeuge seyn. —

In dieser Rücksicht sind also sorgfältige Beobachtungen über Taubstumme gewiß von sehr großem Werth — und sind für den Denker sogar zu dessen Beruhigung nöthig — dieser kann sich nicht enthalten, sich allemal in die Stelle des unglücklichsten unter seinen Mitgeschöpfen zu setzen; und würde sich seiner eignen Vorzüge nicht wohl freuen können, sobald er glauben müßte, daß irgend eines seiner Nebengeschöpfe eigentlich vernachlässiget wäre — denn er betrachtet die Sache derselben, als seine eigne Sache. — Es liegt ihm daran, daß auch ein Taub- und Stummgebohrner das edle Vergnügen des Denkens genieße, worauf derselbe sowohl als irgend ein andres Wesen seiner Art gerechte Ansprüche machen kann.

Schrecklich wäre der Zufall der Geburt, wenn ein Taub- und Stummgebohrner nie vernünftig denken könnte. — Mein Selbstgefühl schaudert vor diesem Gedanken, wie vor dem Rande eines Abgrundes zurück. — Mir schwindelt vor dieser

fürch-

fürchterlichen Nähe des Zufalls, dem ich durch nichts hätte ausweichen können — ich fühle mich taub- und stummgebohren — und sollte nie vernünftig denken — ein Ich ohne Ichheit — ein Wesen ohne Zweck — ein wandelnder Traum seyn? —

Kömmt nicht durch das vernünftige Denken erst Plan und Zweck in mein ganzes Leben? — würde ohne diese Eigenschaft mir nicht mein Daseyn selbst ein Marter seyn? und ist es mir nicht eine Marter gewesen, so oft ich meine ganze Denkkraft nicht wirken, und durch sie die Nebel, welche meinen Geist umhüllten, zerstreuen ließ? —

Wie unsicher stände es denn um meine eigne Menschheit, wenn es Taubstumme gäbe, die wirklich wegen Mangel der Sprache nur halb Mensch und halb Thier wären, und dieß nun einmal nothwendig seyn müßten! —

Doch der Wunsch, daß etwas so und nicht anders seyn möge, soll mich nie bei der Erforschung der Wahrheit leiten. — Ich habe gelernt, mich der Nothwendigkeit zu unterwerfen, und werde daher bei meinen Untersuchungen und Beobachtungen nie mit ängstlichen, sondern mit festen und sichern Schritten gehen — sey denn auch das Resultat derselben, was es wolle.

Im ersten Stück des ersten Bandes dieses Magazins S. 39. habe ich angefangen, einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohr-

nen zu liefern, mit dem ich erst einen Versuch machte, ihn reden zu lehren, und da ich mit diesem Versuch aufhören mußte, wenigstens meine Beobachtungen über ihn nachher noch lange fortgesetzt habe. Aus diesen Beobachtungen will ich nun die zweckmäßigsten herausheben, und sie hier nebeneinanderstellen:

Er wußte, daß ihm ein Sinn mangelte, indem er allemal mit dem Kopfe schüttelte, und eine betrübte Miene machte, sobald man auf das Ohr zeigte. —

Er wußte Dinge, die zu einer Art gehörten, von andern, die verschiedner Art waren, zu unterscheiden, indem ich ihn z. B. ein gläsernes Dintenfaß mit I benennen lehrte, und dann mit dem Finger auf ein Fenster, auf einen Spiegel und auf ein Trinkglas zeigte, welches er alles auch mit I benannte, da ich aber auf einen Stuhl zeigte, mit dem Kopf schüttelte, und still schwieg. —

Merkwürdig ist vorzüglich die Aeußerung seiner Gedächtnißkraft, da er sich an einen Vorfall, seit welchem schon ein Jahr verflossen war, mit allen Nebenumständen lebhaft zurückerinnerte.

Er sahe mich mit einem jungen Menschen in einem Buche lesen, und plötzlich fiel ihm ein, daß ich mit eben diesem jungen Menschen vor einem Jahre, auch zusammen mit ihm in einem Buche lesend, auf einem Kahne gefahren war, wo er gerudert hatte — er wußte sich noch des Umstandes

dabei

dabei zu erinnern, daß wir ihm damals ein klein Stück Geld in die Hand drückten, welches er nicht nehmen wollte. — Die vergangne Welt schien also unbeschadet der gegenwärtigen sichtbaren Welt mit allen ihren verschiedenen Gestalten dennoch in seiner Seele zu existiren — ohne, daß er die Worte rudern, Kahn, Buch oder Geld wußte, wodurch jene einzelnen Bilder gleichsam kompendiöser in seiner Vorstellung hätten zusammen gezogen werden können — wußte er doch diese Bilder aus der Masse aller übrigen herauszufinden, und sie gehörig zusammenzustellen. — Nun bleibt aber die Frage, ob hierbei gleichsam eine Scheidewand zwischen der Gegenwart und Vergangenheit bei ihm befestigt blieb, so, daß die vergangne Bilder ihrer Natur nach gegen das Gegenwärtige sich gehörig verdunkelten und im Schatten stellten, oder ob sie zu lebhaft wurden, als daß sie unbeschadet des Gegenwärtigen von ihm hätten gedacht werden können. —

Denn da er immer doch die ganzen Bilder von Buch, Kahn, rudern, Geld, zusammenlesen, u. s. w. in seiner Einbildungskraft wiederhohlen mußte, so mußte sein Gehirn dadurch gleichsam voller werden, als wenn er von allen diesen Dingen eine symbolische Erkenntniß durch Worte gehabt hätte — denn nun konnte er sich doch das Rudern nicht im Allgemeinen wieder vorstellen, sondern er mußte sich an jenes Rudern

mit allen seinen individuellen Beschaffenheiten, und eben so auch an jenen Kahn, an jenes Zusammenlesen in einem Buche mit allen individuellen Beschaffenheiten und Umständen erinnern. — Durch die Worte Rudern, Kahn, Buch u. s. w. hätte er jedes dieser Dinge außer dem Zusammenhange für sich abgesondert, und denn auch nach Gefallen wieder in dem Zusammenhange mit den umgebenden Dingen denken können; nun aber mußte er nothwendig sich jenen Kahn als ein Individuum und also auch mit allen begleitenden Umständen, den Leuten, die darauf saßen, dem Wasser, das darunter floß, dem Ruder, wodurch er fortbewegt wurde, u. s. w. zusammendenken.

Er konnte keine Einschnitte in diesen festen Zusammenhang machen, wie wir durch die Sprache thun; das ganze vergangne Bild mußte im unzertrennlichsten Zusammenhange der einzelnen Bilder untereinander ganz und auf einmal vor seiner Seele darstehen. — Wie half sich nun seine Einbildungskraft da heraus — da er das Bild doch nicht außer sich hingießen konnte, nach welchen Gesetzen richtete sich die Folge seiner pantomimischen Aeußerungen, wodurch er sich verständlich zu machen suchte? Läßt sich nicht etwa das Phänomen der erstaunlichen Lebhaftigkeit und Begier, womit Taubstumme durch Zeichen etwas Vergangnes darzustellen suchen, vorzüglich daraus

erklä-

erklären, daß ein Bild des Vergangnen auf einmal in ihrer Seele darsteht, und sie doch nicht die Kraft, obgleich den Willen haben, es auf einmal wieder außer sich darzustellen — und nun ihre Begier mit Aengstlichkeit und Unentschlossenheit verknüpft ist. —

Im zweiten Stück des zweiten Bandes dieses Magazins S. 40 steht ein sehr merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von seiner verübten Mordthat — und S. 50. einige vortreffliche Bemerkungen über dieß Bekenntniß vom Herrn Oberkonsistorialrath Silberschlag — diese fügen sich von selbst an meine gegenwärtige Untersuchung an, und ich richte daher vorzüglich meine Aufmerksamkeit darauf.

Herr S. behauptet ebenfalls, „der Taubstumme könne nicht so denken, wie wir, die wir „durch Zusammensetzung einzelner mit Worten „verknüpfter Begriffe das Ganze einer Idee in „unsrer Seele bilden. — Jeder Gedanke eines „Taubstummen sey eine totale Idee, ein Bild, „in welchem sich alles, was zu demselben gehört, „auf einmal in seinem Zusammenhange darstellt.“

Könnten wir einen Blick in die Seele eines Taubstummen thun, so würden wir vielleicht lauter große Massen von Bildern, nichts so ins Einzelne detaillirte, als bei dem redenden Menschen entdecken.

„Die

„Die Gedanken des Taubstummen, fährt „Herr S. fort, sind viel größer vom Umfan„ge, viel lebhafter, viel schneller, nicht so zer„stückt und unterbrochen, als die unsrigen. “

„Daher kömmt es, daß der Taubstumme so „gern mahlt. “

Dieß stimmt mit meiner vorher geäußerten Idee, daß in der Seele des Taubstummen überhaupt mehr zusammenfassende Gemählde, als successive Vorstellungen statt finden.

Der Taubstumme mahlt gern — denn alles mahlet sich in ihm, weil es nicht in ihm tönet.

„Die Gedanken des Taubstummen sind von „weitläuftigem Umfange und größerer Stärke, als „die unsrigen, aber sie haben den unvermeidlichen „Fehler der Schwierigkeit, abstrakte Ideen zu „formiren “ —

Wiederum sehr natürlich, weil die Vorstellungen, sobald sie total sind, sobald sie im Zusammenhange mit mehreren nothwendig gedacht werden müssen, eben dadurch individualisirt werden. —

Freilich kann in manchen Fällen, durch die Leichtigkeit des pantomimischen Zeichens, auch die Abstraktion einigermaßen erleichtert werden. — Ein König z. B. wird durch Bezeichnung eines Sterns auf der Brust, ein Arzt durch einen Griff an den Puls bezeichnet. — Ein solches

leich-

leichtes natürliches Zeichen vertritt beinahe die Stelle eines Worts.

Aber man muß nothwendig wiederum hiermit zusammennehmen, was Herr Nikolai im dritten Stück des dritten Bandes dieses Magazins S. 90 in seinem Aufsatze über das Taubstummeninstitut in Wien, als selbstgemachte Beobachtung, erzählt: daß immer eine große unvermeidliche Schwierigkeit bei der Zeichensprache statt findet, wenn dasjenige nun selbst als Sache bezeichnet werden soll, dessen man sich sonst bloß als symbolischen Zeichens bedienet.

Der Taubstumme bezeichnet z. B. einen Arzt durch einen Griff mit der Hand an den Puls, was bleibt ihm nun übrig, das wirkliche an den Puls greifen des Arztes zu bezeichnen. Das Wort Arzt besteht aus einigen an und für sich unbedeutenden Tönen, a, r, z, t, die durch die Zusammensetzung erst Bedeutung erhalten. — Man betrachtet hier das Zeichen der Sache nur in einer einzigen, nehmlich in der grammatikalischen Rücksicht, selbst als Sache — es ist aber nicht dazu bestimmt, um Sache, sondern nur um Zeichen zu seyn; als Sache findet es bloß in unsrer Spekulation statt.

Jedes der pantomimischen Zeichen hingegen kann und muß zuweilen selbst als Sache wieder betrachtet werden — und dann ist Verwirrung zwischen Zeichen und Begriff fast unvermeidlich,

wie

wie Herr Nikolai auch in dem angeführten Aufsatze über das Taubstummeninstitut in Wien aus Beispielen gezeigt hat.

Wir wollen aber jetzt zur Aufklärung dieser Sache unser obiges Beispiel wieder zu Hülfe nehmen: der Stumme soll nehmlich einen Arzt durch einen Griff an den Puls bezeichnen, nun soll er durch Pantomime erzählen wollen, wie der Arzt in das Zimmer tritt, sich an das Bette des Kranken setzt, und diesem an den Puls fühlt. Weil nun der Kranke nicht wirklich da liegt, so kann der Taubstumme nur seinen eignen Puls fühlen. Der erste Griff an den Puls bezeichnete also den Arzt selbst, und war darstellendes Zeichen; der zweite bezeichnete eine Handlung desselben, und war darstellende Nachahmung. — Die Zeichensprache kann das Subjekt nicht anders als in Handlung bezeichnen — denn jede Pantomime ist schon selbst eine Art von Handlung — zur Bezeichnung der Handlungen bleiben also der Pantomime keine besondre Zeichen übrig — Nomen und Verbum fließt in eins.

Die Pantomime hat keine symbolische Zeichen für die Nomina; aber sie hat eine Nachahmung der Handlungen für die Verba — sie hört auf Sprache zu seyn, sobald sie Verba auszudrücken hat — denn wirkliche Darstellung der Sache kann ich nicht eigentlich mehr Sprache nennen.

In der Seele des Taubstummen muß es daher weit unruhiger und lebhafter als in unsrer Seele seyn. Er kann seine Ideen von den Handlungen nicht eigentlich fixiren — wenn sie angeregt werden, so müssen sie einander unwillkührlich anstoßen und sich wechselseitig in Bewegung setzen. Denn von den Handlungen existiren in der Seele des Taubstummen keine Zeichen, sondern die Sache selbst, die vollständigen Bilder — die einzelne Handlung eines Subjekts, wie z. B. das Pulsfühlen, kann wohl, aus allen übrigen herausgehoben, zur Bezeichnung des Subjektes dienen, aber was soll aus der Handlung des Pulsfühlens selbst einzelnes herausgehoben werden, um diese als einen abstrakten Begriff zu bezeichnen? —

Wenn also gleich durch die Zeichensprache Substantiva als fixirte Begriffe ausgedrückt werden können, so müssen doch die Verba immer vage, schwankende Begriffe bleiben. —

Eine einzelne aus mehreren herausgehobne Handlung eines handelnden Wesens ist ein Zeichen des handelnden Wesens; aber die Handlungen selbst haben kein Zeichen weiter, weil sie selbst nur gleichsam natürliche Zeichen von der innern Wirksamkeit eines handelnden Wesens sind.

Der Taubstumme hält ein gewisses Bild an einem kleinen Punkte in demselben fest, der ihm zum Hauptgesichtspunkte dienet. — Er bezeichnet z. B. die Person des Königs, indem er

sich

sich mit dem Finger einen Stern auf die Brust zu mahlen scheint — dieser einzelne Gesichtspunkt dient ihm statt des Nahmens König. —

Gesichtspunkt

ist ein Ausdruck, dessen man sich oft bedient, ohne recht aufmerksam auf den Begriff zu seyn, welchen er bezeichnet, und welcher vielleicht einer unserer schwersten Begriffe ist. —

Zu jeder deutlichen Vorstellung gehöret gleichsam ein Mittelpunkt und ein Umkreis — setze ich nun den seynsollenden Mittelpunkt eines Umkreises nicht gerade in die Mitte desselben, so kann ich unmöglich eine deutliche Idee von dem Umkreise erhalten, der eine Theil desselben muß gleichsam aus der Sphäre meiner Betrachtung wegfallen — ich urtheile daher falsch — das Wohlgeordnete und Gerade kömmt mir schief und ungerade vor — ich habe die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. —

Der Mittelpunkt des Umkreises ist der Zweck, worauf sich alles übrige bezieht, wie die Radien eines Zirkels auf den Mittelpunkt desselben — nehme ich nun z. B. einen untergeordneten Zweck für den Hauptzweck, so muß mir nothwendig ein grosser Theil der Dinge, die ich aus einem Gesichtspunkte betrachte, unzweckmäßig scheinen — der Cirkel ist nicht gehörig gerundet — ich kann die Sache nicht fassen. —

Nun sagt man aber, gewiß aus einem dunklen Gefühl der eingeschränkten Kraft unsers Denkens, den rechten Gesichtspunkt treffen — gleichsam, als ob man nur zufälliger Weise darauf stieße, indem man ihn treffen muß, wie etwa der schwarze Punkt in der weißen Scheibe von dem geübten Schützen getroffen wird. —

Worin besteht nun aber diese Kraft, den rechten Gesichtspunkt zu treffen?

Der Schütze hat den schwarzen Punkt in der weißen Scheibe schon vor sich — er hat den Gesichtspunkt schon, es kömmt nur darauf an, daß er diesen Gesichtspunkt unverrückt erhält, damit der Schuß nicht vorbeitreffe. —

Indem wir aber unsre Ideen ordnen, so sollen wir den rechten Gesichtspunkt selbst erst finden — wir nehmen auf gut Glück einen an, und beschreiben aus demselben einen Zirkel — eine große Anzahl unsrer Ideen will sich nicht hineinfügen, und fällt außer diesem Zirkel — wir sehen zwar einige Ordnung und Beziehung in unsern Gedanken — aber alles will sich nicht in diese Ordnung hineinziehen lassen — wir wählen daher einen andern Gesichtspunkt, und kommen endlich durch mehrere mißlungne Versuche auf den rechten — so wie bei einer Art von Rechenexempeln, wo man auch erst durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man setzt, das Verlangte herausbringt. — Wir müssen auf die Weise selbst die Wahrheit gewissermaßen nur

zufälliger Weise finden — und darin besteht das Wesen, die ewige Tendenz unsrer Denkkraft — den ganzen Umfang unsrer Ideen auf irgend einen Mittelpunkt zu beziehen, worin sie alle, wie die Radien eines Zirkels sich vereinigen — diesen Mittelpunkt ausfündig zu machen, dahin ist das Streben aller denkenden Köpfe in jedem Zeitalter gegangen. — Es ist das Wesen unsrer Seele, so wie es zum Wesen der Spinnen gehört, sich zu dem Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen. — Diese Tendenz nach Wahrheit, nach Beziehung und Ordnung in unsern Gedanken und Vorstellungen ist unser Instinkt, es ist ein Bestreben, wozu wir weiter kein Motiv haben, als die Natur unsres Wesens.

Daß wir aber des rechten Gesichtspunktes auch verfehlen können, und die Natur unsres Wesens nicht bis dahin reicht, daß wir ihn nothwendig treffen müssen — dieß giebt unserm Denken Freiheit, und nimmt unsrer Denkkraft wieder das Instinktmäßige — daß wir irren können, ist daher einer unser edelsten Vorzüge — es ist uns zwar unmöglich, nach dem Irrthum zu streben — aber es ist uns möglich, demohngeachtet auf den Irrthum zu gerathen — und nachher wieder einzusehen, daß wir darauf gerathen sind — dieß giebt unsrer Denkkraft Selbstthätigkeit — sie muß ihrer Natur nach immer nach Wahrheit streben — aber sie muß sie nicht ihrer Natur auch

finden — sie muß das Mannichfaltige auf einen Zweck zu beziehen suchen — das heißt: sie muß aus dem Mannichfaltigen einen Gegenstand herausheben, den sie zum Mittelpunkt der übrigen macht — aber sie kann sich diesen Gegenstand selber wählen — sie kann jedes Einzelne in irgend einem Ganzen mit der Würde des Zwecks bekleiden, und dem Ganzen Beziehung darauf geben. —

Dieß hat sie auch gethan — keine Kunst, keine Wissenschaft ist wohl z. B., die nicht einmal in dem Kopfe irgend eines Menschen zum Zweck alles übrigen gemacht wäre. —

Nun kann also ein Wetteifer unter allen den verschiednen denkenden Kräften auf Erden entstehen — indem immer einer noch einen bessern Gesichtspunkt als der andre findet, woraus er die Dinge betrachtet, und man auf die Weise dem eigentlichen Mittelpunkte, oder dem eigentlichen Ziel alles menschlichen Denkens immer näher kömmt, ohne es vielleicht je ganz zu erreichen. —

Doch, ich komme von dieser Abschweifung auf meinen Gegenstand zurück — der einzelne Gesichtspunkt, woraus der Taubstumme ein Bild betrachtet, und woran er es gleichsam fest hielt, wie z. B. das Bild oder die Vorstellung von einem Könige, an dem Stern, der dessen Brust bekleidet, muß ihm statt des Worts dienen. —

Allein diese Vorstellung ist weit unbehülflicher, als die durch Worte. — Diese Zeichensprache ist

ohngefähr das, was die Wortsprache in ihrer Kindheit gewesen seyn mag — sie bezeichnete bloß etwas an einem Dinge, wobei man sich das übrige erinnern konnte — als z. B. an einem Pferde das Wiehern, an einem Ochsen das Blöcken. — Indem man nun dieß Geräusch durch die Stimme nachahmte, so stellte sich nach dem Gesetz der Ideenvergesellschaftung zugleich die ganze Gestalt des Thieres, das ein solches Geräusch hervorbrachte, dar. —

Aber die vorzüglichste Aufmerksamkeit fiel doch immer auf das Geräusch, und die Vorstellung von dem Ganzen litte unter der zu lebhaften Vorstellung des Einzelnen, bis man bei der fernern Ausbildung der Sprache, und da der erste Ursprung des Worts allmälig vergessen wurde, auch das Einzelne, was das Wort anfänglich bezeichnet hatte, nicht mehr in Betrachtung zog, sondern sobald man das Wort hörte, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Ganze richtete, und es mit dem Worte gleichsam umfaßte. —

Das Zeichen hörte auf, Sache zu seyn, und wurde bloß Zeichen. —

Der Ton wurde als Ton, der an sich in der Natur statt fand, gar nicht mehr in Betrachtung gezogen. Die Begriffe von Zeichen und Sache lagen in der Seele abgesondert, und konnten sich nicht mehr untereinander verwirren. —

Die ganze Masse der Zeichenbegriffe zusammengenommen wog auch nicht einen einzigen Sachbegriff, in Ansehung ihres innern Gehalts, auf — darum wurde sie nun eben ein so bequemes, behendes und leichtes Werkzeug zum Denken, welches die Masse der sichtbaren Zeichen nie werden kann.

Denn diese können nie aufhören, zugleich in andern Beziehungen als Sachen gedacht zu werden, sie können nie ganz reine Zeichen werden.

Ein Stern auf der Brust eines Königes bleibt immer außer dem Zeichen der Würde auch an sich noch etwas. —

Man kann kein Bild, keine Figur erfinden, die nicht außer der Idee des Menschen noch irgendwo in der Natur statt fände — aber die ganze Natur außer dem Menschen, die ganze Thierwelt und alle Flüsse und Winde bringen keinen artikulirten Ton hervor — dieser ist und bleibt das Eigenthum des Menschen, wodurch er sich gleichsam zum Herrn der ihn umgebenden Natur macht, und alles unter das Gebiet seiner allmächtigen Denkkraft zwingt. —

Er kann das unermeßliche Weltall, welches vor ihm steht, vermittelst dieser Zeichen in- und auseinanderwickeln — auf der Walze stehen vierundzwanzig Stifte, in denen die unendliche Harmonie dieses ganzen Weltalls mit allen ihren Melodien schlummert. —

Dieß erhabne Werkzeug des Denkens ist nun gleichsam aus der Seele des Taubstummen herausgenommen — was ist an dessen Stelle gesetzt? —

Ist es etwas dem ungeheuren Umfange der chinesischen Bilderschrift ähnliches, statt der simpeln Buchstabenschrift? —

So müßte es dem Taubstummen eben so erstaunlich schwer werden, jemals schnell und geläufig zu denken, als dem Chineser schnell und geläufig zu schreiben und zu lesen. —

Das Werkzeug des Denkens bei dem Taubstummen würde stets zu unbehülflich bleiben, sich der umgebenden Welt damit zu bemächtigen — die umgebende Welt würde sich vielmehr seiner bemächtigen, sie würde sich mehr in ihm darstellen, als daß er sich dieselbe vorstellte. — Seine Denkkraft verhielte sich immer mehr leidend, als thätig. — Wie soll sie sich unter diesem Druck, unter diesem Mangel emporarbeiten — auf welche Art wird die Denkkraft in den ganzen Leben eines Taubstummen erhöht?

Sie kann nicht anders erhöht werden, als durch ein beständiges Streben nach Simplifizirung der Zeichen, vermöge deren der Taubstumme, die ihn umgebende Welt in seinem Kopfe zu ordnen sucht — erlangt er nun gleich durch dieses Streben nie seinen Zweck, so ist doch dieß unwillkührliche Streben selbst schon eine unmerkliche Uebung der Denkkraft — und wenn es vorzüglich

auf

auf Erhöhung derselben ankömmt, so ist es gleichviel, wodurch sie erhöht wird. —

Indem der Taubstumme, durch das Bedürfniß, sich andern verständlich zu machen, genöthigt wird, Zeichen zu erfinden, bei denen andere sich irgend ein Ganzes denken sollen, so wie er es sich dabei denkt, und indem er zu dem Ende irgend einen Theil eines Ganzen zum Zeichen des Ganzen macht —, so lernt er unvermerkt, das einzelne mit beständiger Rücksicht auf das Ganze, und das Ganze mit beständiger Rücksicht auf das Einzelne, betrachten. — Und daß wir dieß, sey es auch auf noch so verschiedene Weise, lernen — scheinet doch der eigentliche Endzweck unsres Erdenlebens zu seyn. —

Kein denkendes Geschöpf, bei dem dieser Endzweck, sey es auch, auf welche Art es wolle, erreicht ist, scheint mir vernachläßiget zu seyn. —

Nehme ich dieses zum letzten Zweck bei der Schöpfung der Geisterwelt an, so lösen sich mir alle Räthsel in der moralischen Welt auf — ich sehe nichts, als Plan, Ordnung und Zusammenhang, wo ich sonst nur zweckloses Streben, Unordnung und Verwirrung sahe.

In diesem letzten großen Gesichtspunkte müssen alle übrigen zusammentreffen — und jede andere Betrachtung muß sich in dieser verlieren. —

Es kömmt, in der allerletzten Rücksicht, nicht sowohl auf den Gegenstand des Denkens, als

auf das Denken selber, und die dadurch erworbnen bleibenden Fertigkeiten der Seele an. —

Ob nun der Taubstumme seine Denkkraft an der Sache selber oder an den Zeichen übt, wodurch er, vom Bedürfniß sich verständlich zu machen, gedrungen, die Vorstellungen von den Sachen selbst in seinem Kopfe zu ordnen sucht, daß ist in Ansehung der eigentlichen Veredlung seines Wesens dasselbe. —

Der gegenwärtige Gebrauch unsrer Denkkraft scheint nach diesem allen noch nicht Zweck zu seyn, sondern es scheint, als ob sie durch denselben nur gleichsam zu einem höheren Gebrauch erst geschliffen werden soll. —

Dieser Gedanke beruhigt und tröstet mich beim Anblick der moralischen Welt — ich betrachte sie als Gerüste um ein Gebäude — das einst aus dieser Entstellung rein geglättet und majestätisch emporsteigen wird, wenn das unbrauchbar gewordne Gerüste umher wegfällt. —

Der Taubstumme übt seine Denkkraft, indem er von dem Bilde des Königes den Stern auf der Brust desselben heraushebt, und ihn zum Zeichen des Ganzen macht — ich übe meine Denkkraft, indem ich über diese Bezeichnungsart des Taubstummen Betrachtungen anstelle — und wir sind beide unvermerkt dem Ziele der Erhöhung unseres Wesens näher gerückt. —

(Die Fortsezung künftig.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Gutachten

über den Gemüthszustand des verabschiedeten Soldaten Matthias Matthiesen, und des Züchnermeisters T***.

Eine Schatzgräbergeschichte

von

Herrn Metzger.

Das Faktum, welches zum nachstehenden Gutachten Anlaß gab, ist sowohl für den gerichtlichen Arzt, als für den Beobachter der menschlichen Thorheiten, und der Fortschritte der Volksaufklärung, merkwürdig.

Ein verabschiedeter Soldat M. Matthiesen, den man aus dem Gutachten näher kennen lernen wird, wurde dem leichtgläubigen Züchnermeister T*** als ein großer Schatzgräber empfohlen. Diesem war mit der Bekanntschaft sehr gedient; weil ihn eben eine auf dem Lande wohnende Frem-

hin, welche einen Schatz in ihrem Garten vermuthete, ersucht hatte, ihr einen solchen Mann zu schaffen. Sie giengen zusammen dahin, es wurde aber kein Schatz gegraben, weil M. M. verschiedene Hindernisse vorschützte; eben dadurch aber gab er dem Meister T. eine schlechte Meinung von seiner Geschicklichkeit. „Gebt euch zufrieden, sagte M. M. zum Meister T., auf dem Rückweg, ich weiß einen andern Schatz, der auf dem Kirchhof zu Neuendorf, wo wir durchpassiren müssen, liegt; die Kennzeichen sind mir bekannt; ich werde die Stelle besehen, wann wir hinkommen.“ — M. M. glaubte wirklich die angegebenen Kennzeichen des Schatzes wahr befunden zu haben, hatte aber viele Mühe, den Meister T. zu überreden, die nöthigen Unkosten zum Graben herzuschießen, weil dieser ihm nicht mehr traute. Doch that ers endlich nach einigen Tagen; gieng aber nicht selbst mit, sondern ließ seine Frau und seinen Lehrjungen mitgehen, welche Spathen und andere Nothwendigkeiten tragen mußten.

M. M. versah sich mit einem Degen, um im Nothfall die Geister damit zu vertreiben, ließ die Frau allein zurückkehren, aus Besorgniß, die Gespenster möchten ihr den Hals umdrehen, und kehrte mit dem Lehrjungen im Krug ein, wo er die Mitternacht, als die eigentliche Zeit seines Geschäftes erwarten wollte. Doch sollte vorher der Beamte im Ort davon benachrichtiget werden. Mittlerweile

weile aber war auf der Landstrasse ein beträchtlicher Diebstahl begangen worden, an welchem zwar unser M. M. ganz unschuldig war; weil er aber verdächtig aussah, einen Degen bei sich führte, und sein Vorgeben, einen Schatz graben zu wollen, den Verdacht noch vermehrte, so wurde er eingezogen, gefänglich nach Königsberg zurückgebracht, und dem Stadtgericht übergeben. Durch die Angabe seiner Theilnehmer am Schatzgraben legitimirte er sich zwar bald wegen des Diebstahls; doch ward eben über diese vorgehabte Schatzgräberei eine Untersuchung nöthig gefunden. Bei dieser Gelegenheit mußte M. M. seinen Lebenslauf erzählen, aus welchem ich im Gutachten so viel ausgehoben habe, als mir nöthig schien, um ex ungue leonem erkennen zu können. Meister T * * * erschien, als ein ehrlicher Schwärmer. Der Herr Inquirent, ein offener Kopf, für welchen das Corpus Juris und das Landrecht gerade das sind, was für einen aufgeklärten Theologen die symbolischen Bücher — trug, anstatt die Schatzgräber als Verbrecher zu behandeln, darauf an, daß ihr Gemüthszustand untersucht werden möchte. Und so entstand das folgende

Gutachten.

Eine dem denkenden Menschenfreund, für welchen die Volksaufklärung keine gleichgültige Sache ist, sehr auffallende Scene ist die sonderbare Schatzgräberge-

bergeschichte, deren Verlauf und Veranlassung in den Untersuchungsakten wider M. M. Sch*** und T*** enthalten, welche mir von Ew. Wohllöbl. hiesigen Stadtgerichts sub dato den 9ten & præs. den 16ten September a. c. zugleich mit dem Auftrag, den Gemüthszustand des T*** und M. M. zu untersuchen, zugeschickt worden.

Der Hauptakteur in diesem besondern Vorfall ist der verabschiedete Soldat M. M., von welchem der Herr Inquirent Fol. 22. Actorum nicht mit Unrecht vermuthet, daß er ein Windbeutel und Betrüger sei; doch halte ich dafür, daß er ein selbst betrogener Betrüger, und ein Mensch sei, dessen Erziehung gänzlich verwahrloset und dessen Kopf von seinen ersten Jahren an mit Windbeuteleyen angefüllt und mit abentheuerlichen Ideen genährt worden. Seine Lebensgeschichte, wie ich sie theils aus den Akten, theils aus einer langen Unterhaltung mit ihm erfahren habe, wird meinen Ausspruch rechtfertigen.

M. M. ist aus Tönningen im Holsteinischen gebürtig, jetzt ohngefähr einundvierzig Jahr alt. Er kam in seiner Jugend bei einem Bader und hernach bei einem Regimentsfeldscheer in die Lehre. Wie schlecht und elend aber sein Unterricht in der Chirurgie gewesen seyn müsse, läßt sich aus seinen Ausdrücken schließen: er sagt, „ich lernte Feldschery und Badery.“ Er diente hierauf als gemeiner Soldat in Dänischen Diensten; desertirte,

kam

kam in die Dienste eines herumreisenden Charlatans, welcher sich für einen kaiserl. königl. Leibarzt ausgab, und zu Konstantinopel gestorben seyn soll, mit welchem unser M. M. verschiedene Länder durchreiset zu haben vorgiebt.

Sein Geschick führte ihn hierauf nach Curland, das Land, wo aurea praxis dem fähigen Kopf sowohl, als dem elendesten Stümper zu Theil wird, wenn er nur eine geläufige Zunge hat. Unser M. M. ist ein Beweis davon. Er diente (zum wenigsten seiner Aussage nach) verschiedenen Edelleuten als Arzt und Wundarzt. Kaum ists glaublich, daß ein Mensch, dessen pöbelhafte Gesichtszüge, Ausdrücke und Mundart seine ganze Unwissenheit verrathen, Leute von Stande so weit getäuscht haben sollte.

Die Art und Weise, wie M. M. den Vorfall bei dem Edelmann in Schameitten erzählt, legt seine Ignoranz in natürlichen Dingen gänzlich an den Tag. Der Edelmann ließ ein Gewölbe, über welchem ehemals ein Kloster gestanden, untersuchen. Als die Thüre eröfnet war, und vor dem Dunst kein Licht ausdauren konnte, so stieg M. M. in der Ueberzeugung, daß ihm weder Teufel noch Gespenster etwas anhaben könnten, in das Gewölbe herunter, indem er nach Aussage der Akten Fol. 13. b. ein Johanniswürmchen (oder ein Stückchen faules Holz, wie er sich gegen mich äußerte) auf einen messingenen Spiegel legte, um das Gewölbe

zu erleuchten. Er fand Gold in einer Kiste und kam unbeschädigt heraus. Andere aber, die ins Gewölbe geschickt wurden, fielen in Ohnmacht, und die Gespenster verdreheten ihnen die Köpfe.

Nachdem nun M. M. als ein Hexenmeister flüchtig geworden, kam er in preußische Dienste. Als Soldat hatte er vermuthlich keine Zeit dem Müssiggang nachzuhängen; nach erhaltenem Abschied aber fing er an, zu jeder nützlichen Handarbeit entweder zu unfähig oder zu faul, sich mit Kuren, so wie er sie in der Feldschery und Badery gelernt hatte, mit lesung unsinniger Bücher, nemlich Höllisch Brand und Höllisch Banta, Act. fol. 24. b.; mit Verbannung der Geister, nemlich des Schneidegeistes und des Poltergeistes, fol. 24. und mit Schatzgraben abzugeben.

Ohnerachtet ich nun dafür halte, daß der Verstand des M. M. viel zu sehr umnebelt ist, als daß er die Nichtswürdigkeit aller dieser seiner Künste einzusehen vermöchte, so ist er doch meines Erachtens ein der bürgerlichen Gesellschaft überlästiger und gefährlicher Müssiggänger; daher ich unmaßgeblich vorschlage, ihn entweder als einen Fremden über die Grenze, oder ihm im Arbeitshause für den Müssiggang Arbeit zu schaffen.

Was den Züchnermeister T*** betrift, so bin ich ebenfalls mit dem Herrn Inquirenten der Meinung, daß er ein ehrlicher Schwärmer ist. Es ist eine sonderbare Bemerkung, daß gewisse

Hand-

Handwerker vor andern zu Schwärmereyen aller Arten disponirt sind. Unser T*** glaubt so treuherzig an Geister, Gespenster, an unterirrdische Schätze, die sich durchs Brennen offenbaren, und an ein gewisses Traumgesicht, welches ihm seinen Tod auf den 28sten April 1785 Mittags um zwölf Uhr prophezeite, daß ich es für ein äußerst schweres, ja vielleicht unmögliches Unternehmen halte, ihn eines bessern zu überzeugen. Diesen Traum hatte T***, seiner Aussage nach, als er zwanzig Jahr alt war; er beschreibt ihn noch sehr genau; nur ist er in der Ungewißheit, ob ihm das Gesicht noch sechzig Jahre zu seinem damaligen Alter, oder überhaupt nur sechzig Jahre Lebenszeit zugesagt habe. Im letztern Fall, meint er, wird sein Tod auf besagten Tag eintreffen, im erstern aber müsse er achtzig Jahre alt werden.

Dieser Umstand beweiset, wie eingewurzelt seine Vorurtheile und sein Glaube an abentheuerliche Dinge seyn müssen. Nur einem sehr aufgeklärten und klugen Seelsorger wäre es vielleicht möglich, durch Gründe der Religion diese Vorurtheile zu heben und zu zerstreuen.

Dieß ist mein unmaßgebliches Urtheil, welches ich mit meiner Unterschrift bekräftige.

Königsberg den 1sten October 1784.

M.

N. S.

N. S.

Noch muß ich hinzusetzen, daß M. M. wirklich, nach meinem Vorschlage, seine Versorgung im Arbeitshause gefunden, wo er wohl sicher keine Schätze mehr graben wird.

Was den Züchnermeister T*** betrift, so habe ich mich nach dem 28sten April a. c um sein Befinden erkundiget. Vielleicht, dacht' ich, hat das Traumgesicht mächtig genug auf seine Einbildungskraft gewirkt, um ihm eine tödliche Krankheit zu verursachen. — Doch nein, er lebt noch gesund, schwärmt immer fort, weissagt aus Karten, und wird wohl zum klug werden schon zu alt seyn.

K — g den 4ten Mai 1785.

2.

Geschichte eines sonderbaren Wahnsinnes und dadurch am Ende verursachten Mordes.

(Aus einem Schreiben des Herrn D. Glawing zu Brieg an Herrn Stadtphysikus D. Pyl zu Berlin.)

Walock Flaccus, siebenundvierzig Jahr alt, aus Woschnick in Oberschlesien von katholischen Eltern gebürtig, fol. Act. 2. p. I. behauptete, daß

er

er von evangelischen Eltern gezeuget sei. Aus seiner Eltern Hause hatte er sich entfernet, wie er so groß gewesen, daß er Klafterholz schlagen können, und zwar wäre er seiner Aussage nach deswegen von seinen Eltern weggegangen, weil er närrisch gewesen. Die Ursache seiner entstandenen Narrheit gründet er auf harte Bedrohungen seines Vaters, weil er einstmahlen etwas am Wagen zerbrochen und daß ihm der Wind in Kopf gefahren. Man hatte ihn wegen seiner närrischen Zufälle zu dem Geistlichen nach Gleiwitz gebracht, der ihn durch geistliche Hülfsmittel heilen sollte, aber dieses war ohne Wirkung gewesen. Flaccus nährte sich bald hier bald dort vom Holzschlagen. 1756 stand er zu Kolberg in Militärdiensten, da er aber einmahl Prügel erhielt, desertirte er des Nachts, gieng nach Schlesien und erwarb sich wieder sein Brod mit Holzschlagen. Sein letzter Aufenthalt war im Kochtzitzer Walde, wo er nebst andern seit der Erndte Kohlen brannte; seine Mitarbeiter aber flohen seinen Umgang, um seine ungereimte Reden nicht mit anzuhören; er arbeitete emsig, redete öfters vernünftig, unvermuthet aber verfiel er in dumme und unvernünftige Reden. Z. B. Es ist alles Koht, wir arbeiten auf Koht. Er gieng in keine Kirche und arbeitete am Sonn- und Festtage, wenn er nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Er lästerte öfters Gott, hieß alle Menschen Hunde; wenn er seine Mitarbeiter beten sahe, wurde er

unwillig und sagte: ihr Narren! ich habe wohl einstens auch einmahl im Buche gebetet, weil ich aber sehe, daß dieses Plarren zu nichts tauget, so unterlasse ich dieses. Zur Beichte war er in den jungen Jahren gegangen, in der Folge aber nicht und er sagte einstens: als ich dumm war, gieng ich noch zur Beichte, der Priester überreichte mir in einem Löffel etwas weisses, da ich nun aber gescheidter bin, so unterlasse ich in die Kirche oder zur Beichte zu gehen, denn es sind doch nur Narrenspössen, ihr blácket die Zähne gegeneinander, und höret dem Pfaffen zu, was er euch vorplaudert. Zu einer andern Zeit sahe man ihn einen Klotz ergreiffen und sich damit an die Brust und an den Kopf zu wiederholtenmalen dergestalt schlagen, daß andere sich davor entsatzten, ja er verlangte von einem Kohlbrenner Kuba Machitta, daß er ihn todtschlagen sollte, er sollte ihn aber gut zusammenbinden, denn sonst möchte er ihn zwingen; wenn er ihn erschlagen hätte, sollte er eine Grube machen und ihn verscharren. Einer von seinen Mitarbeitern Nahmens Woiteck Bogdal sahe den Flaccus Katzen, Hunde, Ottern und Füchse, die er getödtet, zurichten und essen. Mit dem Hintertheil der Axt schlug er sich öfters an den Kopf und auf die Hände. Im Monat Mai 1779 verbrannte er in dem Kochtzitzer Walde sieben Klafter Holz aus Muthwillen. Wenn ein Gewitter am Himmel war, so lästerte er Gott und pflegte zu sagen,

er triebe Leichtfertigkeit. Wenn ihn seine Raserei überfiel, so fieng er an zu lachen und mit sich selbst zu sprechen, fieng an, sich mit einem Stück Holz oder Axt zu schlagen, und so ein Anfall dauerte oft zwey bis drey Tage, in welchem Zeitraum er sich auch zur Nachtzeit mit einem Knittel heftig zerschlug, ja sein Wahnsinn gieng öfters so weit, daß er mit seinem Messer sich die Brust aufritzte und mit einer stumpfen Axt auf den Unterleib hauete, wobei er sagte, ich wünschte, daß ich mich in kleine Stücken zerhauen könnte, ich wollte mir die Därme selbst herausziehen, denn aus den Stücken würde doch wieder ein Ganzes, ich habe schon einstens in der Erde todt gelegen und bin doch wieder aufgestanden.

Unter seine närrischen Aufführungen gehört folgendes: Er band seine männliche Schaam in eine Schlinge zusammen, den Strick daran befestigte er an einem Baumast dergestalt, daß sie in dieser Lage von dem Stricke durch den auffahrenden Ast ausgedehnt und zu wiederholtenmalen in die Höhe gehoben wurde, ja er hieb sich die Vorhaut mit der Axt ab, lief öfters ohne alle Kleider herum und verbrannte sich die Schaam mit Strohseilen.

Einen Hund schlachtete er, warf ihn sodann in ein mit Wasser angefülltes Loch, zehrte davon vier Wochen, obgleich die neben ihm arbeitenden Kohlbrenner es kaum vor Gestank aushalten konn-

ten. Ein Bauer aus Schwickauer Hammer schenkte ihm ein altes abgenutztes Pferd, dieses schlachtete er, zog es ab, und speiſete lange Zeit davon.

Unter allem seinem schmutzigen Essenzubereiten verdient folgendes besonders angeführt zu werden. Er fieng einen Igel, brannte demselben die Stachel ab, brühte ihn, und legte ihn sodann in einen Topf, kochte denselben, ließ seine Excrementen in den Topf und aß dieses Gemische mit Appetit.

Endlich rückte der unglückliche Zeitpunkt herbei, daß er ein Mörder wurde. Blaseck Froin, ein Mann von vierzig Jahren, ein Bauer aus Cziasno, kam den 27sten Junius 1780 in den Kochtzitzer Wald zu Schlitten, um Kohlen zu laden, warf dem Flaccus vor, daß er nasse Kohlen habe, und verlangte endlich von ihm, daß er sich mit dem Aufladen fördern sollte. Flaccus antwortete darauf: laß mich in Ruhe, denn siehe! meine Kohlenhacke liegt hier, Du wirst sonst was damit abkriegen. Auf nochmaliges Ermahnen, sich mit dem Aufladen zu fördern, antwortete er hitzig: zum Teufel, wie viel Befehlshaber hast Du in Dir, worauf der Froin antwortete: Eine Mandel. Flaccus erwiederte: darum sehe ich es, denn von Dir selbst hast Du das nicht. Da er endlich sich weigerte, alle Kohlen aufzuladen und

mit

mit Froin in einen weitern Wortwechsel gerieht, ergrif er die Kohlenhacke, schlug dem Froin dieselbe mit einer solchen Gewalt in den Kopf, daß sie darin stecken blieb und mit Gewalt herausgezogen werden muste, und an dieser Verwundung muste derselbe den folgenden Tag Abends sterben.

Die Zeit, als er in dem Stockhause zubrachte, beobachtete ich ihn öfters: Er schlug sich täglich mit dem an seinen Armfesseln befindlichen Schlosse mit einer solchen Heftigkeit gegen die Brust, daß man sich entsatzte, auch bediente er sich öfters eines starken Stocks, mit dem er sich gegen den Kopf mit aller Heftigkeit schlug. Verwies man ihm dieses, so behauptete er, daß er es thun müste, drohete die andern Inquisiten zu erschlagen, forderte Hunde und Katzen zum Essen, lachte über alle Religionserinnerung, schlief ruhig und aß mit ausserordentlichem Appetit. Anno 1781 den 30sten April wurde er auf Lebenszeit in das hiesige Zucht- und Arbeitshaus abgegeben. Von seiner fernern Lebensgeschichte vielleicht ein andermal mehr.

Gl...

3.

Auszug aus einem Briefe.

Stralsund den 4ten Januar 1786.

Die Frau des hiesigen Stadtmusikus Kahlow, (welcher, beiläufig gesagt, eine nicht gewöhnliche Fertigkeit im Violinspielen besitzt, die er noch zuletzt in der Schwedtschen Kapelle vervollkommt hat, so, daß unser Publikum, welches so manchen nach der Stockholmischen Kapelle durchreisenden großen Spieler gehört hat, ihm den Rang im feinen studirten Vortrage und der Genauigkeit im Einzelnen nach dem berühmten Petersburger Virtuosen ertheilt) befand sich, da ihr Mann Amtshalber außer Hause war, und sie ihre Niederkunft hielt, in der Nacht im einsamen Zimmer noch bettlägerig; im Nebenzimmer, oder wenigstens nicht in demselben, worin die Wöchnerin lag, befand sich die Wartsfrau. Frau Kahlow ist noch völlig munter, und sieht in dem Zimmer, ohne irgend Gedanken — wenigstens ihr bewußte — an einen Gegenstand der Art, als sich ihr darstellt, zu haben; wie dies auch aus ihrem Benehmen erhellet.

Eine menschliche Figur nemlich, stellt sich in menschlicher Grösse, als Türk oder Orientaler gekleidet, neben die Stubenthüre. Die gute Frau, die überhaupt an Spückereien gar nicht glaubt, lächelt über die Figur, weil sie in der Meinung steht, ihr Mann habe sich von seinen Geschäften entfernt,

und

und wolle als Maske in scherzhafter Laune sich ihr darstellen, und redet daher auch das Phantasma als ihren Mann an. Ei, Kahlow, sagt sie lächelnd, was machst Du? Komm doch zu mir her! So munterte sie ihren vermeinten verkleideten Mann verschiedenemahle auf, seinen Posten zu verlassen; allein vergebens. Sie ruft endlich die Kinderwärterin, die ihr auch antwortet. Endlich fällt ihr ihr Bruder ein, der sie zärtlich liebte, und mit einer Person nach Constantinopel vor mehreren Jahren wehmüthig von seiner zärtlichen Schwester gegangen war, und in dem schweren Augenblick der Trennung unter andern die Worte seiner Schwester zugeschluchzt hatte; „Schwester, wenn ich weit von Dir gerissen sterben sollte, dann überbringe ich Dir selbst die Todespost.“ Selten nur hatte Frau K .. nach einer Entfernung ihres Bruders von vielen Jahren mit der Lebhaftigkeit und öfteren Erinnerung an ihn gedacht, daß er ihr gerade jetzo einfallen konnte. Sobald aber, wie sie in dem täuschenden Manne den verlornen Bruder erblickt, schreiet sie auch auf: Ach, Leopold! — so hieß der Bruder, und — weg ist das Bild.

Was mir die Wahrheit des Phänomens etwas verdächtig macht, ist nicht die Glaubwürdigkeit der Erzählerin, die eben nicht gern auskramt von ihren Begegnissen, und durch öftere Reisen als Schauspielerin oder Tänzerin ihr weibliches

Herzchen einigermaassen abgehärtet haben mag, sondern der Umstand, daß sie Wöchnerin, folglich eine Kranke ist, deren Nervensystem angegriffen und in einer Zerrüttung ist. Einer solchen oft ganz kurz daurenden körperlichen Disposition, und besonders der körperlichen Theile, die uns Ideen durch äußere sinnliche Vorstellungen zuführen, schreibe ich das zu, was wir Phantasmen nennen, da unserm Auge das Schreckbild als wirklich da stehend scheinen kann, was unsere Imagination einst bestürmt hat, und bin daher der Meinung, daß wir, noch unbekannt mit dem Knoten des Bandes, welches Körper und Geist so dicht verknüpft, dem Geiste zuschreiben, was wir dem Körper beimessen sollten.—

Noch eine weit wichtigere Ereigniß der Art will ich bei dieser Gelegenheit Ihnen doch auch erzählen. Diese ist weit wichtiger wegen des berühmten Mannes, der sie mir, als von dem ihm wiederum so glaubhaften unverwerflichen Zeugen, dem es wiederfuhr, erzählt hat. Herr Professor M** in G**, dem ich die eine Hälfte meiner geistigen Cultur verdanke, wenn ich wegen der andern Hälfte ein großer Schuldner des vortreflichen Herze bleibe, Herr M**, den Deutschland unter seine größten Denker zählt, erzählte mir einst bei den lehrreichen Besuchen, wozu er mich so geneigt einlud, wie ich durch seine so genau durchdachten und ausgearbeiteten Vorlesungen über die Seelenlehre auf den Gegenstand von der Einbildungs-

dungskraft geführt ward, dieses. Einer seiner Freunde, der es ihm mit der größten Ueberzeugung erzählt, so daß er auch in Betracht der Glaubwürdigkeit des Erzählers kein Mißtrauen in die Wahrheit des Vorfalls setze, sei einst Abends aus einer Gesellschaft, in der man nur bis zur Munterkeit ein Glas Wein getrunken, zu Hause gekommen, und, weil sein Bedienter gerade nicht zur Hand gewesen, selbst zur Küche hingegangen, um sich eine Pfeife (dünkt mich) anzuzünden. Die heitere Stimmung seines Herzens, da er kurz zuvor eine Gesellschaft scherzender Freunde verlassen hatte, konnte also gar nicht Ideen der Art in ihm aufwecken, die seinem Auge ein so trauriges Bild vorgerückt hätten, als er beim Hinübergehen über die Diele erblickte. Hier sahe er eines seiner Kinder in völliger Todtenkleidung im Sarge liegen; Er schrickt zurück — und schweigt, um abzuwarten, obs Täuschung sei. Eben dieses Kind aber, das er als Todten sahe, wird, wo ich nicht irre, in Zeit von acht Tagen krank — stirbt — und — wird auf dieselbe Stelle und in derselben Kleidung hingesetzt! — Immer ein merkwürdiger Sprung der Einbildungskraft.

Zeit und Raum fehlen mir, um Ihnen noch einen Vorfall mit einer Delinquentin zu berichten; ich muß mich also diesmahl Ihnen empfehlen. Ich bin ꝛc.

* * *

Zur Seelennaturkunde.

I.

Einige an einem Taubstummen gemachte Beobachtungen.

Dieser Taubstummgebohrne, über welchen ich diese Bemerkungen zu machen Gelegenheit gehabt habe, heist Herbst, und lebt noch jetzt in seinem Geburtsorte einer kleinen in der sogenannten güldenen Aue gelegenen Stadt in Thüringen. Seine Eltern, durch drückende Armuth in die traurige Unmöglichkeit versetzt, auf die Erziehung ihres unglücklichen Kindes etwas zu verwenden, musten sich damit begnügen, diesen Stummen in die öffentliche Freischule zu schicken — vielleicht bloß in der Absicht, um der Sorge der Aufsicht überhoben zu seyn, und ihn ans Stillesitzen zu gewöhnen. Die daselbst angestellten Schullehrer, deren Stunden er also besuchte, hatten theils wegen der so schon überhäuften Menge der Schulkinder nicht Zeit, theils auch vielleicht eben nicht viel Lust, sich mit diesem armen Menschen abzugeben, weil sie sich selbst keinen glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten ver-

spra-

sprachen. Sein Verstand blieb also unaufgeklärt, und man fing nur alsdenn erst an, ihm etwas als sündlich vorzustellen, wenn er es schon begangen hatte, und um so vielmehr scheint sein Betragen die Aufmerksamkeit des Psychologen zu verdienen. —

Weil ich mich aber nun oft mit diesem Menschen beschäftigte, so mache ich mir das gröste Vergnügen daraus, auch hier mein Scherflein zu der Erfahrungsseelenkunde beizutragen.

Den Anfang will ich damit machen, wenn ich erzähle, auf was für eine besondere Art dieser Mensch von dem Daseyn Gottes überzeuget wurde. Schon öfters hatte man sich bemühet, ihm zu zeigen, daß ein Wesen im Himmel sei, welches alles erschaffen und noch die ganze Welt regierte; aber bisher schienen auch hierin alle Bemühungen fruchtlos zu seyn, und ich wage es nicht zu entscheiden, ob die Schuld an den Stummen oder vielleicht an seinen Lehrern lag. Eine Naturbegebenheit kam endlich seinen Lehrern zu Hülfe, und ein Blitz, der vor seinen Augen in eine seiner Wohnung gegenüber gelegnen Scheune einschlug, überzeugte ihn auf einmal von dem Daseyn eines Gottes, der im Himmel wohne. Kaum hatte er sich von seinem Schrecken etwas erhohlt, als er zu mir eilte, um mir dieses, was er gesehen, zu erzählen, und wie er nun auf einmal glaube, daß ein großer dicker Mann im Himmel sei — denn so bildete er Gott ab, indem er Backen und Bauch aufbließ und die Hand so hoch hielt, als

er nur konnte, um dadurch seine Größe zu bezeichnen, er mochte also wohl in recht eigentlichem Verstande ein Anthropomorphite seyn. So oft er seit der Zeit Gewitterschwangere Wolken an dem Horizonte erblickte, fürchtete er sich ausserordentlich, und bisweilen war ein schwarzes Wölkchen, das im Sommer am Himmel aufstieg, schon vermögend ihn nach Hause zu treiben, denn so oft er ein Donnerwetter ahndete, floh er nach seiner Wohnung, und selbst Versprechungen waren hier nicht vermögend auf seine Seele zu wirken und ihn davon abzuhalten. So oft er nun seit der Zeit einen Menschen etwas thun sah, was nach seinen Gedanken unrecht und böse war, so warnte er ihn nicht nur, sondern kündigte ihm auch gleich seine Strafe an, daß nemlich ein Blitz des Allmächtigen seine Scheitel dafür zerschmettern würde, welchen Blitz er durch eine schlangenähnliche Bewegung mit der Hand von oben herab auf den Kopf des Sünders leitete. Eine gleiche Strafe, vom Blitz erschlagen zu werden, drohete er auch allen seinen Beleidigern, und besonders seiner Muhme, die ihn oft grausam behandelte und nichts zu essen gab, sollte nach seinem Wunsche ein so trauriges Ende nehmen.

Seine Religionsbegriffe waren, wie es sich freilich von einem Menschen ohne großen Unterricht nicht anders erwarten läßt, sehr eingeschränkt. Die Dreieinigkeit, die ihn seine Mutter, die vermuthlich diese Lehre nach ihren besten Einsichten

für

für die einzig wichtige des Christenthums halten mochte, gelehret hatte, wuste er auch zu zeigen, aber freilich mochte er sich wohl wunderliche Vorstellungen davon machen, er hob drei Finger auf, legte die andern nieder und wieß gen Himmel, wo diese drei wären. Ich bemühete mich, ihn auch etwas von der durch Jesum geschehenen Erlösung und daß er für uns gestorben beizubringen, ich zeigte ihm daher, daß alle Menschen von Gott gestraft zu werden verdient hätten, welches ich ihm dadurch sehr leicht begreiflich machen konnte, daß ich zeigte, daß der Blitz des Allmächtigen uns alle hätte treffen sollen, weil wir nemlich gesündiget hätten, welche Idee ich ihm durch Ausübung verschiedener Dinge, die er für unrecht hielt, beizubringen suchte, indem ich ihm hernach vorstellte, daß wir alle so etwas gethan. Und da er mir durch Gebehrden und Minen zu erkennen gab, daß er es verstanden, welches er dadurch, daß er alles, was ich ihm gesagt, durch seine Gebehrdensprache wiederhohlte, auch auf das deutlichste bewieß, so demonstrirte ich ihm nun weiter, daß die zweite Person in der Gottheit aus Liebe zu uns vom Himmel herabgekommen, menschliche Natur an sich genommen, für uns gestorben sei, und so die Strafen, den Blitz, den wir verdienet, auf sich geleitet hätte. Um ihm nun aber von der Art seines Todes auch etwas zu sagen, zeigte ich ihm, um seinem Verstande zu Hülfe zu kommen, ein Bild,

welches den gekreuzigten Heiland vorstellte. Als er auch dieses begriffen zu haben schien, sagte ich diesem Stummen ferner durch Gebehrden und Zeichen, daß eben dieser Jesus auch sey begraben worden, daß er aber nach drei Tagen schon wieder aus dem Grabe lebendig hervorgegangen, und gen Himmel aufgefahren sei, wo er nie wieder sterben, sondern ewig leben würde. Um ihm dieses beizubringen, that ich, als wenn ich todt wäre, schloß die Augen, lag einige Zeit auf dem Bette ausgestreckt, und beim Erwachen zeigte ich ihm, daß der Heiland auch gestorben sei, weil er in die Seite gestochen worden, welches ihm nemlich, als ich ihm ein Crucifix zeigte, da Blut aus der ofnen Wunde in der Seite strömte, besonders auffiel, daß er aber auch eben so nach drei Tagen wieder erwacht, lebendig aus dem Grabe hervorgegangen, und einige Zeit nach seiner Auferstehung wieder gen Himmel, woher er gekommen, aufgefahren sei, wobei ich seiner Einbildungskraft durch ein die Himmelfahrt Christi vorstellendes Bild wieder zu Hülfe zu kommen suchte. Ich weiß daher nicht, ob ich in diesem Stücke die Meinung des Herrn Verfassers des im zweiten Bandes zweites Stück dieses Magazins befindlichen Aufsatzes ganz annehmen kann, daß man einem Taubstummen gar keine Begriffe von dem Tode, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu beizubringen im Stande sei, besonders wenn ein Mann, der mehr Geschicklichkeit und Erfah-

fahrung als ich besitzt, diese Arbeit übernehmen wollte, und dabei die vortreflichen Vorschriften eines Heinicke oder de l'Eppee zu benutzen Gelegenheit und Belieben hätte.

Dieser Stumme betete eben so wie Brüning die zweite Person in der Gottheit an, welches er durch Händefalten und gen Himmel gerichteten Blick bezeichnete, und seine Hochachtung gegen diese göttliche Person war ausserordentlich groß, welche er dadurch zu offenbaren suchte, daß so oft er diese Person zeigte, auch zugleich die Hand auf sein Herz zu verschiedenenmalen legte, durch welches er allezeit seine besondere Liebe gegen eine Person zu erkennen gab. Seit der Zeit, als ich ihn auf sein Fragen: wer denn Jesum in die Seite gestochen und ans Kreuz geschlagen habe? — durch Zeichen geantwortet hatte, daß Juden an seinem Tode Schuld gewesen wären, so faste er den unversöhnlichsten Haß gegen dieses Volk, — welcher Widerwille auch selbst durch meine öftere Vorstellungen, daß diese Leute nichts für ihre Väter könnten, aus seiner Seele nicht verbannt werden konnte; so oft er einen Menschen, den er an dem Barte für einen Juden erkannte, sah, brummte er vor lauter Unwillen, wieß, daß diese Leute den Heiland in die Seite gestochen hätten und daß der Blitz sie dafür tödten müßte.

Sein Verlangen, zum heiligen Abendmahl zu gehen, war ganz ausserordentlich, welches freilich wohl

wohl ganz natürliche Ursachen haben mochte, er sah Menschen am Altar des Herrn etwas in den Mund nehmen und hernach aus einem schön vergoldeten Kelche trinken, und dieses mochte ihn schon nach dem Genusse desselben lüstern gemacht haben, welches Verlangen durch die Verweigerung, ihn selbst zuzulassen, ohnstreitig noch mehr vermehret wurde; er mochte daher wohl schon lange auf Mittel gedacht haben, zu diesem ihm versagten Genusse auf eine heimliche Art zu gelangen, und um diese seine Absicht zu erreichen, schien er die beste Gelegenheit darin zu finden, den öffentlichen Gottesdienst ganz abzuwarten, bis alle Leute aus der Kirche gegangen wären; und als einstmals der Kirchner die Hostien und den Kelch nicht gleich nach geendigten Gottesdienst abgenommen hatte, schlich er sich am Altar, nahm aus der auf demselben befindlichen Hostienschachtel eine Oblate und trank den übriggebliebenen Wein rein aus. Voller Freude, seines Wunsches endlich theilhaftig geworden zu seyn, lief er zu den Seinigen, indem er ihnen mit den lebhaftesten Gebehrden und mit den heitersten Minen erzählte, daß er nun auch in der Kirche gegessen und getrunken hätte, welches ihm auch recht gut geschmeckt habe.

Er versäumte übrigens nicht leicht eine Kirche, war ganz Aufmerksamkeit und ahmte die Stellung und Bewegungen der Prediger so glücklich nach, daß er jeden, auf Befragen, den Prediger durch

seine Pantomime zu bezeichnen wußte. Nichts war ihm unerträglicher, als wenn die ungezogenen Jungen auf der Emporkirche, wo er saß, plauderten, er bewieß dagegen ausserordentlichen Eifer; und als ich einstmals predigte und ein Knabe auch anfing, sich mit seinem Nachbar auf das freundschaftlichste zu unterhalten, so konnte er dem Triebe nicht widerstehen, diesem Schwätzer durch einen Stockschlag recht triftig zu beweisen, daß man nicht in der Kirche plaudern müsse.

Den Diebstahl und das Lügen verabscheuete dieser Herbst ganz besonders, wie ich überhaupt dieses bei einigen Stummen schon zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. Da er oft bei meinen Eltern arbeitete, und er sich bisweilen ungemeldet auf meine Studierstube zu kommen erlaubte, so machte ich allerlei Versuche, seine allgemeine anerkannte Treue zu prüfen; als ich ihn daher einmal kommen hörte, suchte ich mich zu verbergen, nachdem ich vorher Geld auf den Tisch gelegt hatte, um so sein Betragen und seine Treue, ohne daß er es wußte, zu beobachten. Voller Verwunderung, daß die Stube offen und doch niemand zu Hause sei, ging er hin zu dem Tische, nahm das Geld, besah es genau, legte es wieder an seinen Ort — alsdann zogen einige auf dem Tische liegende Bücher seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; er nahm eines nach den andern, blätterte darin und fing bisweilen recht herzlich an zu lachen. Besonders

schien ihm das Ebräische sehr viel Vergnügen zu machen, denn als er die Ebräische Bibel auch daselbst fand, verweilte er lange dabei, und trat endlich an den Pult und brummte einige Minuten nach seinen Gedanken diese Sprache her, indem er die Gestikulationen eines gewissen Predigers sehr gut dabei nachahmte. Nachdem er nun auf diese Art seine Neubegierde gestillet, verließ er lachend das Zimmer; überhaupt habe ich bemerkt, daß, wenn er erst einmal anfing über eine Sache zu lachen, er alsdann gar nicht wieder aufhören konnte, und oft mußte er dieses lächerliche auch unter den ernsthaftesten Beschäftigungen und ermüdendsten Arbeiten recht lebhaft wieder in seine Seele zurückrufen, denn oft fing er unter der Arbeit von freien Stücken laut an zu lachen, ohne daß man nur im geringsten wußte warum; auf Befragen um die Ursache, zeigte er, was ihn vor einigen Tagen, ja ich weiß Fälle, daß es Wochen waren, lächerliches vorgekommen sei; die Idee des lächerlichen mußte sich also so tief in seine Seele eingeprägt haben, daß auch andere Vorstellungen dieselbe nicht ganz aus seinen Gedanken zu verdrängen im Stande waren; warum aber die Eindrücke so unauslöschlich aus der Seele eines taubstummen Menschen sind, dieses läßt sich nach meinen wenigen Einsichten aus sehr natürlichen Ursachen leicht erklären.

So sehr er aber abgeneigt war, ein Stück Geld zu entwenden, so wenig hielt er es hingegen für Unrecht, Speisen hinwegzunehmen, denn setzte man ihn etwas zu essen hin, so verzehrete er es, ohne sich eben lange zu besinnen und ohne Erlaubniß dazu, ganz heimlich mit dem größten Appetit, den er fast immer hatte, und derjenige, der es ihm als Unrecht vorstellte, machte ihn im höchsten Grade unwillig; so wie auch der nur seinen Zorn noch mehr entzündete, der ihm die Ausschweifung dieses Affekts als sündlich vor Augen mahlte, und besonders von der Unschicklichkeit der Rache, die er Kinder, die ihn aus Muthwillen beleidigten, öfters genug empfinden ließ, zu überzeugen sich bemühete. Ueberhaupt war es ihm sehr süsse, sich an seinen Beleidigern auf die empfindlichste Art zu rächen, denn das Andenken angethaner Beleidigungen erhielt sich sehr lange in seiner Seele, und wenn er eine solche Person auch nach langer Zeit erblickte, so konnte sie sich nur alsdann wenigstens auf seine Vorwürfe deswegen gefast machen.

Dieses Beispiel bestätiget daher auch die schon von so vielen gemachten Beobachtungen, daß die Stummen gemeiniglich zornig, rachgierig, falsch und habsüchtig sind.

Daß aber dieses alles und besonders ein bis aufs höchste getriebener Argwohn gewöhnlich die Fehler taubstummgebohrner Menschen sind, läßt

sich wohl theils aus dem unzulänglichen Unterrichte, den sie gewöhnlich bekommen, als auch ganz besonders wohl daraus am leichtesten erklären, daß es das traurige loos der Stummen von Jugend an gemeiniglich zu seyn scheint, von muthwilligen Menschen, die sich immer genug finden, geneckt, und auf alle mögliche Art verspottet und gemißhandelt zu werden. Diese traurigen Erfahrungen, die sie daher oft zu machen Gelegenheit haben, machen sie gegen jeden, der sich ihnen nähert, argwöhnisch und mißtrauisch, da sie in jedem Unbekannten einen neuen Beleidiger ahnden; dieses alles macht sie geneigt, oft in einer gleichgültigen, höchstens zweideutigen Handlung eine Beleidigung ihrer Person zu erblicken. Und eben dieses ist die Ursache, warum bisweilen eine geringe unvorsichtige und nichts weniger, als das Gepräge der Bosheit an der Stirn tragende Handlung, die noch dazu vielmals nur allein in ihrer Einbildung besteht, sie doch zum größten Erstaunen ihrer unwissenden Beleidiger bis zur Raserei bringen kann. Freilich der fleißige Menschenbeobachter staunt nicht bei einem solchen Vorfalle, da er aus der Erfahrung weiß, daß Menschen, die das Unglück gehabt haben, oft von niederträchtigen, sich hinter der larve der Freundschaft verbergenden Personen hintergangen zu werden, zuletzt ganz Argwohn werden und selbst ihren Vertrautesten alsdann Dinge zuzutrauen im Stande sind, deren Möglichkeit sie selbst vorher

bei

bei ihren boshaftesten Feinden nicht einmal vermuthet hätten.

Wer also mit Taubstummen gut wegkommen will, muß ganz aufmerksam auf sein Betragen seyn, und mit der größten Behutsamkeit zum wenigsten so lange zu Werke gehn, bis er endlich das Vertrauen eines solchen Menschen gewonnen hat, und ist ihm endlich das seltene Glück, dieses ganz zu gewinnen, zu Theil worden, so kann er auch auf seine Treue und Freundschaft gewiß trauen; zum wenigsten weiß ich dieses bei dem Taubstummen, der der Gegenstand dieser Abhandlung gewesen ist, aus vielfältiger Erfahrung.

Daß aber dieser Herbst, der sich, wie ich oben gesagt habe, nicht einen Heller zu entwenden verstattete, doch ohne alles Bedenken Speisen, die er nur habhaft werden konnte, hinwegnahm — hiervon glaube ich, daß der Grund allein in der Erziehung liege.

Wer weiß nicht, daß das schändliche Vorurtheil unter dem Pöbel allgemein herrschend zu seyn scheint, nach welchen die heimliche Entwendung gewisser Dinge gar nicht den Nahmen eines Diebstahls verdienen, und es bisweilen eine unsündliche Zueignung einer freilich fremden Sache ohne Wissen des Eigenthümers geben soll. Ich kann mich noch sehr wohl entsinnen, was für große Mühe und Arbeit es mir einmal kostete, einen Menschen davon zu überzeugen, daß der, welcher etwas vom

Felde, als z. E. Kohl, Möhren, Kartoffeln, nähme, auch ein Dieb sei, da er sich immer mit dem alten, freilich sehr übel angewendeten Sprüchworte: „was man mit dem Maule davon tragen könne, sei keine Sünde" — entschuldigte. Eben dieses war vielleicht diesen Stummen auch in seiner Jugend beigebracht worden, und hatte so einen Einfluß auf sein ganzes Leben.

Zorn und Liebe waren die zwei Hauptleidenschaften dieses Menschen, aber so groß auch seine Neigung gegen das schöne Geschlecht war, so sehr floh, ja verabscheuete er den Umgang mit einer verehlichten Person; nichts war ihm daher unerträglicher, als einen Ehemann mit einen Frauenzimmer, sie mochte nun verheirathet oder ledig seyn, scherzen zu sehen, und ein freundlicher Blick, den eine Frau auf eine andere Mannsperson, als auf die, welche die Hand des Predigers mit ihr verbunden hatte, warf, war schon hinreichend, seinen Zorn ganz zu entflammen — brummend und mit dem Kopfe schüttelnd verließ er ein solches seinen Augen unerträgliches Schauspiel, indem er mit schnellen Schritten zu derjenigen Person eilte, die nach seinem Gedanken durch die schändlichste Untreue ihres Ehegatten auf das Empfindlichste war beleidiget worden. Er bezeichnete daher nicht nur die Person, die sich eines solchen in seinen Augen zum wenigsten unverzeihlichen Verbrechens mit jemand anders, als ihrem Gatten gescherzt zu haben,

ben, schuldig gemacht hatte, genau, und vertrat so die Stelle eines förmlichen Anklägers, sondern er gab auch dem beleidigten Theile durch seine Gebehrdensprache die wohlmeinende, aber freilich in der Ausübung sehr harte Lehre, „daß es nun Zeit sei zu sterben, weil ihr Gatte mit einer andern Person sich verbinden wollte," — freilich eine sehr schwere Lektion, die bis jetzt noch keine Person zu lernen Belieben getragen hat.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der eine größere Furcht vor dem Tode gehabt hätte, als eben dieser Stumme, wenn man ihm durch demselben schon bekannte Zeichen sagte, daß alle Menschen dem Gesetz der Sterblichklit unterworfen wären, so schien ihm dieses nicht die geringste Unruhe zu verursachen; aber wenn man diesen allgemeinen Satz auch auf ihn anzuwenden anfing, und ihn so an seine eigne Sterblichkeit erinnerte, so schien ein eiskalter Schauder durch alle seine Adern zu laufen und eine Todtenblässe überzog auf einmal sein Gesicht, und ich wage es nicht zu bestimmen, ob die Furcht oder der Zorn mehr Antheil davon hatte. Derjenige wählte daher gewiß das sicherste Mittel, ihn auf einige Wochen aus seinem Hause zu verscheuchen, der ihn an seinen Tod erinnerte, und wenn er sich auch ja einmal wieder einstellte, so mußte der Prediger der Sterblichkeit sich doch gewiß öfters genug die bittersten Vorwürfe für seine Erinnerungen machen lassen.

Und wenn wir über die Ursachen dieser Furcht vor dem Tode etwas nachdenken wollen, so wird man dieselben wohl gleich bei einen flüchtigen Blick darin entdecken können, daß dieser unglückliche Mensch den Tod nur allein von seiner unangenehmen und schrecklichen Seite hatte kennen lernen, und derselbe für ihn also wahrhaftig ein König des Schreckens seyn mußte; er kannte den Tod nur als den Zerstörer seines Leibes und den Mörder seines Lebens — dieses machte, daß er beim Blick in's ofne Grab, wo er schon seine Gebeine ein Raub der Verwesung werden sah, zurückschauderte, da er diese schreckenvolle Höhle als seine letzte Bestimmung, aus Mangel richtiger Begriffe von demselben, anzusehen hatte, da er diesen Ort nicht als die Werkstätte der Allmacht erkannte, wo sie seinen Leib zu einem andern Leben zubereitete — und sich sein Geist nicht über die modervollen Grüfte in dieses Leben hinzuschwingen wußte. Wäre er so glücklich, die angenehme Seite desselben zu kennen, daß der Tod nemlich nicht Vernichtung, daß er nur Verwandlung, nur Verschönerung seyn würde — gewiß so würde er demselben als einen Friedensbothen ansehn, da sein Innerstes jetzt ohne diese richtigen Vorstellungen natürlich vor ihm zurückschaudern muß. — Doch ich fange an zu theologisch zu werden, darum will ich abbrechen.

Bei dieser Furcht vor dem Tode war es aber wohl immer etwas sonderbar und auffallend, daß

er

er bei jeder Beerdigung, die bei Tage geschah, zugegen war und den Todtengräber beim Einscharren getreue Dienste leistete, indem er jedem Verstorbenen die letzte Ehre dadurch bezeugete, doch zum wenigsten eine Schaufel voll Erde auf seinen Sarg hinabzuwerfen — vielleicht in dem Gedanken, selbst recht lange von den Knochenmanne verschont zu werden, wenn er so viele Entseelte dem Schooße der mütterlichen Erde anvertrauen hülfe.

Fr. Ant. Wallroth.

2.

Sonderbarer Eindruck einer Liebeserklärung auf das Herz eines jungen Frauenzimmers.

Es gehen Veränderungen in der menschlichen Seele vor, die keine Philosophie aufzuklären vermag. Dahin gehören vornehmlich alle schnelle und unwillkührliche Uebergänge unserer Empfindungen in grade entgegengesetzte. Manche Menschen können in einem Augenblicke lachen und weinen; andere empfinden mitten in den stärksten Aufwallungen ihrer Freude über das Glück ihrer Nebenmenschen, oft selbst derer, die sie herzlich lieben, einen innerlichen Neid, dem sie nicht wider-

stehen können, und wir dürfen nur auf uns selbst Acht geben, um hundert andere eben so sonderbare Uebergänge unserer Empfindungen in entgegengesetzte wahrzunehmen. Wie leicht können wir nicht aus einer fröhlichen Laune in einen finstern Mißmuth, aus Haß in Liebe, oder auch aus Liebe in Haß, aus den Empfindungen einer innern herzlichen Andacht zu unerlaubten Gefühlen der Sinnlichkeit, aus der Ruhe, welche die Wahrheit in uns hervorbringt, zu einem dunkeln uns quälenden Zweifelsgefühl übergehen! die Ursachen davon liegen gemeiniglich so tief in dem Gewebe unserer Empfindungen verborgen, daß sie oft durchaus nicht mit Gewißheit angegeben werden können. Ein solches unerklärbares Phänomen scheint mir folgendes zu seyn, welches in seiner Art eben so ungewöhnlich als wahr ist.

Vor mehrern Jahren hielt sich ein junges unverheirathetes Frauenzimmer bei einem ihrer Anverwandten in H.. zum Besuche auf, in dessen Hause ein junger Theologe aus- und einging. Der junge Mann besaß viel Lebhaftigkeit, artigen unterhaltenden Witz, und nicht gemeine Kenntnisse; dabei war er wohl gewachsen, wußte sich auf eine unverstellte und unzudringliche Art einzuschmeicheln, kurz, er hatte alle jene angenehmen Eigenschaften, wodurch es jungen Männern so leichte wird, weibliche Herzen zu erobern. Unsere Fremde, die den

Freund

Freund ihres Anverwandten täglich sahe, schien nicht gleichgültig gegen ihn zu seyn, und seine liebenswürdigen Eigenschaften, die noch durch seine gute Lebensart erhöht wurden, mußten einen desto größern Eindruck auf das edle Mädchen machen, da sie selbst einen sehr lebhaften Verstand, und ein ganz zur Liebe und Zärtlichkeit geschaffenes Herz hatte. Der junge Mann entdeckte bald, daß seine Gesellschaft ihr nicht unangenehm war, und er zweifelte nicht, ihr Herz erobern zu können, wenn er etwas thäte, wodurch Mädchenherzen so leicht gefangen werden, und ihr, bei seinen ohnedem guten Aussichten zu einer Pfarrstelle, geradezu seine Hand antrüge. Zu dieser Absicht kaufte er einen Ring, und eilte, da die Heftigkeit seiner Leidenschaft ihm keine Zeit zu einer längeren Ueberlegung ließ, bei erster Gelegenheit dem jungen Frauenzimmer die heißen Wünsche seines Herzens auf eine feierliche Art zu entdecken. Er hatte auch bald das Glück sie eines Tages allein anzutreffen, ihr freundlicher Blick machte ihn zu seinem Vorhaben muthig; er leitete das Gespräch auf Liebe, und das Glück eines auf wahre Zärtlichkeit und Tugend gegründeten ehelichen Lebens, und gestand ihr endlich unter den heiligsten Versicherungen: daß er sie innig und über alles liebe, und daß sie allein ihn zu den glücklichsten aller Menschen machen würde. Er ergriff darauf mit Bescheidenheit ihre Hand, drückte ganz leise den mitgebrachten Ring in dieselbe,

selbe, und wartete mit Thränen im Auge auf eine zärtliche Gegenerklärung seiner Geliebten. — Aber welch ein tödtlicher Schlag für sein liebekrankes Herz! das Mädchen, welchem er sonst nicht gleichgültig gewesen war, fühlte sich in dem Augenblick, da er ihr seine Liebe erklärte, auf einmahl von dem heftigsten Haß gegen ihn durchdrungen. Der junge Mann war ihr, ohne daß sie sich davon eine Ursach anzugeben wußte, der abscheulichste und unausstehlichste Mensch geworden. Sie verließ ihn mit einem Blick, der den ganzen Abscheu ihres Herzens gegen ihn ausdrückte, und das Haus ihres Anverwandten hatte nunmehr alle Reitze für sie verlohren, da sie in demselben der Gesellschaft eines Mannes nicht ausweichen konnte, den sie von ganzem Herzen haßte. Diese Empfindung war nicht von der Art, wie sie spröde und schüchterne Mädchen aus einer misverstandenen Schaamhaftigkeit bisweilen zu haben scheinen, indem ihnen ein unvermutheter Liebesantrag geschieht. Sie entrüsten sich — einige Augenblicke über die Freiheit, die sich ein junger Mann genommen hat, ihnen sein Herz anzubiethen, und sind so erstaunlich tugendhaft, daß sie sich manchmahl mit dem Zorn einer Furie im Auge die Gesellschaft des Liebhabers verbitten, den sie im andern Augenblick schon wieder — einladen. Der Haß unserer Spröden gegen ihren Liebhaber dauerte lange fort, und hörte, was mir sehr sonderbar hiebei vorkommt, nicht eher

auf,

auf, bis er sich mit einem andern Mädchen verheirathet hatte.

Ich getraue mir nicht dieses sonderbare Phönomen zu erklären. Aus der Dauer der Abneigung, die das Frauenzimmer gegen den unschuldigen Liebhaber fühlte, sieht man, daß sie nicht bloß eine übele vorübergehende Laune gewesen sei, in welcher uns oft ein Mensch, dem wir sonst nicht abgeneigt sind, auf einige Augenblicke unausstehlich werden kann, ob wir gleich davon selbst keine Ursache angeben können. Ueberdem war unsere Schöne immer das lachendste und heiterste Mädchen, die gar nichts von dem bösen übellaunigen Wesen wußte, was unsere empfindelnden neumodigen Schönen, wie ich höre, so oft haben sollen. Ihr liebenswürdiges Herz war immer zur Freude offen. Die ungezwungene Erziehung, die sie von ihren vortreflichen Eltern erhalten hatte, die natürliche und unverstellte Güte ihres Herzens, und die unschuldige Neigung zur Geselligkeit, machten, daß sie die Menschen ohne Mistrauen liebte, und gegen Männer nicht gleichgültig war, die jene vortheilhaften Eigenschaften des jungen Theologen besassen. Der Grund ihrer Abneigung vor dem letztern kann also weder in innre böser Laune, noch in der Kälte ihres Herzens gesucht werden. — Vielleicht war die Art, mit welcher er seine Liebe erklärte, und wodurch die Gefühle eines weiblichen Herzens so leicht verstimmt werden können, nicht delikat und

anstän-

anständig genug; vielleicht entdeckte sie in dem Augenblick in seinem Gesichte gewisse dunkle Züge, welche ein unedles Herz verriethen; vielleicht erwachte damals schnell eine stärkere Neigung für einen andern in ihrer Brust, die auf den gegenwärtigen Liebhaber zu seinem Nachtheil ein falsches Licht warf; vielleicht auch ahndete sie eine zu schnelle Uebergabe ihres Herzens, und suchte sich dagegen durch Schreckbilder von den Folgen dieser Liebe zu sichern; doch vielleicht sind auch alle diese Vermuthungen nicht die rechten. Wenn es Ahndungen giebt, so könnte man auch diese zu einer Erklärungsart jenes sonderbaren Phänomens machen. Meine Freundinn wäre durch jenen Mann gewiß die unglücklichste Gattin geworden, indem er sich nachher selbst in seinem Ehestande den unerlaubtesten Ausschweifungen ergab, und dadurch in die kläglichsten Umstände seines Lebens gerieth.

C. F. Pockels.

3.

Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit.

Speier am 29sten Jänner 1786.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte von Jugend auf Lust an der Meßkunst; unauslöschlich haben sich

sich deswegen die Vorstellungen von Figuren und Größen im Gefilde seiner Kenntnisse abgedrückt; die aber mit der natürlichen Richtung seiner Seelenkräfte nichts ähnliches hatten, flogen vorüber; hieraus schließt er, daß nicht Lebhaftigkeit der Eindrücke Ursache ihrer Fortdauer in der Seele, sondern Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Karakter es wäre. Ich bin aber noch nicht überzeugt, daß ursprünglich die Seelenkräfte des Kindes zu einer Art der Dinge mehr gestimmt sind, als zur andern, sondern daß sie dieses erst durch Anlässe werden, und daß sie sich nach Verhältniß der vorkommenden Gegenstände und ihrer Eindrücke aufs Herze mehr oder weniger entwickeln, oder: das Kind empfand einmal ein Objekt sehr tief. Nun sind entweder viele von den folgenden Vorstellungen gleichartig, und gesellen sich zu der Vorhergehenden — schmiegen sich an sie an; und so bestimmen sie schon den Karakter des Kindes auf einen Punkt, daß nicht leicht heterogene Gegenstände sie aus dieser Lage verdrängen können; an diese aufgefaßte adsociirten Ideen erinnern wir uns nachher leicht wieder. Sind aber die folgenden Ideen ungleichartig, so sind sie stärker oder nicht; sind sie dieses, so bringen sie übrigens keine merkliche Sinnesveränderungen vor, man kann noch behaupten, es bleibe derselbe Seelenzustand — dieselbe Seelenrichtung; denn sie gleiten vorüber, und lassen kein Gepräg ihrer Existenz zurück; die

in dem Menschen dagewesene Modifikation der Seelenorganen dauert fort im ersten gerührten Tone, bis entweder zu viele, obgleich minder lebhafte Vorwürfe sie verwirren, dann verdunkeln, dann vernichten; sich selbst als Tirannen der Seele und ihrer Stimmung eindrängen, oder bis ein anderer gleichartiger kömmt — und denselben Seelenzustand befestiget; wenn aber die ungleichartigen Eindrücke stärker sind — so muß nothwendig die Wirkung dieser überlegenen Kraft diese seyn, daß sie die alten Besitzer (sind sie noch nicht zu alt und haben sie sich dem ganzen Menschen noch nicht zu nothwendig und wegen verschiedener Gründe zu interessant gemacht) vertreiben — sich ihrer Stelle versichern — und nun mit dem nehmlichen Rechte und vielleicht wieder mit der nehmlichen Gefahr die Regierung der Seele führen.

Folge meines Lebens in einem Schreiben an meinen Bruder:

Wie oft, lieber Bruder! dachte ich schon, wie oft denke ich an Dich, wie es Dir gehe, was für ein Verhältniß Dir das Schicksal bestimmt habe? Wie so oft schon erfüllte der innige Wunsch mein Herze? Möchte ich Dich noch einmal sehen, Dich noch einmal in meine Armen einschließen, noch einmal bei Dir die Bruderliebe in ihrer thätigsten Aeußerung, in ihrer wärmsten Gluth fühlen! Aber wann wird der Moment der Befriedigung aller dieser

ser herzlichen Wünsche mein Leben bestrahlen? wann werde ich mit freudiger Stimme ausrufen können? Du hast Deinen Bruder wieder!

Aus einem Briefe erfuhr ich den Ort Deines Auffenthalts und Deiner Beschäftigung. Erwarte nicht von mir, daß ich etwas gegen diese sagen werde. Nein, Bruder! ich sage Dir, daß Du in Deinem wirklichen Verhältnisse so glücklich seyn, so glücklich werden kannst, als in jedem andern; denn was ist Glück anders, als Zufriedenheit? Zufriedenheit erhälst Du freilich durch die Befriedigung Deiner Begierden, und dauerhafte wahre Zufriedenheit nur durch Befriedigung vernünftiger Begierden; eine andere ist das Vergnügen eines Moments, der zehntausend folgende vergiftet. Wahre Zufriedenheit kannst Du immer haben, lieber Bruder! verbinde nur Weisheitkenntniß Deiner Umstände mit der Wahl Deiner Begierden, und Klugheit mit der Wahl der Mittel zur Befriedigung derselben. Siehst Du die Unmöglichkeit der Stillung eines oder des andern Verlangens; so leide den Mangel, dulde ihn! ersetze ihn durch die Gewährung eines schätzbarern, größern, das mehr zur Vervollkommung Deines Zustandes beiträgt, oder Dir einen stärkern Drang in Deiner Seele macht. Nur wähle immer das, was Du nach allen Verhältnissen für Dich als das Beste erkennst; dann bist Du glücklich, und noch in der irrdischen Hülle empfindest Du einen Himmel voll Wonne.

Siehest Du, daß Du also in Deinen wirklichen Umständen nicht glücklich sein kannst, so dringe weiter; suche Mittel, angemessene Mittel, sichere Rettungswege auf; arbeite an der Erreichung eines besseren glücklicheren Zustandes; arbeite standhaft, unabläßig; und Du wirst fühlen, daß der Mensch immer Kräfte genug hat, sich glücklich zu machen, denn dies ist der große Zweck unsers Daseyns; und der uns dieses Daseyn gab, und mit ihm diesen Zweck verband, mußte der also nicht auch uns zuverläßige, hinreichende, richtige Mittel in unsere Natur legen, durch welche wir ohnfehlbar diesen erhabenen Endzweck des großen Weltalls erreichen können? und diese Mittel kann wirklich der Mensch in jeder Lage haben; dieß beweiset Erfahrung und Vernunft.

Ich will Dich nur, lieber! an unsere Jugend ein wenig erinnern, und Dir etwas von meinen individuellen Revolutionen erzählen; Du wirst bald einsehen, wie wahr ich geredet habe.

Welch himmlisches Gefühl durchströmt mich; wenn ich in die goldenen Tage unser Jugend; unserer Kindheit zurückschaue. Zuverläßig, Bruder! sind dies die glücklichsten Tage des Menschenalters. Wie schuld- und kummerlos wandelt man da die Gotteswelt dahin! Jeder Schritt ist mit Blumen gestreut, und jeder Weg ist uns ein Weg ins Paradies. So zufrieden, jedes Leidens ohnbewußt, und so eingeschränkt für den gegenwärtigen Horizont,

zont, liebten wir einander, und dachten ewig beisammen zu bleiben, ewig dieselben Freuden, dieselbe jugendliche Wonne beisammen Hand in Hand zu theilen.

Denke ich, wie froh wir in des Vaters Hause, an des Vaters Tische so noch ungetheilt beisammen waren; wie Familienfreuden uns von des Vaters, von der Mutter Hand zuströmten; als noch Bruder und Schwester und Aeltern so auf einem Häufchen sich einander gut wollten; Liebe einander in den Busen hauchten; jedes sich so seelig im Zirkel seiner Familie fühlte; da, da wird die künftige Scene ein Trauerspiel, und Zähren, denen nie wiederkommenden Freuden geweinet, benetzen sie.

Wir waren unserer neun, denen allen die Verdienste ihres guten alten geplagten Vaters, und die Sorgen und die Liebe der zärtlichen kummervollen Mutter nicht unbekannt waren. Wir sahen die Noth unsers Hauses, und die unermüdete Thätigkeit unserer Aeltern; wir waren zu schwach, um ihrem und unserm Elende Linderung zu verschaffen. Nur der Gedanke konnte unser Antheil seyn: Gott! was gute, redliche Aeltern! was sie da alles für uns thun! und was sie alles in der Stille in ihrer Brust für uns leiden! und doch auch, Bruder! wie oft verlohren sich diese gute Gedanken, just da, wo sie hätten wirksam seyn sollen; setzten das Köpfchen auf, und machten ihnen so manchen kummer-

vollen Augenblick? O Reue und Schmerzen ergreifen mich, über jeden ihnen verursachten Verdruß, über jede ihnen verdrießliche Miene!

Nun werfe ich dann auch einen forschenden Blick auf unser goldenes Alter zurück. Wie erinnere ich mich noch mit so vieler Wonne der unvermischten Freuden, die wir in unsern Kinderspielen hatten; des kleinen lieben Kämmerchens; des schönen Gartens; des sanft dahinrieselnden Baches, und der grünen Wiese, gerade gegenüber! wie lebhaft stehet mir noch des Nachbars Haus und die Gemälde an der Aussenseite desselben da; diese letztern hinterließen in meiner Vorstellung einen unauslöschlichen Abdruck, als ich meinen Geburtsort mit einem andern Auffenthalte umtauschte; so oft ich wieder dahin kam, war mir ihr Anblick jedesmal ein wahres, inniges Vergnügen, das mein ganzes Nervengefühl auf einen Punkt drängte; zu der Idee dieser Gemälde die Ideen meiner ganzen verflossenen Kindheit adsoziirte; und das wiederum den Strom jener seeligen unschuldigen Empfindungen in meine Seele mit verjüngter Stärke goß. Wie so voll Reitze und Liebe ist mir noch der Gedanke an den Herbsttumult, an die Geschäftigkeit der Bauren, an das wimmelnde hallende Feld; der schöne Anblick des erhabenen, schattigten Gebirges; überhaupt, die Anmuth, die mannichfaltigen ergötzenden Abwechslungen der Gegend, und das sanfte Landleben, dessen Reitze und Kostbarkeiten

leiten wir mit so vielem Gefühl und gemeinschaftlicher Theilnehmung betrachteten, genossen.

So weit mein Blick meine und unsere Jugend verfolgen kann — und alle die Zufälle, die sich mir noch auf dem Hinblick in die verflossenen Freudenjahre offenbaren, will ich Dir, lieber Bruder! vorlegen; denn sie mögen allenfalls einem Menschenforscher interessant seyn.

Ueber vier Jahre weiß ich mich nicht einer einzigen Begebenheit zu entsinnen, und just war ich vier Jahre alt, als die letzte Theurung in unsern Gegenden einfiel; mit dieser Epoche fängt mein Bewußtseyn an. Der Blick in diese Zeiten erfüllt mich mit Grauen und Schauer, und mein Gefühl zerfließt in dem Elend der Leidenden. Ich will, was mir da mein Bewußtseyn noch entdeckt, anzeigen; die Deutlichkeit, in der folgende Begebenheit meinem Gedächtniß noch inne ist, und mit welcher ich sogar die gesprochenen Worte und die geringsten Umstände, die die Sache begleiteten, deren aller Detaillirung aber die Erzählung freilich zu weitläufig machen würde, hererzählen kann, beweißt den Eindruck, den dergleichen Fälle auf mein Gefühl machten; zugleich auch die vorzüglichste Stimmung und Richtung meines Karakters; und welcher Art von Theilnehmung mein Herz am empfänglichsten ist; und giebt schon Aufschluß zu meinen folgenden Lebenszügen.

Zu der Zeit jener Theurung waren's unser drei; Du, lieber Bruder! warst ein Jahr älter als ich, und N... ein Jahr jünger. Oft da wir so beisammen saßen, erzählte uns unsere Mutter von dem Elende, welches die Theurung so weit herum verbreitet; wie die Armuth schmachtet, wie der laute Jammer der Nothleidenden den weiten Himmel durchdringt, wie die Thräne sich von der Mutterwange auf den Säugling ergießt, der an der leeren Brust nach Nahrung winselte; wie der Vater über den Anblick seiner siechen Familie gerührt, dann verzweiflend, für ihre Rettung Schande, Gefahren und Tod trotzt. Wir hörten zu, aber wir selbst empfanden dies unglückliche Schicksal damals zu wenig, als uns es in seiner ganzen Größe vorzustellen.

Meine Mutter ließ keinen, der um etwas bat, ohngetrost hinweggehen; ja zuweilen überschritt sie die Gränzen der Wohlthätigkeit, und gab in ihrem mit fühlenden Paroxismus alles hin, was sie aufbringen konnte. Wir mußten also nachher selbst Mangel empfinden, wir litten aber den Verlust gerne; denn Begierde, das Leiden des Bruders zu lindern, Mitgefühl und Empfänglichkeit für Vergnügen an dergleichen uneigennützigen Handlungen, waren für uns doch schon Wirkungen ihres Beispiels und ihrer Lehre. Einmal ging ich vor die Thüre meines Hauses; der Tag war schön, und es kam eine Frau vor die Hofthüre, die um ein

Allmo-

Allmosen bat; geschwind lief ich zur Mutter und sagte ihr's; sie kam und sahe, daß es eine Jüdin war; wie, eine Jüdin? sagte ich zu ihr, fordern und nehmen denn die Juden auch was von Christen an? ich hörte ja immer, daß alles koscher seyn müsse, was sie essen und trinken. Gutes Kind, war die Antwort der Mutter, siehst Du jetzt, was die Noth vermag? ohne diese würden sich die Juden lieber das Leben nehmen lassen, als etwas, das nicht koscher ist, essen. Nun sind sie so froh, wenn ein Christ sich ihrer erbarmt, und ihnen ein Stückchen Brod oder sonst was reicht; Du wirst sehen, was diese Frau für Freude hat, wenn ich ihr was gebe. Jetzt ging sie hinein, was zu hohlen; die Jüdin hatte ein unmündiges Kind auf den Armen, dessen erbärmliches Winseln jedes Mitleiden erweckte; die deutlichen Spuren der Dürftigkeit erblickte man ausserdem schon auf seinem und seiner Mutter Gesichtszügen. Meine Mutter kam mit einem Löffel voll Mehl, einem Tuch voll Grundbirnen und einem Stück Brod zurücke; bei dem Anblicke dieser Gaben hüpfte vor Freuden ganz ersichtlich das Herz der guten Jüdin; sie war stumm, sahe bald mit einem flüchtigen, aber fühlenden Auge auf meine Mutter, bald auf das Allmosen, und bald auf ihren entkräfteten Säugling; nahm's mit pochendem Herzen, mit zitternder Hand, mit sanften stillen Thränen und lächelndem Munde zu sich, was man ihr darbot; durchdrungen von inni-

gem Dankgefühl wollte sie reden, sie konnte nicht. Meine Mutter, gerührt durch diese pantomimische aber kraftvolle und betäubende Scene, gab ihr noch etwas Geld, verließ sie, um die theilnehmende unwiderstehlich hervorgelockte Thräne zu verbergen, und dann sie durch ein himmlisches Gefilde von wonniglichem, göttlich durchströmenden Vergnügen hinfließen zu lassen. Für mich waren dieses Empfindungen, die die ersten ihrer Art waren und mich nun ausser der wirklichen Lebenssphäre versetzten; erstaunend sah ich dem ganzen Vorfall zu; ich fühlte mit Elend und Freude; ich weinte mit, und erkannte die süssen Früchte des Wohlthuns, die Würde des Menschen, und das täuschende vorgefaßte Vorurtheil gegen einige Menschensorten schon itzt in meiner ersten Kindheit. Unvergeßlich, in seiner Freudenquelle unversiegbar, bleibt er mir immer dieser herzliche Eindruck mit der lebhaftesten Vorstellung aller erwähnten Umstände, so wie er mir's immer vom ersten Moment seiner Geburt bis itzt unverstörbar geblieben ist. Mein Lieber! wie sehr wünschte ich, daß auch Du das alles mit angesehen hättest! Du würdest auch mit das fühlen müssen, was ich nun so ganz in die Fülle selbstgenügsamer Seeligkeit versunken fühle, und könntest vielleicht Dir ein Maaß denken, das die Gränzen meines Gefühles annähernd zu bestimmen vermag.

Die spätern, auf den vorerwähnten Fall, folgenden Eräugnisse bis zu meinem achten Jahre will ich verschweigen, denn sie sind alle zu sehr gemischt und verworren, mit Nebensachen und mehreren fremden Leidenschaften verbunden; um eben etwas mehr als die blosse und aus dem Zirkel der Umstände herausgerissene Sache, und die nur halb und einseitig, erzählen zu können; der Zweck und dessen Erreichung würde denn vermißt werden müssen.

Die Fortsetzung, die freilich schon mehr interessante Seelenkaraktere enthalten wird, werde ich Ihnen bald nachschicken.

J. L. A. Sch***.

4.

Die Menschenmasse in der Vorstellung eines Menschen.

Um sich nur zuweilen dem Geräusch, das den Verfasser dieses Aufsatzes umgab, zu entziehn, scheute derselbe manchmal weder Regen noch Schnee, sondern machte des Abends, wenn es dunkel wurde, und er sicher war, daß er von niemanden gesehen, noch von irgend einem Menschen würde angeredet werden, einen Spatzier-

gang auf dem Walle um die Stadt; und bei diesen Spatziergängen war es, wo sich sein Geist immer etwas wieder ermannte, und ein Funke von Hoffnung, sich aus seinem schrecklichen Zustande herauszuarbeiten, in seiner Seele wieder emporglimmte. —

Wenn er dann auf den Strassen, die an dem Wall grenzten, in den Häusern Licht angesteckt sahe, und sich nun dachte, daß in jeder erleuchteten Stube, deren in einem Hause oft so viel waren, eine Familie, oder sonst eine Gesellschaft von Menschen, oder ein einzelner Mensch, lebte, und daß eine solche Stube also in dem Augenblick die Schicksale und das Leben und die Gedanken, eines solchen Menschen, oder einer solchen Gesellschaft von Menschen in sich faßte; und daß er auch nun nach dem vollendeten Spatziergange in eine solche Stube wieder zurückkehren würde, wo er gleichsam hingebannet, und der eigentliche Fleck seines Daseyns wäre; so brachte dieß bei ihm zuerst eine sonderbare **demüthigende Empfindung** hervor, als sey nun sein Schicksal, unter diesem unendlichen verwirrten Haufen, sich einander durchkreuzender, menschlicher Schicksale gleichsam **verlohren**, und werde dadurch klein und **unbedeutend** gemacht — dann erhoben aber auch eben diese **Lichter in den einzelnen Stuben**, in den Häusern am Walle, zuweilen seinen Geist wieder, wenn er einen Ueberblick des Ganzen daraus schöpfte, und sich aus seiner

eignen

eignen kleinen einengenden Sphäre, wodurch er sich unter allen diesen im Leben unbemerkten und unausgezeichneten Bewohnern der Erde mit verlohr, herausdachte, und sich ein besonders ausgezeichnetes Schicksal prophezeite, wovon die süße Vorstellung, indem er dann mit schnellen Schritten vorwärts ging, ihn aufs neue mit Hoffnung und Muth belebte.

Eine Reihe erleuchteter Wohnzimmer in einem fremden ihm unbekannten Hause, wo er sich eine Anzahl Familien dachte, von deren Leben und Schicksale er eben so wenig, als sie von dem seinigen, wußte, hat nachher beständig sonderbare Empfindungen in ihm erweckt. — Die Eingeschränktheit des einzelnen Menschen ward ihm anschaulich.

Er fühlte die Wahrheit: man ist unter so vielen Tausenden, die sind und gewesen sind, nur einer.

Sich in das ganze Seyn und Wesen eines andern hineindenken zu können, war oft sein Wunsch — wenn er so auf der Straße zuweilen dicht neben einem ganz fremden Menschen herging — so wurde ihm der Gedanke der Ichheit dieses Menschen, der gänzlichen Unbewußtheit des einen von den Nahmen und Schicksale des andern, so lebhaft, daß er sich oft, so dicht es der Wohlstand erlaubte, an einen solchen Menschen andrängte, um auf einen Augenblick in seine Atmosphäre zu kommen,

men, und zu versuchen, ob er die Scheidewand nicht durchdringen könnte, welche die Erinnerungen und Gedanken dieses fremden Menschen von den seinigen trennte. —

Noch eine Empfindung aus den Jahren seiner Kindheit ist vielleicht nicht unschicklich hier heran zu ziehen — er dachte sich damals zuweilen, wenn er andere Eltern, als die seinigen, hätte, und die seinigen ihn nun nichts angingen, sondern ihm ganz gleichgültig wären. — Ueber den Gedanken vergoß er oft kindische Thränen — seine Eltern mochten seyn, wie sie wollten, so waren sie ihm doch die liebsten — und er hätte sie nicht gegen die vornehmsten und gütigsten vertauscht. Aber zugleich empfand er auch schon damals etwas von dem sonderbaren Gefühl des **Verlierens unter der Menge**, und daß es noch so unzählig viele Eltern mit Kindern außer den seinigen gab, worunter sich diese wieder verlohren. —

So oft er sich nachher in einem **Gedränge** von Menschen befunden hat, ist eben dieß Gefühl der **Kleinheit, Einzelnheit**, und fast dem **Nichts gleichen Unbedeutsamkeit** in ihm erwacht. — Wie viel ist des mir gleichen Stoffes hier! — welch eine Menge von dieser **Menschenmasse**, aus welcher Staaten und Kriegsheere, so wie aus Baumstämmen Häuser und Thürme, gebildet werden. —

Das

Das waren ohngefähr die Gedanken, die damals ein dunkles Gefühl in ihm hervorbrachten, weil er sie nicht in Worte einzukleiden, und sie sich deutlich zu machen wußte.

Einmal da ein Missethäter auf dem Rabensteine vor H... geköpft wurde — ging er unter der Menge von Menschen mit hinaus, und sahe nun einen darunter, welcher aus der Zahl der übrigen ausgetilgt und zerstückt werden sollte — dieß kam ihm so klein, so unbedeutend vor, da der ihn umgebenden Menschenmasse noch so viel war — als ob ein Baum im Walde umgehauen, oder ein Ochse gefällt werden sollte — und da nun die Stücken dieses hingerichteten Menschen auf das Rad hinaufgewunden wurden, und er sich selbst, und die um ihn herstehenden Menschen eben so zerstückbar dachte — so wurde ihm der Mensch so nichtswerth und unbedeutend, daß er sein Schicksal und alles in dem Gedanken von der thierischen Zerstückbarkeit begrub — und sogar mit einem gewissen Vergnügen wieder zu Hause ging, und seinen * * Teig auf dem Wege verzehrte — denn es war damals gerade sein schreckliches Vierteljahr, wo er manche Tage bloß von diesem Teige lebte — Nahrung und Kleidung war ihm gleichgültig, so wie Tod und Leben — ob nun eine solche menschliche Fleischmasse, deren es eine so ungeheure Anzahl giebt, auf der Welt mehr umher geht, oder nicht! — denn er konnte sich nicht enthalten, sich

immer

immer an den Platz des zerstückten und in Stücken auf das Rad gewundnen hingerichten Missethäters zu stellen — und dachte dabei, was schon Salomo gedacht hat: der Mensch ist wie das Vieh; wie das Vieh stirbet, so stirbet er auch.

Wenn er von dieser Zeit an ein Thier schlachten sahe, so hielt er sich immer in Gedanken damit zusammen — und da er bei einen Schlächter wohnte, wo er dieß oft zu sehen Gelegenheit hatte, so ging eine ganze Zeitlang sein bloßes Denken dahin — den Unterschied zwischen sich und einem solchen Thiere, das geschlachtet wird, auszumitteln. — Er stand oft Stundenlang, und sahe so ein Kalb, mit Kopf, Augen, Ohren, Mund und Nase, an; und lehnte sich, wie er es bei fremden Menschen machte, so dicht wie möglich an dasselbe an, oft mit dem thörichten Wahn, ob es ihm nicht vielleicht möglich wäre, sich nach und nach in das Wesen eines solchen Thieres hineinzudenken — es lag ihm alles daran, den Unterschied zwischen sich und dem Thiere zu wissen — und zuweilen vergaß er sich bei dem anhaltenden Betrachten desselben so sehr, daß er wirklich glaubte, auf einen Augenblick die Art des Daseyns eines solchen Wesens empfunden zu haben — Kurz, wie ihm seyn würde, wenn er z. B. einen Hund, der unter Menschen lebt, oder ein andres Thier wäre — das beschäftigte von Kindheit auf sehr oft seine Gedanken. — Und da er sich nun einmal den Unterschied zwischen Kör-

per

per und Geist gedacht hatte, so war ihm nichts wichtiger, als zugleich irgend einen wesentlichen Unterschied zwischen sich und dem Thiere aufzufinden, weil er sich sonst nicht überreden konnte, daß das Thier, welches ihm in seinem Körperbau so ähnlich war, nicht eben so wie er einen Geist haben sollte. —

Und wo blieb nun der Geist nach der Zerstörung und Zerstückelung des Körpers? — Alle die Gedanken von so viel tausend Menschen, die vorher durch die Scheidewand des Körpers bei einem jeden voneinander abgesondert waren, und nur durch die Bewegung einiger Theile dieser Scheidewand einander wieder mitgetheilt wurden, schienen ihm nach dem Tode der Menschen in eins zusammen zu fließen — da war nichts mehr, das sie absonderte und von einander trennte — er dachte sich den übriggebliebenen in der Luft herumfliegenden Verstand eines Menschen, der bald in seiner Vorstellungskraft zerflatterte. —

Und dann schien ihm aus der ungeheuren Menschenmasse wieder eine eben so ungeheure unförmliche Seelenmasse zu entstehen — wo er immer nicht einsahe, warum gerade so viel und nicht mehr und nicht weniger da wären, und weil die Zahl ins unendliche fortzugehen schien, das einzelne endlich fast so unbedeutend wie nichts wurde.

Diese

Diese Unbedeutsamkeit, dieß Verlieren unter der Menge, war es vorzüglich, was ihm oft sein Daseyn verächtlich und lästig machte.

5.

Noch etwas für das Ahndungsvermögen.

Je seltner glaubhafte Beispiele sind, daß Menschen Ahndungen oder gar Erscheinungen haben, die ihnen künftige Dinge vorher verkündigen, desto sorgfältiger sollte man alle Begebenheiten sammlen, welche einiges Licht über diese in unsern erleuchteten Zeiten — noch sehr dunkle Materie verbreiten könnten. Die Nachwelt wird erst den Dienst erkennen und die Früchte einsammlen, welchen Ihr Journal dieser Aufklärung leistet. In dem finstern Mittelalter wurde jede unerklärbare Begebenheit für Zauberei und Bündniß mit dem Teufel gehalten, und mit Feuer und Schwerdt bestraft, niemand entdeckte also, was ihm begegnete; in unsern Tagen, da die Gewalt des Teufels sehr beschnitten worden ist, hält man dergleichen Ahndungen und Erscheinungen für Kinder einer schwärmerischen Phantasie, für Milzsucht, mit einem Wort, für Narrheit.

Beide Urtheile verrathen aber unsere Unwissenheit; die Moralität beider Urtheile gehört nicht hieher,

hieher, genug, daß beide den Gordischen Knoten entzweihauen, aber nicht auflösen, und ohne diese Auflösung werden wir niemahlen weder die geringste Erklärung aller dieser Begebenheiten geben können, noch einen deutlichen Begriff von dem Wesen und der Wirkung unserer Seele haben; die Metaphysik mag so feine Grundregeln ausklügeln als sie will, eine jede solche Begebenheit — deren Existenz nun einmahl doch nicht zu leugnen ist — wird die Theorie durch Erfahrung verstimmen.

Nach diesem Eingang eile ich nun, Nachricht von einer noch lebenden Person zu geben, die alles übertrifft, was mir bishero von seltenen Erscheinungen vorgekommen ist, und deren Gewißheit — ich selbst, wenn ich nicht genau bekannt mit ihr wäre — bezweifeln würde, wenn die Geschichte erst nach ihrem Tod bekannt gemacht würde.

In Frankfurth am Main lebt die Frau eines wohlhabenden Handwerkers — den Nahmen wird der Herausgeber jedem bekannt machen; ihn öffentlich zu drucken, findet man jetzo noch Bedenken, um den Ueberlauf und das Abentheuerliche zu vermeiden — welche dermahlen an die sechzig Jahre hat; seit ihrem funfzehnten Jahr hat sie von jedem Todesfall, der sich unter ihren Bekannten und Verwandten ereignete, nicht Ahndung, sondern wirkliche Erscheinung. In ihrer Kindheit, sagte sie mir: habe sie nie etwas ge-

sehen; in ihrem funfzehnten Jahr aber erschien ihr ihre Großmutter, in einem Zimmer, wo sie mir den Fleck zeigte, an einem Nachmittag, wie sie im Hause zu gehen pflegte; sie glaubte auch, es sei die Großmutter, redete sie an, und das Bild verschwand vor ihren Augen; ohne zu wissen, was es bedeute, glaubte sie, sie hätte sich geirret, in einigen Wochen darauf war aber die Großmutter todt, welche bei der Erscheinung noch frisch und gesund war.

Von diesem Zeitpunkt an hat sie öftere Erscheinungen gehabt, und die Erfahrung hat sie gelehrt, daß solche zuverlässig den nahen Tod der erschienenen Person bedeuten. Die Erscheinungen sind aber nicht immer gleich, bald erscheint die Person ganz, wie sie im Leben ist, bald erscheint ein weißes Bild vor ihr, welches aber jederzeit die Gestalt einer ihr bekannten Person hat, deren Tod sie auch immer vorhersagt.

Ein einigesmahl und zwar im October 1784 erschien ihr die Leiche völlig angekleidet im Sarge von einer lebenden Bekanntin, ausser dieser bestimmten Erscheinung hat sie nie eine ähnliche gehabt. Ihr erster Mann ist ihr vor dreißig Jahren an einem Nachmittag vor dem Tisch sitzend erschienen, sie redet ihn an und das Bild verschwindet, sie gehet alsdenn, ihren Mann im Hause aufzusuchen; man sagt ihr: er sei seit einer Stunde ausgegangen und er kommt auch erst nach einer Stunde

wie-

wieder nach Hause; auf Befragen bestätiget sich es, daß er nicht zurückgekommen war, und in drei Monathen nach dieser Erscheinung war er todt, bei der Erscheinung aber noch frisch und gesund. An einem Tag gehet die Frau in die Küche und siehet eins ihrer Kinder unter ihren Füssen liegen, daß sie der Magd ruft: thut das Kind hinweg, ich trete darauf, und das Kind verschwand, in vier Wochen war es todt. Dergleichen Erscheinungen könnte ich nun noch viele anführen, da aber nun die Gewißheit derselben einmal ganz ausser allem Zweifel ist, so ist es überflüssig. Es ist mit dieser Frau so weit, daß wenn jemand in unserer Familie krank ist, so lassen wir sie bitten, uns sagen zu lassen: ob der Kranke stirbt oder nicht, und ihre Wahrsagung ist Gewißheit; die Erscheinung vom October 1784 war die Vorbedeutung des Todes meiner Schwiegermutter. In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, ist eine der besten Freundinnen dieser Frau gefährlich krank, die Aerzte haben ihr schon vor vier Wochen das Leben abgesprochen, unsere Geisterseherin hat aber noch keine Erscheinung gehabt, und sie hat bis diese Stunde gegen die Aerzte behauptet, ihre Freundin würde nicht sterben. Seit dem dieses geschrieben, ist diese Freundin wieder gesund worden.

Soweit wären nun die Erscheinungen ohnleugbar bestätiget. Nun ist noch etwas von den besonderen Umständen derselben anzumerken. Alle

Erscheinungen, die sie in der ganzen angekleideten Gestalt der Personen gehabt hat, sind ihr immer rückwärts erschienen, und die weissen Bilder, welche ihr erschienen und die Gestalt einer ihr bekannten Person ganz kenntbar abbilden, haben niemahlen ein ordentliches Gesicht, sondern das Gesicht ist wie ein dunkler Schatten, die einige Erscheinung, wo sie ein deutliches kenntbares Gesicht sahe, war die Leiche im Sarg vom October 1784.

Wenn ein Todesfall unter ihren Blutsverwandten entstehet, so hat sie öftere Erscheinungen von dem nämlichen Bild, bedeutet es aber einen ihrer Bekannten, so ist die Erscheinung nur einmal. Doch ist mir ein Fall bekannt, wo sie keine Erscheinung hatte. Mein Schwager, ein Mensch von zweiundzwanzig Jahren, starb in Paris; man erhielt Nachricht von seiner Krankheit, das Orakel wurde alle Tage gefragt, es kam aber keine Erscheinung, und er ist auch ohne Erscheinung gestorben; sie sagte mir selbst, daß sie dieser Vorfall wundere, da sie so viel auf das ganze Haus halte, und der Mensch unter ihren Augen aufgewachsen sei. Die Frau lebt jetzo in der zweiten Ehe und hat erwachsene Kinder, keins von den Kindern hat bis jetzo irgend eine Ahndung oder Erscheinung gehabt; sie kann mir auch nicht sagen, ob ihre Eltern oder Voreltern oder eins von denselben eben dergleichen Erscheinungen gehabt haben. Nach dem Absterben einer erschienenen Person hat sie

noch

noch niemalen etwas weiter bemerkt, welches mir besonders merkwürdig vorkommt, weil alle bisherige Erscheinungen noch so zu sagen dießseits des Grabes sind; jenseit des Grabes aber auch hier die Stille und Dunkelheit herrscht, welche zu ergründen und aufzuklären das Menschengeschlecht vielleicht niemalen fähig seyn wird.

Man könnte nun glauben, diese Frau sei eine Betrügerin oder wenigstens eine Schwärmerin; sie ist aber keins von beiden! Ein jeder, der sich bemühen wird, sie kennen zu lernen, wird bei dem ersten Anblick davon überzeugt seyn. Sie macht sich gar kein Verdienst aus diesen Erscheinungen, beklagt vielmehr ihr Schicksal, daß sie dergleichen Beängstigungen ausgesetzt sei, und bittet Gott beständig, sie und jedermann damit zu verschonen; öfters hat sie Erscheinungen und sagt sie nicht, um die Personen, die es betrift, nicht zu erschrecken. Ihr Mann und ihre Kinder werden es aber sogleich gewahr, wenn sie eine Erscheinung gehabt hat, sie sagen ihr: es ist wieder etwas vorgegangen, sie gestehet es gleich, sagt allenfalls ihrem Mann dieses oder jenes gesehen zu haben, und dabei bleibt es, weil die übrigen sich fürchten, eine schreckenvolle Neuigkeit zu vernehmen. Diese beiden Eheleute sind übrigens rechtschaffene und brave Personen, die ihre Hanthirung mit Fleiß abwarten, ihr reichliches Auskommen haben, und gar den Begriff nicht haben, Sachen zu erdichten,

die ihnen nichts eintragen, oder von denen sie gar keinen Nutzen zu hoffen haben. Durch diese öftere Erscheinungen ist die Frau durch jedesmahliges Schrecken so furchtsam und kränklich geworden, daß sie nicht gerne allein ist, und über Schmerzen im Unterleibe sehr klagt. Nichts destoweniger hat sie die Erscheinungen aber im Beiseyn anderer Menschen. Sie sagte mir noch kürzlich, wenn sie eine solche Erscheinung habe und behalte so viele Gegenwart des Geistes, daß sie sagen könne: Ach, Herr Jesus! oder daß sie die Person mit Nahmen nenne, oder daß sie nur einige Worte aussprechen könne, so verschwinde das Bild sogleich; überfiele sie aber Angst, daß sie nichts reden könne, so bliebe das Bild so lange vor ihr stehen, bis sie sich erhohlt hätte, und sie sehe es alsdenn noch.

Wer Kenntniß genug hat, einige richtige Schlußfolgen aus dieser Begebenheit zu bestimmen, der thue es, und er wird sich verdient machen um die Seelenkunde; mir ist es genug, das Faktische bekannt gemacht zu haben.

F** den 4ten October 1785.

L**.

6.

Auszug aus einem Briefe.

Haag den 15ten December 1785.

So eben habe ich in einer müssigen Stunde den * * * Band der Berlinischen Bibliothek durchgelesen, und finde darin einen Auszug von ihrem Werke, das den Titel führt: Magazin u. s. w.

Dieser Auszug ist weitläuftig genug, um mir eine vollständige Idee von ihrem Plane zu geben.

Es ist immer mein Steckenpferd gewesen, Beobachtungen über mich selbst, über Kinder, über Träume, über Wahnwitzige, u. s. w. anzustellen. Allein meine geschäftsvolle Situation im Leben hat mir nicht verstattet, mich anders als im Vorbeigehn, mit dergleichen Gegenständen zu beschäftigen. —

Indes ist dieß bis jetzt noch ein unbedeutendes Feld gewesen, zu dessen Kultur fast ein jeder beitragen könnte, und doch bis jetzt nur sehr wenige beigetragen haben. —

Bonnet hat angerathen, Träume zu beobachten, und diejenigen bekannt zu machen, welche zur nähern Kenntniß der Seele beitragen könnten — Ein Arzt in Mietau hat Beobachtungen über Narren und Wahnwitzige angestellt — Herr Tiedemann hat interessante Versuche über den Menschen bekannt gemacht, und ein andrer hat ein Buch über Ahndungen herausgegeben.

Aber dieß alles hat nur entferntere Aehnlichkeit mit meinem Plane, Materialien zu einer Experimentalseelenlehre zu sammlen, mit welchem der Ihrige völlig übereinstimmt. —

Ich habe daher keinen Augenblick gezaudert, und sogar die Nacht zu Hülfe genommen, um Sie zu der Fortsetzung eines Unternehmens zu ermuntern, daß mehr als Luftbälle, Magnetismus, und zwanzig andre Thorheiten mehr, in der Geschichte unsres Jahrhunderts Epoche machen kann, wenn sich die Aufmerksamkeit darauf hinlenkt.

Wie sehr wünschte ich, in einer Lage zu seyn, die mir Muße genug übrig ließe, um Ihnen zu beweisen, wie wichtig mir Ihr Unternehmen ist.

Alles aber, was ich für jetzt thun kann, ist, daß ich in der Eile, zwei oder drei Erfahrungen niederschreibe, die aus der Menge von Faktis, welche ich beobachtet habe, gerade die ersten sind, die sich meinem Geiste darstellen. —

Van Goens.

Sonderbare Aeußerung der Gedächtnißkraft im Traume.

In meinem eilften Jahre besuchte ich die lateinische Schule zu Utrecht, wo in der Klasse, in welcher ich saß, eine gewisse Rangordnung unter den Schülern statt fand, die sich nach dem jedesmali-

gen

gen Beruf des Fleisses und der Aufmerksamkeit richtete, und sich also oft veränderte.

Dasjenige, worin man wetteiferte, waren bald lateinische Exerzizien, bald Lektionen zum Auswendiglernen u. s. w., und unter andern auch Fragen, welche grammatikalische Regeln oder lateinische oder griechische Phrasen betrafen, und von dem Lehrer zuerst an den obersten, und wenn dieser sie nicht beantworten konnte, an den folgenden, u. s. w. gethan wurden; welcher denn die Antwort wußte, wurde über denjenigen gesetzt, der sie nicht gewußt hatte.

Nun träumte mir einstmals, daß ich mich in der lateinischen Klasse befand; daß der Lehrer eine Frage über den Sinn einer lateinischen Phrases aufwarf, und daß ich gerade der erste in der Reihe war, und den festesten Vorsatz bei mir empfand, diesen Platz, wo möglich zu behaupten.

Da mir aber nun die Frage wirklich vorgelegt wurde, blieb ich stumm, und zerbrach mir vergebens den Kopf, um die Antwort darauf zu finden.

Ich sahe denjenigen, der nach mir saß, Zeichen der Ungeduld von sich geben, um befragt zu werden — ein Beweiß, daß er die Antwort wußte. —

Der Gedanke, an diesen meine Stelle abtreten zu müssen, setzte mich beinahe in eine Art von Wuth; aber ich suchte vergebens in meinem Kopfe

nach; und konnte den Sinn der Phrases auf keine Weise herausbringen.

Der Lehrer ermüdete endlich, mir länger Zeit zu lassen, und sagte zu dem Folgenden: nun ists an dich.

Und der Schüler setzte sogleich den Sinn der Phrases deutlich auseinander, und diese Auseinandersetzung war so einfach, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich nicht darauf hatte verfallen können. —

Es erhellet, glaube ich, schon aus der einzigen Erzählung dieses Traums, daß ich von meiner frühesten Jugend an, einen Hang gehabt haben müsse, mich selbst zu beobachten, weil ich beim Erwachen über diesen dem Anschein nach simpeln, und doch in der That fast unerklärbaren Traum, so frappirt war, daß er mir nachher immer lebhaft im Gedächtniß geblieben ist. — Ohne daß ich, nach einen Zwischenraum von sechsundzwanzig Jahren, im geringsten mehr als damals, im Stande bin zu begreifen, wie die Seele, welche mit der größten Anstrengung vergebens etwas suchet, in einer Minute oder vielmehr in einer Sekunde, die Seele werden kann, die eben dieselbe Sache sehr gut weiß, indem sie sich zugleich einbildet, es selbst nicht zu wissen, sondern es eine andere sagen zu hören. —

Dergleichen Träume sind aber weit gewöhnlicher, als man glaubt, weil man seine Aufmerksamkeit nicht darauf richtet. —

Mehr als hundertmal habe ich im Traume Briefe gelesen, und empfangen, worin, wie ich mich beim Erwachen erinnerte, Neuigkeiten enthalten waren, in denen nichts Unzusammenhängendes war, und welche, ob sie schon falsch waren, doch auch eben so gut hätten wahr seyn können, ohne daß ich wachend daran gedacht, oder sie erdacht hätte.

Unempfindlichkeit gegen ihren Zustand bei Wahnwitzigen.

In Werthers Leiden heißt es von einem verrückten Menschen, daß er sich der Zeit, in welcher er an Ketten gelegen hatte, immer noch mit Vergnügen erinnert habe, es sei ihm da so wohl gewesen, wie dem Fisch im Wasser.

Ich habe einige Jahre lang das Oberaufseheramt über alle Zuchthäuser in der Stadt, und dem Territorium Utrecht gehabt.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich verschiedne Jahre lang ein Mädchen von vierunddreißig bis sechsunddreißig Jahren beobachtet, die so rasend war, daß man sie nackend lassen mußte, weil sie alle Kleider sogleich zerriß.

Ich habe dieß arme Geschöpf, welches schon nichts als Haut und Knochen war, mehr als hundertmal, nackend auf dem Stroh liegen sehen, in einer Kammer, die nichts als ein eisernes Gitter hatte, wodurch das Licht hereinfiel, und ohne Fenster war, weil sie die Fensterscheiben, so wie alles Zerbrechliche, sogleich zerbrach. —

Eines Tages besuche ich das Haus, und bemerke an der Person, die mich hereinläßt, eine Physiognomie, die mir zwar bekannt vorkam, aber deren ich mich doch nicht deutlich erinnern konnte.

Es war ein wohlgekleidetes, ehrbares, starkes und gesundes Mädchen, welches mich auch zu kennen schien. Indem ich das Haus untersuche, frage ich dem Herrn, wo er seine neue Magd, die ich mich anderwärts gesehen zu haben erinnerte, herbekommen habe.

Ihr mögt sie freilich wohl oft gesehen haben, mein Herr, gab er zur Antwort — und ließ mich weiter nachsuchen, bis er mich endlich der Unglücklichen auf den Stroh erinnerte — „Es sind nun „drei Monathe, sagte er, daß sie völlig wieder „hergestellt ist. — Etwas Niedergeschlagenheit, „die ihr noch übrig geblieben ist, ausgenommen, „hat sie wieder ihre gesunde Vernunft, so gut, als „einer sie haben kann. — Ich wollte ohnedem von „ihr Bericht abstatten, weil sie auf die Probe ge„stellt werden kann, um sie wieder loszulassen.“

Ich

Ich befriedigte darauf meine Neugierde, dieser Person eine Menge Fragen über ihren vorhergehenden Zustand zu thun, und hörte verschiedene Dinge von ihr, welche von der Art sind, daß ich sie nie offenbaren werde.

Es gehen mit rasenden Menschen so außerordentliche Sachen vor, daß wenn man mehrere bestätigte Erfahrungen von der Art hätte, die sonderbarsten Folgen daraus gezogen werden könnten.

Unter andern aber befragte ich sie, wegen der physikalischen Empfindung, die sie in Ansehung ihres Zustandes gehabt hatte. — Und sie gab mir zur Antwort, daß sie sich vollkommen erinnerte, nie die geringste Empfindung von Kälte, oder sonst einer Ungemächlichkeit gehabt zu haben, ausgenommen bei Gewittern, wo sie viel Schrecken und Angst ausstand, und sich allemal tief ins Stroh verbarg, oder in einen Winkel kroch.

Kurz der sieben oder acht Jahre, die sie in diesem Zustande zugebracht, erinnerte sie sich wie im Traume, aber doch im Ganzen genommen mit mehr angenehmen, als unangenehmen Empfindungen.

So wahr ist es, daß es, sowohl von Seiten der physikalischen Empfindlichkeit, als von Seiten der Moral selbst, in den Situationen, die uns oft am schrecklichsten vorkommen, Schadloßhaltungen giebt, die bewundernswürdig sind.

Erinnerung aus den Jahren der Kindheit.

Sie erwähnen eines Herrn Fischers, der sich des Hauses seiner Eltern erinnerte, aus welchem er im dritten Jahre gegangen war.

Eine meiner Rückerinnerungen aus den Jahren meiner Kindheit, ist um die Hälfte früher, und was den Gegenstand anbetrift stärker, weil ich in dem Hause, dessen ich mich erinnere, nur einen einzigen Tag zugebracht habe.

Meine Anverwandten besuchten nehmlich, da ich noch in den Armen meiner Wärterin getragen wurde, oder am Gängelbande ging, einen Freund, der zwei Meilen von der Stadt ein Haus bewohnte, woran er durch seine Bedienung gebunden war.

Man nahm mich mit dahin, und dieser Umstand aus meiner Kindheit, ist meinem Geiste unter allen am meisten gegenwärtig geblieben.

Ich weiß, daß die Reise zu Wasser in einem kleinen Boote geschah, woran das Thau, das durch ein Pferd gezogen wurde, unterwegens riß, und wir dadurch in einige Gefahr geriethen.

Ich erinnere mich an das kleinste lokale des Hauses, wo man mich herumgeführt hatte; an eine Art von Fischteich hinterm Hause, und dergleichen mehr.

Ich weiß gewiß, daß ich während der Zeit nie in dem Hause gewesen war, als ich nach drei-

ßig oder einunddreißig Jahren, einen Freund besuchte, der damals das Haus bewohnte.

Das Zimmer, worin er mich aufnahm, erkannte ich nicht mehr, ob es gleich dasjenige war, worin man vor dreißig Jahren gespeiset hatte. Vermuthlich hat man mich damals, weil ich noch auf den Armen getragen wurde, während dem Essen fortgeschickt.

Es war vorzüglich der Hintertheil des Hauses, und das Wasserbehältniß, das ich mir lebhaft vorstellte; vielleicht wegen des Vergnügens, das ich gehabt hatte, Hechte lebendig fangen zu sehen.

Dieß bewog mich, meinen Freund zu bitten, daß er mich sein Haus möchte ganz durchgehen lassen, ohne mir etwas zu sagen, weil ich meine besondere Ursache dazu hätte, alles allein sehen zu wollen. Er ließ mir meinen Willen: und ich fand wirklich alles Innere auf das genaueste meiner Erinnerung gemäß.

Freilich mutatis mutandis; das heißt: das Verhältniß der Größe der Gegenstände ausgenommen; denn alles kam mir jetzt viel kleiner, wie damals vor, welches auch sehr natürlich ist. —

Ich habe mich nachdem sorgfältig nach der Zeit erkundiget, in welcher mein Anverwandter diese Wohnung verlassen hat — und es hat sich befunden, daß ich zu der Zeit noch nicht zwei Jahr,

und also bei dem Besuch, den wir bei ihm abstatteten, ohngefähr anderthalb Jahr alt gewesen seyn mag.

Van Goens.

7.

Schack Fluurs Jugendgeschichte.

Ein

Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde.

von

C. F. Pockels.

Erstes Stück.

Schack Fluur war der jüngste Sohn eines würdigen Landgeistlichen in einem Brandenburgischen Dorfe ohnweit H**. Dieser Mann, welcher sich durch einen unermüdeten Fleiß in den Wissenschaften aus einem niedern und höchstdürftigen Zustande nach und nach emporgeschwungen hatte, stand durchgehends in dem Rufe eines sehr rechtschaffenen und einsichtsvollen Predigers, und seine Gemeinde, die ihn seiner Amtsstrenge ohnerachtet wie einen Vater liebte, beweint noch jetzt den Verlust,

lust, welchen sie vor einiger Zeit durch den Tod ihres alten treuen Lehrers erlitten hat.

Ich habe nie einen lebhaftern und feurigern Mann als ihn gesehen. Er war fast immer guter Laune, immer mit Wenigem zufrieden, und besaß die seltene Gabe, auch andern Menschen Zufriedenheit einzuflößen, indem er sie auf die gefälligste Art aufzuheitern, und durch seinen äußerst angenehmen Umgang gleichsam mit der Welt auszusöhnen wußte. Sein Haus war daher immer der Wohnsitz der Freude, der Munterkeit und jugendlicher Scherze, und jeder Vernünftige sahe gern den Mann, der bei einem sehr mäßigen Auskommen mit seiner Familie so zufrieden lebte, und durch sein heiteres Wesen, wobei er nie die Grenzen der Anständigkeit aus den Augen setzte, die trüben Launen anderer so glücklich heilen konnte. Aber seine außerordentliche Lebhaftigkeit, verbunden mit der strengsten Wahrheitsliebe, die einen der edelsten Züge seines vortreflichen Charakters ausmachte, war auch bisweilen Schuld daran, daß leicht zu beleidigende Menschen seine erklärten Feinde wurden, worunter sich sonderlich einige fromme Herren des hallischen Waisenhauses auf die unedelste Art auszeichneten. — Gemeiniglich loderte sein Feuer, wie bei allen lebhaften, aber zugleich gutmüthigen Seelen nur einige Augenblicke auf. Heftige Leute sind, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich nur bei dem ersten Aufwallen ihres Bluts, in

der ersten Hitze des Affekts wild und jähzornig; sind diese Augenblicke, in welchen sich ohnedem die wenigsten Menschen in ihrer Gewalt haben, vorüber: so werden sie wieder die gefälligsten und besten Leute von der Welt, und sind dann oft die Ersten, welche sich über ihre Hitze Vorwürfe machen. Dieß war grade der Fall bei Schacks Vater. Er wurde leicht aufgebracht; eine Kleinigkeit konnte ihn in Flammen setzen, und ein heftiges Feuer glühete alsdenn in seinen funkelnden Augen; aber er war auch bald wieder besänftiget, sonderlich wenn er einiges Nachgeben bemerkte, — ein Umstand, wodurch so leicht die heftigsten Gemüther entwafnet werden können. Ein gutes Wort von seiner Gattin konnte ihn oft mitten in seiner Hitze zu einem Lamme machen, und er vergab alsdenn mit einer unbeschreiblichen Herzensgüte oft seinen größten Beleidigern. Von unzähligen Beispielen nur eins, wie leicht der brave Mann mit denen, die ihn offenbar gekränkt hatten, wieder ausgesöhnt werden konnte. —

Einstmahls hatte er einigen Studenten, die sich in seiner Kirche während des Gottesdienstes unanständig aufgeführt, und ihm mit einer unverschämten Burschendreistigkeit grade ins Gesicht gelacht hatten, bei seinem Heimgange aus der Kirche auf eine sehr derbe Art die Wahrheit gesagt. Die Studenten hatten, wie man leicht vermuthen kann, seine Verweise — mit Grobheiten erwiedert;

dert; waren aber doch mit einigen Zeichen der Beschämung über ihr Betragen von ihm gegangen. So hatte sich der feurige Mann in seinem ganzen Leben nicht geärgert, und er war schon auf dem Wege, sie als Stöhrer des öffentlichen Gottesdienstes förmlich zu verklagen; allein nach einigen Minuten war seine Hitze vorüber, er schickte hinter den Studenten her, ließ sie freundschaftlich zu einem Abendbrodte einladen, und brachte mit ihnen, da nun beide Partheien wieder besänftigt waren, und jene auf eine anständige Art wegen ihres Betragens um Verzeihung gebeten hatten, einige vergnügte Stunden in seinem Hause zu. — Nur einmahl blieb der gute Mann eine Zeitlang unerbittlich, als er einem seiner Kinder einen groben Fehler vergeben sollte, wodurch sein väterliches Herz zu sehr gekränkt worden war, und wovon ich unten reden werde. —

Seine Gattin war in Absicht ihres Temperaments grade das Gegentheil von ihm. Sie hatte von Kindheit an, fern von der Stadt und allen heitern Gesellschaften in dem Hause ihres Vaters, der auch ein Landgeistlicher war, eine sehr stille und fromme Erziehung genossen, hatte von ihrem zwölften Jahre an bis ins zwanzigste keine Sonntags- oder Wochenpredigt versäumt, und hatte, nach ihrem eigenen Zeugniß, binnen dieser Zeit die

Bibel vier- und Arnds wahres Christenthum acht-mahl durchgelesen. Dadurch war sie nun das frömmste Mädchen in der ganzen Gegend geworden, und dieß hatte ihrem ganzen weiblichen Charakter so etwas ausnehmend Sanftes, Andächtiges und Unschuldiges gegeben, daß sich ihre Eltern im Besitz eines solchen Kindes unendlich glücklich fühlten, und sie immer ihrer ältern Schwester, die ihnen zu lebhaft war, und noch jetzt beinahe in einem Alter von siebenzig Jahren die Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens hat, als das beste Muster der weiblichen Sittsamkeit vorzustellen pflegten. —

Schacks Mutter hatte in ihren Mädchenjahren nie eine Neigung zum Heirathen gefühlt, — eine Neigung, die doch sonst jungen Frauenzimmern sehr natürlich seyn soll; sondern hatte sichs vielmehr immer als das größte Glück gedacht, nach dem Tode ihrer Eltern als eine alte Jungfer in einem Kloster leben und sterben zu können. Ein Wunsch, der ohnstreitig durch ihr etwas kaltes Temperament, und durch das viele Lesen mystischer Bücher, welche im Hause ihres Vaters im größten Kredit standen, erzeugt worden war, und sich anfangs durch keinen Freier aus ihrem Herzen treiben ließ. Dreimahl hatte ihr nachheriger Mann persönlich, und mit aller Beredsamkeit, die ein feuriger Liebhaber nur immer für sein zärtliches Interesse anwenden kann, um ihre Hand angehalten; er hatte die herzbrechendsten Briefe an sie geschrieben; aber jedesmahl

unter

unter dem besondern Vorwande abschlägliche Antwort von ihr erhalten: daß sie ihrem himmlischen Bräutigam, dem sie allein ewige Liebe geschworen, nicht untreu werden wollte und könne. —

So sehr man auch ihr, und vornehmlich ihre lebhafte verheirathete Schwester, die von einem irdischen Bräutigam bereits deutlichere Begriffe als von einem himmlischen hatte, jene schwärmerische Idee auszureden suchte: so war sie doch bisher gegen dieß Alles, und selbst gegen die männliche Schönheit ihres Liebhabers, wodurch sonst leichter, — als durch alles Andere weibliche Herzen hingerissen werden, völlig gleichgültig geblieben, bis sie auf einmahl durch einen einzigen kleinen Umstand für ihn eingenommen wurde, den ich hier, so unbedeutend er auch vielleicht scheinen mag, nicht mit Stillschweigen übergehen will, weil er mir ein deutlicher Beweis ist, daß unsere ernsthaftesten Entschließungen nicht immer von langen äußern Vorbereitungen und Veranstaltungen dazu, sondern sehr oft von der stillen Würkung der Zeit, und von denjenigen kleinen Umständen abhängen, welche die Fäden unserer Leidenschaften gerade auf der rechten Seite, — und in einem günstigen Augenblicke berühren. —

Der junge Pastor Fluur, welchem nun schon seit einem Jahre das Bild seines Mädchens un-

aufhörlich vor den Augen geschwebt hatte, war an einem schönen Frühlingsmorgen endlich zum viertenmahl ausgegangen, um ihr Herz zu erobern. Halb verzweiflungsvoll über alle seine bisher vergeblich angewandte Mühe, wollte er dießmahl, es koste was es wolle, den letzten zärtlichen Versuch wagen, und hatte sich heute zu dem Ende recht geflissentlich zu adonisiren gesucht. Unter andern sollten ein Paar ganz neue atlaßne schwarze Unterkleider, und eine schneeweiß gepuderte, damahls sehr modige Wolkenparucke das spröde Herz seiner Sophie bestürmen helfen. Weil er aber mit Recht befürchtete, daß jene auf einem Wege von einer starken Meile, und bei einem möglichen Sturme leicht einen Theil ihres Glanzes und ihrer Symmetrie verlieren dürfte, und ihm doch sehr viel daran gelegen war, vor seiner Geliebten dießmahl so galant als möglich zu erscheinen: so hatte er sorgfältig Kamm, Spiegel und Puder mitgenommen, um seine Wolke im Fall der Noth, noch ehe er ins Haus seiner Schönen träte, wieder in Ordnung bringen zu können. —

Nicht weit von Sophiens Wohnung lag ein kleines Wäldchen. Dieß war der Ort, wo der junge schmachtende Geistliche den Himmel schon oft um das Herz seines Mädchens angeflehet hatte; hier wünschte er sehnlichst, bald an der Seite seiner geliebten Braut wandeln zu dürfen, und hier war es nun auch, wo er dießmahl seine Toilette mach-

machte, indem er seine Wolke an einem abgebrochenen Weidenstamm zu ihrer Ausbesserung aufhing. Fluur stand jetzt in der possierlichsten Figur von der Welt, im kahlen Kopfe, mit Mantel und Kragen vor seinem ungekünstelten Putztisch, und gab sich alle ersinnliche Mühe, die parallele Lage seiner Locken, welche unterwegs wirklich gelitten hatten, wieder herzustellen. Die Liebe, welche von jeher eine Tausendkünstlerin gewesen seyn soll, schien seine Finger dabei zu beflügeln; ein Puderregen, den er über sie hergoß, gab ihnen bald ihre vorige Weiße wieder, und nach einer halbstündigen Arbeit stand sie zu seiner unaussprechlichen Freude von neuem in ihrem ersten Urglanze da. —

Fluur ahndete nicht, daß ihn sein Mädchen hinter einem Strauche bei seiner sonderbaren Toilette beobachtet hatte; noch weniger konnte er vermuthen, daß dieser Anstand vielleicht allein einen für ihn sehr vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz machen würde, — und doch verhielt sichs wirklich so. Sophie hatte grade an dem Tage einen Spaziergang von ohngefähr nach dem Wäldchen gemacht, sie hatte in der Ferne einen Mann in einer sonderbaren Attitüde darin erblickt, und war neugierig genug gewesen, das wunderliche Geschöpf näher kennen zu lernen. Sie erkannte bald zu ihrem größten Erstaunen ihren Liebhaber; allein sie konnte sich nicht enthalten, herzlich über ihn zu lachen. Mit dieser Empfindung, welche oft so son-

derbare und unerwartete Wirkungen in der menschlichen Seele hervorbringt, schlich sich Amor in ihr Herz. Sie vergaß ihren himmlischen Bräutigam, dem sie ewige Liebe geschworen hatte; wurde durch die Mühe, die sich ihr irdischer Bräutigam, um ihr zu gefallen, gab, gerührt, und fühlte von dem Augenblick an, daß er ihr nicht mehr wie sonst gleichgültig war. Sie schlich, ohne von ihm bemerkt zu werden, aus dem Wäldchen nach Hause; der nun völlig adonisirte Liebhaber langte auch bald darauf an, und erhielt dießmahl — leichter, als ers geglaubt hatte, das Jawort. Seine liebe Gattin konnte ihm keine frohere Stunde machen, als wenn sie ihn nachher an diese Scene erinnerte; ein heiteres Lächeln verbreitete sich denn allemahl über seine Stirne, und er schien noch im siebenzigsten Jahre ganz das zu fühlen, was er in dem Wäldchen gedacht und empfunden hatte. —

Schack Fluur war das achte Kind aus dieser Ehe, und einer der lebhaftesten Jungen, die je auf einem Steckenpferde geritten haben. Da seine Mutter ein öfteres Wochenbette, so oft sie sich auch dazu bequemen mußte, ärger als den Tod scheute: so pflegte sie auch ihre Kinder gewöhnlich lange zu stillen. Schack hatte bereits schon das zweite Jahr erreicht, und fast alle seine zweiund-

dreißig

dreißig Zähne im Munde, als er noch Muttermilch trank. Dafür war er nun aber auch ein derber fester Junge geworden, der keine einzige von den vielen Schwächlichkeiten kannte, welchen Kinder in den Städten durch eine allzufrühe Entwöhnung von ihren galanten Müttern, noch öfter aber durch die verdorbenen Säfte verbuhlter Ammen unterworfen sind. Als Schack entwöhnt wurde, konnte er schon eine Menge Wörter aussprechen, deren einige er sich nach der Gewohnheit vieler Kinder selbst geschaffen hatte. So nannte er zum Beweis die Brust seiner Mutter, Hammeti. Traurig und unzufrieden schlich er nach seiner Entwöhnung herum, und klagte Tagelang über den Verlust seiner lieben Hammeti, bis ihn sein guter Appetit an andere Speisen gewöhnte. —

Die Schwäche der Nerven in den ersten Jahren unserer Kindheit, der Mangel am Nachdenken und Ueberlegen in diesen Jahren, und vornehmlich der einer Sprache, ohne die es uns so schwer wird, abstrakte Begriffe zu sammeln, und endlich die gleichsam noch im Schlummer liegende Gedächtnißkraft unserer Seele, sind wohl die vornehmsten Ursachen, daß wir uns so wenige Dinge aus jener Zeit zu erinnern wissen. Was wir davon noch in unserm Gedächtnisse übrig behalten haben, sind gemeiniglich dunkele Bilder, die bei ihrem Entste-

hen zwar deutlich seyn mochten; nachher aber durch eine Menge neuer und lebhafterer Ideen gleichsam nach und nach in den Hintergrund der Seele geschoben wurden, aus welchem sie bisweilen mit einer schüchternen Schnelligkeit hervorkommen, unser Gehirn durchkreuzen, und wieder verschwinden. Merkwürdig bleibt es immer, daß diese verloschenen Ideen, die wir in der frühesten Kindheit bekommen hatten, oft im späten Alter mit einer Deutlichkeit wieder im Vorgrunde der Seele erscheinen, als ob sie erst ganz neuerlich entstanden wären, und eine Menge wirklich neuerer Vorstellungen gänzlich verdunkeln können. — Es giebt viele Leute, die sich aus ihrer spätern Jugend weniger, oft gar keine Begebenheiten erinnern können; ob sie gleich die, aus den allererſten Jahren ihrer Kindheit mit einer vollkommenen Deutlichkeit behalten haben, deren ich ein Paar aus dem Gedächtnisse Schacks mittheilen will, weil sie allerdings mit zur psychologischen Geschichte seines Romans gehören. —

Die erste ist folgende. Schack saß einst des Mittags schräg seinem Vater gegenüber bei Tische. Es wurde eine Suppe aufgetragen, die Schack sehr gern aß, und von welcher er durchaus zuerst seine Portion haben wollte. Allein sein vernünftiger Vater hatte sichs ein für allemahl zum strengsten Gesetz gemacht, seine Kinder nie durch eine zu pünktliche Erfüllung ihrer Wünsche zu verwöhnen,

noch

noch auch den jüngern vor den ältern Vorzüge einzuräumen. Er sahe es ein, daß jenes Verwöhnen eine vernünftige Erziehung unendlich erschweren, wo nicht gar fruchtlos machen, und daß dieses Einräumen gewisser Vorzüge leicht die traurigsten Erbitterungen zwischen Eltern und Kindern oft lebenslang verursachen könne. Schack bekam daher nicht zuerst von der Suppe, die er ohnedem mit so vielem Ungestüm gefodert hatte; sondern mußte zu seinem größten Verdruß warten, bis die ältern Geschwister nach der Reihe ihren Theil bekommen hatten. —

Dieß und der derbe Verweis, welchen Schack von seinem Vater bekam, und vornehmlich, daß dieser seiner Gattin den Teller aus der Hand nahm, welchen sie dem ungestümen Forderer zuerst reichen wollte, brachte ihn ganz auſſer sich. Er fühlte einen innern Drang sich zu rächen, und seine Wuth fand auch bald ein bequemes Mittel dazu; er ergrif hastig den vor ihm liegenden zinnernen Löffel, und warf ihn seinem Vater ins Angesicht. Schacks Vater erschrack nicht wenig über diesen kühnen Streich seines zweijährigen Kindes. So lieb er auch den feurigen Jungen hatte, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn derb zu züchtigen, und diese Scene steht noch lebhaft mit allen Umständen vor Schacks Augen, ob sie gleich vor etlichen zwanzig Jahren geschehen ist. —

Ich muß ein paar Umstände anführen, welche zugleich gelegentliche Ursachen seines heftigen Zorns wurden. Es war eine Cousine bei der Mahlzeit gegenwärtig, welche er sehr liebte, und die sich jetzt auf eine launige Art über sein Betragen aufhielt. Es that ihm in der Seele weh, daß er sich in ihren Augen heruntergesetzt sah, und daß sich diese seine so geliebte Gespielin mit seinen übrigen Geschwistern zu einem spöttischen Gelächter über seine Unarten, wozu ihn sein Hunger zu legitimiren schien, vereinigte. —

Ueberdem war ihm sein Vater in den ersten Jahren seiner Kindheit, wegen seiner strengen Erziehung gewissermaßen verhaßt; — so unaussprechlich er ihn auch nachher zu lieben anfing, und so innig noch jetzt seine ganze Seele an dem Bilde des Seligen hängt. Schack blieb gemeiniglich ganz gleichgültig, wenn sein Vater über Schmerzen seines Körpers klagte, ja er gönnte sie ihm oft gar; gab ihm selten im Herzen Recht, wenn er sich über andere ärgerte, beneidete ihn oft mit einen innern verbissenen Unwillen, wenn er sich das beste Stück bei Tische vorlegte, oder vom Rande des Hirsebreies die geschmolzene braune Butter für sich abstrich, und fühlte sich nie glücklicher, als wenn sein Vater nicht zu Hause war.

Dagegen liebte er seine Mutter, da sie seiner Lebhaftigkeit freiern Lauf ließ, und ihn oft — vielleicht mit zu vieler mütterlicher Zärtlichkeit gegen

die

die Strenge seines Vaters in Schutz nahm, unaussprechlich. Noch jetzt denkt er oft mit einem Gefühl der süssesten Freude, und einer Wehmuth, die ihm nicht selten heiße Thränen ins Auge gießt, an die glücklichen Stunden seiner Kindheit zurück, wo er des Umganges seiner guten Mutter genoß; wo er neben ihr über die lachenden Wiesen seines Dörfchens hüpfte, das Gärtchen mit Kohl bepflanzen half, und das Gras unter der Sichel der Mägde fallen sah, was in ihm eine sonderbare Sensation hervorbrachte. Noch schweben ihm alle die Bilder seiner kindischen Glückseligkeit vor den Augen, wenn er seiner Mutter ein Bouquet von Blumen zur Kirche bringen, mit ihr die Garben des abgemäheten Feldes zählen, den Schnittern Erfrischungen reichen, auf seinem Steckenpferde mit einem Aehrenkranz um den Arm, an dem ein rothes Bändchen flatterte, nach Hause reiten, und denn auf ihrem Schoße einschlummern konnte. Solch ein herzliches, inniges, unbeschreiblich süsses Gefühl der Glückseligkeit hat er nie wieder in spätern Jahren empfunden, und wirds auch nie wieder empfinden. —

Nichts war aber seinem Herzen schmerzlicher, und unausstehlicher, als wenn seine Mutter von ihrem Tode sprach, wovon sie immer einige Vorbedeutungen gehabt haben wollte; oder wenn sie nach ihrer Gewohnheit lieder vom Tode und ewigen Leben sang. Er lief alsdenn entweder so schnell er

konnte

konnte weg, oder hielt sich die Ohren zu, oder fing auch bitterlich zu weinen an, indem er dabei seine Mutter ängstlich umarmte, und ihren Gesang mit seinen Küssen zu unterbrechen suchte. Schack hatte gegen alle diese Lieder eine erstaunliche Antipatie; sonderlich war er gegen eins: Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc. aufgebracht; ob er gleich die Lieder mit mehrerem Vergnügen singen hörte, worin von den Qualen der Gottlosen in der Hölle die Rede ist. —

Wurde seine Mutter vollends krank: so hatte er Tag und Nacht keine Ruhe. Oft both er alsdenn, indem ihm die heißen Thränen über seine Wangen liefen, Gott um Verlängerung ihres Lebens; saß stundenlang mit geängsteter Seele, ihre Hand fest in der seinigen, vor dem Bette, und erboßte sich dabei nicht selten gegen seinen Vater, welcher ihm bei den Kränklichkeiten seiner Gattin viel zu kalt und gleichgültig zu seyn schien. Er gerieth aber alsdenn vollends in eine Art Verzweiflung, und litte unaussprechlich, wenn seine Mutter sich die Gesänge bestellte, welche bei ihrer Leiche gesungen werden sollten, welches sie fast bei dem Anfalle jeder Krankheit zu thun pflegte. — Kurz seine Mutter war ihm Alles; war ihm das höchste Gut der Erde und seine liebste Gesellschaft. Es kränkte ihm tief in der Seele, wenn sie bisweilen unzufrieden mit ihm zu seyn schien, so wie er sich hingegen unendlich glücklich fühlte, wenn sie ihm

einen

einen zufriedenen Blick zuwarf, und andern seine Artigkeit rühmte. Der erste Gedanke, wenn er des Morgens erwachte, war sie, und er eilte, so viel er konnte, ihr immer das kindliche Opfer seiner Liebe zuerst mit einem herzlichen Kusse zu bringen. Er glaubte dazu ein größeres Recht als sein Vater zu haben, und es ist ihm noch sehr erinnerlich, daß er es nie ohne Unwillen und Eifersucht ansehen konnte, wenn sein Vater seiner Gattin einen Kuß gab, oder mit ihr zu scherzen anfing. —

Rousseau, dieser große Kenner des menschlichen Herzens, urtheilt sehr richtig, wenn er in seinem Emil (1. Band. 1. B. Not. 1.) den Müttern wegen ihres größern und natürlichern Einflusses auf das Herz ihrer Kinder, auch ein größeres Recht zu ihrer ersten Bildung und Erziehung, als den Vätern einräumt, welche nach seiner Meinung durch ihre Ehrbegierde, ihren Geitz, ihre Tyrannei, ihre falschangewandte Vorsichtigkeit, ihr nachlässiges Wesen, und ihre harte Unempfindlichkeit den Kindern oft viel schädlicher, als die Mutter durch ihre blinde Zärtlichkeit werden. —

Eine andere Begebenheit, welche sich mit unauslöschbaren Zügen in Schacks Seele aus den frühesten Jahren der Kindheit abgedrückt hat, ist diese. Als seine Eltern und Geschwister eines Tages ru-

hig

hig bei einander saſſen (es war im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges) hörten sie auf einmahl vor der Thür einen entsetzlichen Lerm, und ehe sie sichs versahen, trat ein ungarischer Husar mit tausend Flüchen in die Stube, und forderte von Schacks Vater eine Summe Geld, die dieser, da er ohnedem schon zweimahl von den Feinden ausgeplündert war, unmöglich anschaffen konnte. Er suchte ihn zwar gleich anfangs durch eine angenommene Höflichkeit, und noch durch ein anderes Mittel zu beruhigen, wodurch er schon oft die ungestümsten Söhne des Mars in einem Augenblicke zu Lämmern umgeschaffen hatte, — indem er ihm Brandewein und Frühstück vorsetzen ließ. Der Husar trank auch das Glas einigemahl auf die Gesundheit seiner Theresel, so nannte er die Kaiserin Königin, aus; allein er fuhr demohnerachtet unter den fürchterlichsten Drohungen, indem er sogar die Flinte gegen Schacks Vater richtete, fort, die Summe von hundert Pistolen zu fordern, und die schrecklichsten Verwünschungen gegen die ketzerischen Pfaffen auszustoſſen. Schacks Vater hatte noch eine halbe Pistole in seinem Vermögen, diese drückte er gutmüthig dem Husaren in die Hand, und versicherte ihm heilig: daß er ihm gern mehr geben wolle, wenn ihn die Feinde nicht schon zweimahl zu einem armen Manne gemacht hätten. Allein der Bube wurde dadurch, gleichsam als ob er durch eine so kleine Gabe beleidigt worden wäre, noch mehr aufgebracht, warf

das

das Goldstück verächtlich, und mit Ungestüm auf die Erde, und zog den alten Fluur mit sich gewaltsam fort, daß er ihm das verlangte Geld durchaus von seinen Bauern herbeischaffen sollte. Schack gerieth durch den Anblick des schnurrbärtigen Kriegers, durch seine brüllende Stimme, und durch die Behandlung gegen seinen Vater in die größte Unruh. Er meinte, es seyn nun gewiß um sein Leben geschehen, und fing daher aus allen Kräften zu schreien an. Der Husar wurde dadurch noch mehr in Hitze gebracht, stürzte mit einer grimmigen Miene und gezogenem Säbel auf den schreienden Knaben los, und sagte, oder brüllte eigentlich die Worte, welche Schack noch immer zu hören glaubt: Wenn Du nit schwaigst, kleine Canalge, so hau ich Dir halter den Schop herunter! Schacks Vater fiel dem tollen Kerl, welcher sich rühmte, schon manches Ketzerkind von einander gespalten zu haben, in die Arme, verwieß es ihm sehr derb, daß er seine Courage an einem unschuldigen Kinde auslassen wolle, und warf ihn endlich, ohne sich weiter vor seinen Drohungen zu fürchten, zur Thür hinaus. Dieser Kerl hat sich so tief in Schacks Seele eingeprägt, daß er ihn noch mahlen könnte. Seine kleine etwas bucklichte Gestalt, sein hageres braungelbes Gesicht, das in der Mitte durch einen, zwei griechischen Circumflexen ähnlichen großen Knebelbart durchschnitten wurde, seine Narbe auf der einem Backe, seine kleinen feurigen Augen, sein krummer

blitzender Säbel, kurz Alles ist ihm noch von diesem Kerl erinnerlich. —

Im dritten Jahr seines Alters wurde Schack, um ihn nur vorerst ans Stillsitzen zu gewöhnen, in die Dorfschule geschickt. Nichts war ihm unausstehlicher, als diese Einschränkung seiner bisherigen Freiheit. Er ging anfangs nie ohne Weinen dahin, und alle Mittel, selbst die Leckereien, welche man gebrauchte, um ihn zu beruhigen, waren für ihn nichts als traurige Erinnerungen an den Schulzwang, dem er sich unterwerfen mußte. Er betrachtete die Schulstube als einen Kerker, in welchem er eingesperrt werden sollte, und er konnte es nicht begreifen, warum sich eine so große Menge von Schulkindern nicht vereinigten, um auf immer diesen Kerker zu zerstöhren. Dazu kam noch das hämische Wesen seines Schulmeisters, der ihm schon lange der unausstehlichste Mensch gewesen war, und es nun noch mehr werden mußte, da er einige Gewalt über ihn bekam. —

Dieser Schulmeister, der wahrscheinlich noch lebt, war einer der größten und kaltblütigsten Schultyrannen, die je über den Rücken junger Leute geherrscht haben; ein Mensch von dem schwärzesten Charakter, und mit einer solchen sich auszeichnenden heimtückischen Judasphysiognomie, daß man ihn nur ansehen durfte, um sich über ihn zu ärgern. Es giebt Leute, die ohne Zank nicht leben können;

immer

immer neue Gelegenheit dazu suchen, und immer bereit sind, andern etwas Bitteres und Unangenehmes zu sagen. Zu dieser abscheulichen Klasse von Menschen gehörte P**. Es wurde ihm leicht, durch eine dummspöttische Miene, und das boshaft satyrische Gift, welches er in seine Worte zu mischen wußte, die kältesten Leute in Wuth zu setzen. Er selbst blieb, wenn sich andere halbtodt ärgerten, kalt wie eine Bildsäule, lachte ihnen dabei höhnisch ins Gesicht, verwunderte sich auf eine beleidigende Art, daß sich sein Gegner so wenig in seiner Gewalt habe, und wußte durch seine beissenden Ironien den Aufgebrachten gemeiniglich soweit zu bringen, daß er vor innerer Wuth stillschweigen mußte, und jener also allemahl triumphirend das letzte Wort behielt. Ein Kunstgrif, wodurch es ihm gemeiniglich gelang, den lebhaften Pastor Fluur zum Stillschweigen zu bringen. An diesem Manne ließ er vornehmlich die ausgedachtesten Stückchen seiner Bosheit aus. Er hielt sich, z. B. Hunde, welche durch ihr nächtliches Bellen den Pastor Fluur im Schlafe stöhren mußten; oft sang er ganz andere Lieder, die ihm sein Prediger nicht aufgegeben hatte, so, daß dieser entweder zu zeitig, oder zu spät auf die Kanzel kam. Und ihn sogar in seiner Predigt zu stöhren, eine Bosheit, die unerhört ist, ließ er oft Viertelstundenlang eine Pfeife der Orgel heulen, welches er durch einen Zug des Registers hätte vermeiden können. Selten pflanzte sein Prediger junge Bäumchen, die er nicht

umknickte, oder wenigstens beschädigte. Seine Zunge war unaufhörlich geschäftig, ihn zu verläumden, und die unschuldigsten Vergnügungen, die sich der alte Fluur mit seinen Kindern machte, als Unanständigkeiten auszuposaunen; — ja er nahm sichs sogar bisweilen heraus, ihm auf eine unschickliche und grobe Art beim öffentlichen Gottesdienste zu widersprechen, wenn Fluur über die schlechte Beschaffenheit der Dorfschule klagte, und Mittel zu ihrer Verbesserung vorschlug. Kurz es ist unbeschreiblich und übersteigt allen Glauben, wie sehr dieser böse Mensch die Tage seines rechtschaffenen Predigers verbitterte, und wie vielen Schaden sein böses Herz in der Gemeine stiftete. —

Der gute Fluur klagte sein Leiden oft den Inspektor des Kirchsprengels Frosch; aber er wurde nicht gehört. Der Inspektor war der hohe Gönner aller Schulmeister, die ihm allerlei Neuigkeiten von seinen Predigern brachten, auch P * * war sein Spion, und Fluur konnte also nichts ausrichten. —

Der Inspektor gehörte unter diejenigen verachtungswürdigen Menschen, welche in ihrer Jugend allen Ausschweifungen ergeben sind, und im Alter Heuchler und Pietisten werden. In Jena hatte Frosch das liederlichste Leben geführt, war aber demohnerachtet durch das Ansehn seines Vaters gleich nach seiner Zurückkunft von der Akademie Prediger geworden, und hatte bald darauf die Aufsicht über eine wichtige deutsche Schulanstalt erhalten, über

welche

welche er mit einem unerhörten theologischen Despotismus zu herrschen anfing. Die Lehrer und Schüler derselben zitterten schon vor seinem Nahmen. Sein Wink war ein strenger Befehl; alles gehorchte, ohne zu widersprechen, so unpädagogisch auch oft seine Befehle und Einrichtungen waren. Die kleinsten Fehler, oft ganz unschuldige Vergnügungen derer, welche auf der Schulanstalt keine Pietisten waren, das heißt, eigenes Haar, Manschetten, blanke Knöpfe, und farbige Kleider trugen, den Kopf nicht hingen, und die Worte Gnade und Wiedergeburt nicht alle Augenblicke seufzend im Munde führten, wurden gemeiniglich mit der größten Strenge, und nicht selten wider alle Gerechtigkeit und Menschenvernunft mit der Cassation bestraft. Destomehr Gewalt hatten die frommen Creaturen des Inspektors. Diese waren seine rechte Hand; aber eben so viel kleine Tyrannen, die einen jeden, der nicht so wie sie heuchelte, verfolgen und bestrafen durften, wenn sie seiner habhaft werden konnten. Zum Theil waren es schwache einfältige Köpfe, die durch eine mystische Frömmigkeit, welche ihnen den Gebrauch der gesunden Vernunft in Religionssachen untersagte, auch nach und nach allen Geschmack am Schönen und Edeln verlohren hatten, sobald es mit ihrer mystischen Religion in keiner Verbindung stand. Ihr ganzer Anzug verrieth die Absicht, warum sie zu existiren glaubten, nehmlich alles

Weltliche von sich abzulegen und an nichts, als an ihren Herren Jesum zu denken, den sie beständig im Munde führten, und zum Deckmantel ihrer innern heimlichen Büberei machten. Sie trugen braune Röcke, ungepuderte Perucken, schwarze Unterkleider und — keine Manschatten, welche sie für untrügliche Zeichen eines ausgearteten Weltsinnes hielten. Auf der Straße schlichen sie dicht an den Mauern der Häuser hin, sahen dabei gemeiniglich fern auf die Erde, und seufzten laut, wenn sie ein eitel angekleidetes Frauenzimmer, einen offenen Busen, oder einen Mann in einem mit Tressen besetzten Kleide erblickten. In des Inspektors Hause, wohin die Vornehmsten wöchentlich ein Paarmahl zu einer Betstunde zusammenkamen, spielten sie eben solche lächerliche Rollen. Sie traten mit Seufzen in sein Haus, und mit einer Ehrfurcht in seine Stube, die mehr an Abgötterei gränzte. Kaum wagten sie es, ihr geistliches Oberhaupt anzusehen, und sie schätzten sich unendlich glücklich, wenn sie zum Handkuß des Inspektors gelangen konnten, welcher sie gemeiniglich mit den Worten: der Herr segne Sie! anzureden pflegte. Dieß war der Gruß für seine Söhne in Christo, wie er seine Creaturen nannte. Gegen die sogenannten Ungläubigen betrug er sich ganz anders. Er begegnete ihnen mit einer Steifigkeit und einem Stolze, der nicht seines Gleichen hatte. Alle Prediger seines Kirchsprengels, die nicht zu den Gläu-

digen gehörten, waren jener übermüthigen Behandlung ausgesetzt. Oft würdigte er sie nicht einmahl seines Anblicks, sondern ließ sie durch seinen Sekretär, einen der größten geistlichen Schurken, abweisen, welcher sich dabei ein nicht geringes despotisches Ansehn zu geben wußte, und in der That einen großen Einfluß in die Direktion des Kirchsprengels hatte. —

Der Schulmeister P** hatte den Ton der Frömmigkeit, der in des Inspektors Hause herrschte, abgelernt. Er wußte seine Stirne so heilig zu falten, und seine Augen so andächtig zu verdrehen, daß ihn Frosch für einen kreutzbraven Mann hielt, ob er gleich diesen kreutzbraven Mann gebrauchte, einen armen Prediger zu kränken, der keinen Beruf in sich fühlte, zur Zahl seiner Gläubigen zu gehören. Alle Bubenstücke des Schulmeisters blieben also ungestraft, und der alte Fluur mußte sie — ohne Rettung, tragen. —

Es ist unglaublich, wie hämisch und ungerecht manche Inspektoren mit den armen Landpredigern umgehen, und wie weit sie ihre Begriffe von Subordination über sie ausdehnen. Ich habe die rechtschaffensten und würdigsten Landgeistlichen gekannt, welche von jenen auf die unedelste Art verfolgt und zurückgesetzt wurden, weil sie nicht ihrem Stolze fröhnen, und ihrer Küche dienen wollten. Hingegen hab' ich andere gefunden, welche nicht die Stelle eines Kirchhüters, geschweige eines Predi-

gers verdienten, und doch von ihren Inspektoren auf alle Art begünstigt wurden, weil sie niederträchtig zu kriechen, und für die — Speisekammer der Frau Inspektorin, oder der Frau Räthin zu sorgen wußten. —

In der Schule tyrannisirte der Schulmeister P * * wie ein afrikanischer Prinz über seine Sklaven. Vornehmlich traf sein Bakel, so nannten die Kinder mit einer unbeschreiblichen Ehrfurcht seinen glatt wie Elfenbein geschlagenen Präceptorstock, diejenigen, deren Eltern ihm keine außerordentlichen Geschenke machten, oder ihn nach seiner Meinung nicht ehrerbietig genug grüßten. Ein anderes Instrument, daß er beständig bei der Hand hatte, war eine birkene Ruthe, die alle Morgen, um ihr zu ihren pädagogischen Funktionen destomehr Geschmeidigkeit und Elasticität zu geben, in Wasser eingeweicht wurde. Mit dieser wurden die kleinern Kinder gezüchtigt. Die Ehre, mit dem Bakel geschlagen zu werden, genossen die Größern nur vorzugsweise, und daher entstand die sonderbare pädagogische Eintheilung seiner Zöglinge, in die, welche unter dem Bakel, und die, welche unter der Ruthe standen. —

Ich will noch einiges von seinem Schulunterrichte sagen, welcher der unvernünftigste von der Welt war, und gewiß noch viel seinesgleichen auf dem Lande haben mag, so viel auch seit einiger Zeit von einsichtsvollen Pädagogen zur bessern Einrich-

tung

tung der Landschüler, und sonderlich von dem verdienstvollen Herrn von Rochow geschrieben worden ist, dessen Lehrbücher wegen ihrer anerkannten Zweckmäßigkeit und Deutlichkeit, und wegen des sichtbarsten Nutzens, den sie da stiften, wo man sie gebraucht, in allen Dorfschulen Deutschlands eingeführt zu werden verdienten. —

Sobald die Schulkinder des Morgens, ohngefähr sechzig an der Zahl, zusammengekommen waren, trat der Herr Ludimagister mit einer ernsten Miene in die Schulstube, wurde allgemein begrüßt, wobei er nur mit einem Kopfnicken dankte, und begann alsdenn ein Morgenlied, welches aus dem abscheulichsten Geplärr untereinander disharmonirender grober und feiner Stimmen bestand, worin jeder den andern zu überschreien suchte, und zwischen welchen sich ein schnarrender durch die Nase gezogener Baß des Schulmeisters hören ließ. Wer noch nie so etwas gehört hat, kann sich keinen Begrif davon machen, wie unregelmäßig und unanständig die Kinder ins Gelag hineinschrien, — und man kann leicht denken, wie wenig durch einen solchen Gesang das wahre und innige Gefühl der Andacht, und Gottesfurcht in den Herzen junger Leute erregt werden mochte. Nach dem Liede folgte ein langer sogenannter Morgensegen, den eins von den größern Kindern vorbetete, und welchen jedes andere, so gut als es konnte, nachmurmeln mußte, so, daß man nichts anders, als einen sausenden Bienenschwarm

zu hören glaubte. Dieses Gebet war so wie das Morgenlied voll von unverständigen Ausdrücken und mystischem Unsinn, und nichts weniger als nach den Begriffen junger Leute eingerichtet. —

Nach Endigung dieser sogenannten gottesdienstlichen Uebung nahm der eigentliche Schulunterricht seinen Anfang. Der Schulmeister schlug alsdann gemeiniglich mit seinem Bakel heftig auf den Tisch, und gab dadurch ein allgemeines Zeichen, daß nun jedes Kind aufmerksam zu werden anfangen sollte. Die größern Kinder griffen nach ihren Bibeln, die kleinern nach dem Catechismus oder dem Abcbuch. Jene wurde auch hier, wie in den meisten Schulen — freilich wider allen gesunden Menschenverstand, vom ersten Buch Moses bis zur Offenbarung Johannis ganz durchgelesen, und täglich wurde daraus von dem Schulmeister ein Kapitel erklärt. P** glaubte hierin sehr stark zu seyn, und er ließ sichs oft deutlich merken, daß der Pastor diese und jene biblische Stelle nicht recht, wenigstens nicht so gut wie er, zu erklären wisse. —

Seine große Bibel in der linken Hand, die Feder hinterm Ohr, und den Bakel in der rechten, ging der Schulmonarch während des Erklärens mit einer hochweisen Miene zwischen den Reihen der Kinder einher, fragte bald diesen und jenen mit einem lauten Ausruf seines Namens: ob er ihn verstanden hätte? Machte bald einen andern durch einen unvermutheten Stockschlag aufmerksam; bald ließ er

sich

sich gemächlich in seinem lodernen Polster, welchen der stolze Narr sein Catheder nannte, nieder, und beschloß endlich seine exegetische Stunde, sonderlich wenn er guter Laune war, mit einem lustigen Histörchen, dergleichen er immer verschiedene in Bereitschaft hatte, und die er Erläuterungen seines Textes zu nennen pflegte. Eulenspiegel war vornehmlich sein Held, und durch ihn söhnte er gemeiniglich die Kinder wieder mit sich aus, welche er gezüchtigt hatte. Sobald er Eulenspiegels Namen nannte, war die ganze Schule aufmerksam, einer gebot dem andern tiefes Stillschweigen, ein heiteres Lächeln schwebte auf jedem Gesichte, und die um ihn sassen, streichelten ihm das Kinn, oder drückten ihm schon im Voraus mit Dankbarkeit die Hand. — Ein Beispiel eurer Erbsünde, ihr gottlosen Krabben! sagte er denn gemeiniglich, daß ihr Till Eulenspiegel lieber als Gottes Wort hört! —

Nach der exegetischen Stunde fingen die grössern Kinder zu schreiben, und die kleinern zu buchstabiren an. Dieß war das einzige Gute, was Schack in der Dorfschule lernte, und worin er bald glückliche Fortschritte machte. Das Buchstabiren geschah hier, wie in allen Dorf- und Winkelschulen nach einem Abcbuch, welches Schack wegen der darin enthaltenen Holzschnitte sehr lieb hatte, und worin eine Menge einzelner Silben, und in ihre Silben zertheilter Wörter befindlich waren. Ein Kind wurde nach dem andern vor dem Schulmeister

ster gerufen, um seine Lektion aufzusagen. Jedes brachte zu dem Behuf einen hölzernen sogenannten Griffel mit, wodurch es jede laut auszusprechende Silbe bezeichnen mußte, indem die andern Kinder die nehmliche Silbe nachriefen. Dieses laute und deutliche Abrufen der Silben, welches ohnedem noch oft wiederhohlt wurde, hatte offenbar den Nutzen, daß sie sich dem Gedächtnisse des Kindes leicht imprimirten, und ihm also das Zusammensetzen der Silben zu ganzen Wörtern, oder das eigentliche Lesen viel leichter werden mußte. Diese einfache Methode, buchstabiren und lesen zu lernen, welche freilich nur in der Gesellschaft mehrerer Kinder, und durch den, bei allem Unterricht so nothwendigen, wenn auch nur mechanischen Trieb der Emulation anwendbar gemacht werden kann, hat viele Vorzüge vor so vielen neuern Methoden, wodurch man den Kindern auf eine spielende Art das Lesen beizubringen sucht. Ich habe bemerkt, daß Kinder auf dem Lande, welche nach jener Methode unterrichtet werden, bei ganz mittelmäßigem Fleiß früher und richtiger zu lesen anfangen, als Kinder in vornehmen Häusern, bei denen man oft Jahre mit den mancherlei Lesemethoden verschwendet, — und doch nichts ausrichtet. Der übrige Theil der Zeit wurde mit Auswendiglernen biblischer Stellen, oder des Catechismus zugebracht. Eher hielt man ein Kind nicht für fähig, die Schule ganz zu verlassen, bevor es nicht die Sonntagsevangelien und

Epi-

Episteln, nebst dem ganzen Catechismus, und den Bußpsalmen auswendig hersagen konnte. Für den Geschicktesten wurde der gehalten, welcher überdem noch ein halbhundert Gesänge auswendig wußte. Dieses Auswendiglernen geschahe gemeiniglich laut. Eins von den Kindern betete vor, und alle schrien una voce nach, welches in einem sonderbaren singenden Tone geschah. —

Nach einem drei- bis vierstündigen Schulzwange, wobei die Kinder oft keinen einzigen deutlichen Begrif gefaßt, die Zeit mit unnützen Auswendiglernen zugebracht hatten, und mancher braun und blau geschlagen war, wurde ein Schlußlied in der Manier des Morgengesanges gesungen, welches gemeiniglich aber noch geräuschvoller war, weil die Freude über den Beschluß die jauchzende Kehle der Kinder füllte. Schack erinnerte sich immer noch mit Vergnügen an dieses Schlußlied. Er gab seine Stimme dazu, ohne daß er etwas von dem Gesungenen verstand, und sein Herz pochte je mehr, je näher man dem Ende des Liedes kam, welches ihn auf ein paar Stunden von dem Kerker der Schule befreite; — aber zu Schacks großem Verdrusse hatte denn bisweilen die Schule noch nicht ihr Ende erreicht, indem es dem Schulmeister noch oft im Kopf kam, ein Gebet aus dem Herzen zu beten, wozu ihn der Inspektor Frosch zuerst aufgemuntert hatte. Nach und nach hatte sich P*** eine solche Fertigkeit im Beten aus dem Herzen er-

wor-

worden, daß er sich für einen großen Meister in dieser Kunst hielt. Sein Prediger machte es ihm hierin nie ganz recht. P** betete daher auch in der Kirche gemeiniglich nicht mit, sondern machte sich bald etwas an der Orgel zu schaffen, oder musterte die Jungen auf dem Chore, oder las sich die Federchen vom Rocke. —

Fast so wie der Vormittagsunterricht war der des Nachmittags beschaffen. Es wurde wieder auswendig gelernt, wieder etwas vom Schulmeister erklärt, und zuletzt das Zählen mit den kleinern Kindern vorgenommen, welche die von eins bis hundert auf einer großen Tafel geschriebenen Ziffern laut hersagen, und zusammensetzen lernen mußten. — Eigentlich war aber der Schulmeister selten des Nachmittags in der Schule gegenwärtig. Eine seiner Töchter führte alsdenn das Vicerektorat, und nun hatten die Kinder freilich gute Zeit, indem sie die Vicerektorin mit allerlei kleinen Geschenken zu bestechen, und in ihre Spiele mit zu impliciren wußten. — Unterdessen ging der Schulmeister seiner gewöhnlichen Handthierung nach — bestahl die Obstgärten der Bauern, fing ihnen die Tauben weg, oder setzte Klagen gegen seinen Prediger auf, die er dem Inspektor Frosch bringen wollte. —

Schacks Vater sahe es mehr als zu deutlich ein, wie schlecht und nachlässig die Kinder seines Dorfs unterrichtet wurden. Er hatte dem Schulmeister

meister bessere Methoden vorgeschlagen, hatte seinen Verstand durch allerlei gute Schriften allmählig aufzuklären gesucht; allein alles vergeblich. P** hielt sich einmahl für einen unverbesserlichen Schulmeister, und er widersprach daher seinen Prediger in allen Stücken. Kam sein Prediger, die Schule zu visitiren, wozu die Landgeistlichen im Brandenburgischen ausdrückliche Ordre haben, so ging P** gemeiniglich sogleich aus der Schulstube hinaus, oder fing mit seinem Vorgesetzten oft zu zanken an, so daß dieser fast allemahl unverrichteter Sache wieder weggehen mußte.

Schacks Vater hatte dem Inspektor Frosch von Zeit zu Zeit von allen Nachricht gegeben, und sich einigemahl die Erlaubniß zur Einführung besserer Lehrbücher in der Dorfschule ausgebeten; allein er wurde von ihm immer unter dem elenden Vorwande abgewiesen, daß man sich an alten Einrichtungen nicht vergreifen — und keine Neuerungssucht verrathen müsse, und so blieb es denn auch hier, wie an so vielen andern Orten, wo die furchtsame Behutsamkeit gegen hergebrachte Gewohnheiten für eine heilige Pflicht gehalten wird — beim Alten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1) Gutachten über den Gemüthszustand des verabschiedeten Soldaten Matthias Matthiesen und des Züchnermeisters T* *, eine Schatzgräbergeschichte von Herrn Metzger. 25.

2) Geschichte eines sonderbaren Wahnsinnes und dadurch am Ende verursachten Mordes. 32.

3) Auszug aus einem Briefe über Todeserscheinungen. 38.

Zur Seelennaturkunde.

1) Einige an einen Taubstummen gemachte Beobachtungen, von F. A. Wallroth. 42.

2) Sonderbarer Eindruck einer Liebeserklärung auf das Herz eines jungen Frauenzimmers von C. F. Pockels. 57.

3) Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit von J. L. A. Sch * *. 62.

4) Die Menschenmasse in der Vorstellung eines Menschen. 73.

5) Noch etwas für Ahndungsvermögen von L* *. 80.

6) Auszug aus einem Briefe aus dem Haag. Nebst einer Beobachtung und zwei Selbsterfahrungen von Herrn Van Goens. 87.

7) Schack Fluurs Jugendgeschichte, ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde, von C. F. Pockels. Erstes Stück. 96.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Vierten Bandes drittes Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Die Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit, welche in psychologischer Rücksicht gewiß äußerst merkwürdig sind, haben in diesem Magazin, unter den mannichfaltigen Beiträgen zur Seelennaturkunde, eine eigne Rubrik erhalten, zu welcher, von verschiednen Verfassern, verschiedne Aufsätze eingelaufen sind.

Im ersten Stück des ersten Bandes S. 65 habe ich den ersten Aufsatz, mit der Ueberschrift: Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit, geliefert, um diese Materie, wobei es auf wechselseitige Mittheilung von Beobachtungen vorzüglich ankömmt, zur Sprache zu bringen.

Wenn dasjenige, was jetzt unser Ich ausmacht, schon einmal in andern Verhältnissen da war, so müßten wohl nur die halberloschnen Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, wodurch unser gegenwärtiger Zustand an den vergangnen geknüpft würde; sie sind gleichsam ein zarter Faden, wodurch wir in der Kette der Wesen befestigt sind, um so viel wie möglich isolirte, für sich bestehende Wesen zu seyn.

Unsre Kindheit wäre dann der Lethe, aus welchem wir getrunken hätten, um uns nicht in dem vorhergehenden und nachfolgenden Ganzen zu verschwimmen, sondern eine individuelle, gehörig umgränzte Persönlichkeit zu haben.

Wir sind gleichsam in ein Labyrinth versetzt, woraus wir den Faden nicht wieder zurückfinden können, und ihn auch vielleicht nicht wieder zurückfinden sollen: wir knüpfen daher den Faden der Geschichte an, wo der Faden unsre eignen Rückerinnerung reißt, und leben, wie unsre eigne Existenz uns schwindet, in der Existenz der Vorwelt zurück.

Noch gab es keinen Theseus, der aus diesem verwickelten Lebenslabyrinthe den Ausweg durch Rückerinnerung gefunden hätte, und wenn es einen gäbe, so würde man sehr strenge Beweise fordern, welche wir aufzustellen, schwerlich im Stande seyn würden: die Rückerinnerung würde also ihm

allein

allein zu statten kommen, oder vielmehr nicht zu statten kommen; denn ein solcher Mensch müßte eine übernatürliche Stärke der Seele besitzen, oder die Aussicht, die sich ihm eröfnete, müßte ihn dem Wahnwitz nahe bringen, er müßte nothwendig seine isolirte Ichheit, seine Persönlichkeit verlieren: er würde lebend aufhören, zu seyn.

So lange die Welle über die umgebende Wasserfläche emporragt, und gewissermaßen von dieser Umgebung abgeschnitten ist, hat sie nur ein für sich bestehendes Daseyn; ist aber gegen das umgebende Ganze unendlich klein; sobald sie sich wieder in das umgebende Ganze verliert, ist sie mit denselben zwar größer, aber sie ist nun nicht mehr, was sie war; sie hat ihren Augenblick ausgedauert, und gerade dieselben Wassertropfen werden sich vielleicht nie wieder zusammen finden, um eine Welle zu bilden.

Dieß sind zwar Bilder und Gleichnisse; allein wegen der großen Aehnlichkeit zwischen der Geister und Körperwelt in ihren Verhältnissen, geben Bilder uns oft mehr Aufschlüsse, als Abstraktionen, wenn wir sie immer nur als Bilder betrachten.

Es ist nicht unangenehm, sich zuweilen in weiten dämmernden Aussichten, in Ahndungen und Träumen von einem vergangnen oder künftigen Daseyn andrer Art, wie das Gegenwärtige, zu

verlieren, sobald dieß Verlieren ein bloßes Spiel bleibt, und wir immer wieder zur gehörigen Zeit auf den gegenwärtigen Lebensfleck zurückkehren, von welchem unsre gewisseste Glückseligkeit abhängt, und wo wir sie gleichsam aus der ersten Hand erhalten.

So habe ich meiner Phantasie auch zuweilen das Spiel verstattet, in die frühesten Jahre der Kindheit unvermerkt bis dahin zurückzuschauen, wo es einem deucht, als ob man nahe dabei wäre, einen undurchdringlichen Vorhang aufzuziehen, der einem vor den Augen hängt, wovon man aber immer, ohne zu wissen wie, unvermerkt wieder abkömmt. — Nützlich aber kann dieser Gegenstand der Betrachtung nur dadurch werden, wenn wir untersuchen, was die frühesten Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit auf unser gegenwärtiges wirkliches Leben haben? in wie fern sie die Grundlage aller unsre folgenden Ideen ausmachen? und in wie fern sie sich immer unmerklich unter dieselben mischen, und ihnen eine Richtung geben, die sie sonst nicht würden genommen haben?

In einer Schrift, die ich unter dem Titel Anton Reiser, ein psychologischer Roman, herausgegeben, und wovon ich in diesem Magazin einige Fragmente mitgetheilt habe, sind sehr viele hierin einschlagende Beobachtungen enthalten: die Erinnerungen aus Anton Reisers frühesten Kinder-

jahren

jahren waren es vorzüglich, die seinen Charakter und zum Theil auch seine nachherigen Schicksale bestimmt haben. Ich werde mich bei mehreren Gelegenheiten künftig auf diesen psychologischen Roman beziehen müssen, weil er die stärkste Sammlung von Beobachtungen der menschlichen Seele enthält, die ich zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Merkwürdig ist es nun, dieß in dem Aufsatz des Herrn Fischer, welcher im 2ten St. des ersten Bandes S. 82 steht, gerade ein dem meinigen entgegengesetztes Resultat, aus den Beobachtungen desselben erfolgt.

Ich erinnere mich aus meiner frühesten Kindheit überhaupt mehr der Farben als der Gestalten und verhältnißmäßigen Größen der Dinge, und glaubte mir dieß daraus erklären zu können, daß überhaupt in der Kindheit die Einbildungskraft am stärksten und lebhaftesten wirkt, und dieß also wohl ziemlich allgemein zutreffen möchte; bis ich aus den Aufsatz des Herrn F.. sehe, daß bei ihm sich überall die Vorstellungen von Figuren und Gestalten unauslöschlich eingeprägt, die Erinnerungen an Farben aber so dunkel und ungewiß sind, daß sie sich fast gar nicht fixirt zu haben scheinen. Weiß und Schwarz, als die beiden abstechendsten Farben, scheinen sich bei ihm noch am stärksten eingeprägt zu haben.

Noch merkwürdiger ist die Beobachtung des Herrn F., daß die Eindrücke der Farben, nach der Beschaffenheit seines Auges, bei ihm sehr lebhaft, die Vorstellungen von Figur und Umriß hingegen sehr undeutlich und unbestimmt und sogar unrichtig sind, wie er aus andern Beobachtungen, die er über sein Gesicht angestellt hat, weiß.

Und demohngeachtet sind ihm die Farben der Dinge fast gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden, und die Gestalten und Umrisse haben sich dagegen unauslöschlich eingeprägt.

Er baut hierauf den Satz: daß es bei Fixirung sinnlicher Vorstellungen weder auf die Lebhaftigkeit des sinnlichen Eindrucks, noch auf die Dauer desselben, noch auf die innere Deutlichkeit der Vorstellungen ankömmt; sondern daß dieß alles höchstens nur mitwirkende Ursachen sind; und daß zu der Fixirung der Ideen irgend eine nicht von außen, sondern durch innere Anlagen mehr oder weniger bestimmte Richtung der Seelenthätigkeit erfordert werde, die entweder in der Organisation des Gehirns, oder in den innersten Anlagen der Seelenkräfte gegründet ist.

Herr F. hält diese Auflösung selbst für unvollkommen, weil der Begriff einer besondern Richtung der Seelenthätigkeit höchstens klar aber nicht deutlich ist. — Indes ist es doch angenehm,

genehm, wenn man durch dergleichen Betrachtungen sich die persönliche, von Zufälligkeiten unabhängige, und in sich selbst gegründete Existenz seiner Seele gleichsam sichern kann.

Herr F. sieht eine senkrecht vor ihm stehende Linie so undeutlich, daß sie fast einem Strich gleicht, den man mit sehr flüßiger Dinte auf Löschpapier macht, und er weiß aus Erfahrung, daß ihm die Breite der Gegenstände in Vergleichung mit ihrer Höhe immer etwas zu groß erscheint.

Demohngeachtet maß seine Seele von seiner frühesten Kindheit an, trotz seinem Auge; und die Vorliebe zur Mathematik ist von seiner frühesten Kindheit an beständig bei ihm überwiegend geblieben.

Unsre Sprache verläßt uns aber, sobald es nun auf die Entwickelung desjenigen ankömmt, was denn eigentlich unsre Ideen fixirt? Wir müssen uns alsdann mit figürlichen oder ganz allgemeinen Ausdrücken behelfen.

Innerste Anlage der Seelenkräfte z. B. Was heißt das, Anlage? Ein Grund, woran sich etwas legen kann, das die Gestalt von dem annimmt, woran es sich legt, oder wodurch die Unterlage gleichsam fortgesetzt wird, wie bei der Pflanze, und bei dem Thier. Die Anlage, dasjenige, woran sich fremde Theile legen können, um mit dem wachsenden Körper eins zu werden, ist da; aber wie legen sich diese Theile an?

wo ist der erste, und allererste Grundstoff zur Anlage, oder vielmehr, wo und wann wird er eigentlich zur Anlage? Fragen, die wir vielleicht gar nicht thun sollten, weil es uns unzufrieden macht, daß wir sie uns nie sollen beantworten können.

Und doch sollte man glauben, es müßte uns leichter seyn, die ersten Grundfäden von den wunderbaren Gewebe unsrer Gedanken aufzufinden, als das Geheimnißvolle in den Wachsthum des Thiers und der Pflanze auszuspähen; weil die Ideen doch dasjenige sind, was uns einmal, in der ganzen Welt, am allernächsten liegt, und was wir am meisten zu unsrer eignen Disposition haben. — Um uns aber hier einen Weg zu bahnen, müssen wir erst mit der Sprache weiter vorwärts dringen, und daher ist das Studium der Sprache in psychologischer Rücksicht wohl kein unnützes Studium.

Indes gehört auch das vorzüglich hierher, was Herr Pockels im zweiten Stück des zweiten Bandes S. 18 über den Mangel unsrer Jugenderinnerungen sagt: „Es scheint, sagt er, als wenn uns die Natur recht mit Fleiß den ersten unvollkommnen Zustand unsrer Existenz habe verbergen wollen, indem sie uns unfähig machte, uns der ersten Erfahrungen unsres Lebens zu erinnern; so lehrreich es auch in der That für den menschlichen Verstand seyn würde, wenn er die Reihe unsrer nach und nach erlangten sinnlichen Begriffe, oder

besser,

besser, den ersten großen Wirrwar desselben überschauen könnte."

Aus diesen Wirrwar der Begriffe, welche durch die erste zu große Herbeifuhr neuer Begriffe, die durch fünf Kanäle auf einmal mitgetheilt werden, entsteht, leitet Herr P. das wichtige Bedürfniß der Sprache und die bereitwilligste Annahme derselben schon in der frühesten Jugend, noch vor der völligen Ausbildung unsrer Sprachorganen, her; indem er zugleich voraussetzt, daß die Natur, welche bei den größten scheinbaren Unordnungen, nie die ihr eignen Gesetze der Ordnung und Harmonie aus den Augen verliert, eben diese weise Absicht, uns die Sprache zum Bedürfniß zu machen, bei den erstem Wirrwar unsrer Begriffe gehabt habe.

Durch das Reden lernt das Kind bald deutlich denken, und so entsteht ursprünglich seine Seelenthätigkeit, die sich in der Folge in die tiefsinnigsten Untersuchungen einlassen kann, aus einer anfänglichen Konfusion seiner ersten Ideen.

Man siehet, wie Herr P. diesen Gegenstand auf eine ganz neue Seite gekehrt hat, um ihn für das Nachdenken fruchtbar zu machen, welches ihm vortreflich gelungen ist: denn die Entstehung, von Licht und Ordnung aus dem Chaos, und das bloß das Chaos da war, damit Licht und Ordnung daraus entstehen sollte, ist eine so herzerhebende große Idee, daß schon allein um dieser

Idee willen, die Art, wie Herr P. diesen Gegenstand behandelt hat, nicht unnütz seyn würde, wenn er auch weiter in kein System von Lehrsätzen eingriffe.

Die Urkraft der Seele, die vielleicht jahrtausende hindurch geschlummert hat, kann nur durch gewaltige Hindernisse in Bewegung gesetzt werden; und in Bewegung soll sie gesetzt werden; sie soll nicht vollkommen seyn, sondern vollkommen zu werden suchen; sie soll nicht Kenntnisse besitzen, sondern Kenntnisse zu erlangen streben; sie wird, wie die elastische Feder in sich selbst zurückgedrängt, um wieder aufzuspringen. — —

In dieser ersten Grundkraft der Seele, Hindernisse zu überwinden, ihren Thätigkeitstrieb auf etwas zu richten, daß ihm entgegensteht, auf etwas, woran sie einen Widerstand findet, und daß man daher auch einen Gegenstand nennt; hierin treffen die beiden Aufsätze des Herr F. und des Herrn P., die sonst nichts miteinander gemein haben, wieder zusammen, und mußten darin zusammentreffen, weil hier der letzte Gränzpunkt ist, wo sich jede Untersuchung irgend eines menschlichen Geistes zu endigen scheinet.

Im dritten Stück des zweiten Bandes S. 103 steht ein Pendant zu dem im ersten St. des ersten Bandes S. 65 u. s. w. enthaltnen Aufsatze, welcher in seiner Art sonderbar genug ist. Der V. erzählt nehmlich von sich, daß er von seiner frühe-

sten

sten Jugend an, bei sich selbst übergränzt gewesen sey, er habe einmal weiße Bären vor dem Hause seiner Eltern tanzen, und einen Papagei in der Stube seiner Großmutter, gesehen, welche beide Dinge doch, nach der Versicherung seiner Mutter, ihm seit seiner Geburt niemals unter die Augen gekommen sind.

Der V. konnte seiner Mutter von dem Papagei die detaillirtesten Beschreibungen geben, wo er gehangen, was er für artikulirte Töne nachgesprochen, u. s. w. und diese Beschreibungen trafen zu; denn es hatte lange vor seiner Geburt wirklich an denselben Orte ein Papagei gehangen, der eben jene artikulirten Töne hervorbrachte.

Der V. ist aber weit entfernt, dieß für etwas Wunderbares oder Unerklärliches zu halten, sondern er setzt, als gewiß, voraus, daß man ihm in seiner frühesten Jugend von diesen Dingen vielleicht erzählt und vorgeplaudert habe, als: da in der Ecke saß ein Papagei, der konnte das und das sprechen, u. s. w. wie man Kindern denn wohl allerlei dergleichen vorzuplaudern pflegt. Er führt also diese sonderbare Art von Erinnerungen eigentlich nur als ein Beispiel an, wie von dergleichen Dingen, die einem in der frühesten Kindheit vielleicht von dem Gesinde oder den Wärterinnen vorgesagt werden, sich die Bilder der jungen Seele so stark eindrücken können, daß man sie nachher, wenn man die

Erzäh-

Erzählung vergessen hat, für selbst gesehene Gegenstände hält.

Ich füge noch hinzu: daß dieß insbesondre alsdann statt finden kann, wenn irgend eine Erzählung die kindische Einbildungskraft so stark rührt, daß der sinnliche Eindruck von den umgebenden Gegenständen dadurch überwogen und verdunkelt wird, und auf die Weise ein bloßes Ideal oder Phantom sich in die Reihe der Wirklichkeiten gleichsam hineinstiehlt; wie denn dieß zuweilen der Fall bei sehr lebhaften Träumen ist, wo man auch manchmal in Gefahr geräth, die Wirklichkeit mit dem Traume zu verwechseln.

Indes ist es immer merkwürdig, daß der Verfasser des Aufsatzes, der damals noch nie einen Papagei gesehen hatte, seiner Mutter sogar die ganze Farbe des Papageien auf das genaueste und zutreffendste zu sagen wußte, da ihm doch diese Farbe nicht so gut, als die artikulirten Töne, durch die Erzählung deutlich gemacht seyn konnte.

Man sieht aber auch aus diesem Beispiele, wie wir durch die Erzählung andrer, oder durch die Geschichte gleichsam zurückleben, und die Eindrücke, welche wir auf die Weise erhalten, beinahe den wirklichen sinnlichen Eindrücken an Lebhaftigkeit gleich werden können. Durch die Tradition oder Geschichte fällt unser Leben mit dem Leben derer, die vor uns gewesen sind, gleichsam zusammen, und macht mit ihm ein Ganzes aus, wo

sich,

sich, so wie hier, die Grenzen ineinander zu verlieren scheinen. — —

Der Aufsatz vom Herrn Spatzier im zweiten Stück des dritten Bandes S. 93 bis 114 enthält einige vortrefliche pädagogische Bemerkungen, in wie fern Erzieher der ersten Quelle der öfters sonderbaren Gewohnheiten, Neigungen und Abweichungen nachspüren, und bei der Ausrottung schädlicher und Empfangung guter Neigungen, immer wo möglich, einen Hinblick auf ihr ganzes Selbst, besonders auf die Umstände, die Gesellschaft, und auf die Personen werfen sollen, die sie zuerst umgaben, und von denen sie den ersten Gebrauch ihrer Sinnen lernten.

Herr Sp. führt das Beispiel eines Knaben an, der sich sonst nie durch Reitzbarkeit und Schnelligkeit der Empfindung im mindesten ausgezeichnet hatte, und nun auf einmal durch eine ganz simple Melodie so äußerst lebhaft gerührt wurde, daß er unwillkührlich die größten ihm sonst nie gewöhnlichen Ausschweifungen beging; welches Herr Sp. sich nicht anders zu erklären weiß, als daß in seiner frühesten Kindheit etwa eine ähnliche Melodie, die ihm seine Mutter oder seine Amme vorgesungen haben kann, sich in seiner zarten Seele festgesetzt hatte, und nun durch den Zufall wieder aufgeweckt wurde, und in eine lebhafte Empfindung überging.

Herr Sp. betrachtet nun ferner die Materie von den Erinnerungen aus den frühesten Jahren der

Kind-

Kindheit vorzüglich in pädagogischer Rücksicht: „zum musikalischen Talent, Leichtigkeit von Tönen afficirt zu werden, und sie in ihrer Verbindung zu fassen, ist vielleicht schon der Keim in den ersten Tagen der Kindheit gelegt, u. s. w.; vielleicht drückten sich die ersten Töne den zarten Fibern des Gehirns zu mächtig ein, ruhten, wie ein feiner Staub, auf der Maschine, bis sie von erschütterter Thätigkeit angestoßen, sich mit dem heiligen Denkmark mischten, und sich unter die übrigen Ideen gesellten. Ist die Seele nur im allerfeinsten Verstande materiel, glaubt der Verfasser, so ließe sich der Traum schon hören, und wenigstens so viel daraus abziehen, daß die ersten Eindrücke, welche die Seele durch irgend einen Sinn auffaßt, sehr mächtig seyn müssen, u. s. w.“

Allein der V. scheint hier wohl zu weit zu gehen, und der Macht der ersten Eindrücke zu viel zuzuschreiben, indem er fast das ganze künftige Eigenthümliche des Genies auf Rechnung derselben schreibt. Nach dieser Voraussetzung wäre es denn freilich möglich, vermittelst der ersten Eindrücke, die man mit Fleiß zu veranstalten suchte, Künstler und Genies von jeder Art hervorzubringen. — Aber so läßt der Geist der Menschen sich nicht von Menschen schaffen: er arbeitet sich selbst durch alle Hindernisse, und auch durch die Gewalt der ersten Eindrücke mit seiner angebohren eigenthümlichen Kraft hindurch. Die Grenzen der Pädagogik erstrecken

strecken sich wohl auf die Ausbildung, aber nicht bis auf die Bildung der Anlagen der Seele.

Der Aufsatz des Herrn Fischer, welcher im zweiten Stück des zweiten Bandes S. 82 steht, verdient daher vorzüglich mit diesem Aufsatze verglichen, und dieser durch jenem zum Theil berichtigt zu werden.

Einige Scenen aus seiner eignen Kindheit, die Herr Sp. hier mittheilt, sind ebenfalls mehr in pädagogischer als psychologischer Rücksicht merkwürdig.

Im dritten Stück des dritten Bandes S. 42 findet sich noch ein Beitrag zu den Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit, der sich dadurch auszeichnet, daß die unangenehmen Vorfälle mehrentheils einen stärkern Eindruck, als die angenehmen, auf den Verfasser gemacht haben, welches bei mehrern Personen, die ich kenne, und die von melancholischer Stimmung des Gemüths sind, statt findet. Nun ist die Frage: ob die häufigen unangenehmen Eindrücke in der Kindheit, jene melancholische Stimmung des Gemüths, oder ob die melancholische Stimmung des Gemüths, welche vorher schon da war, die unangenehmen Eindrücke hervorgebracht habe?

In alle dem, was der V. des Aufsatzes von sich erzählt, findet der V. dieser Revision sehr viel Aehnliches mit seinen eignen Erfahrungen und Beobachtungen, die nicht nur im Allgemeinen, sondern

dern sogar in den besondern Umständen mit diesen zusammentreffen: er ist es sich ebenfalls bewußt, daß die unangenehmen Eindrücke von seiner Kindheit an, bei ihm das Uebergewicht gehabt haben; nur bleibt es ihm noch immer zweifelhaft, ob dieß Uebergewicht durch die größre Menge der unangenehmen Eindrücke, oder durch eine besondre melancholische Stimmung des Gemüths, bewirkt wurde, die vielleicht schon von seiner Geburt an, in sein Daseyn verwebt war. Er hat oft in einsamen Stunden über diesen unwiderstehlichen Hang seiner Seele zur Traurigkeit nachgedacht, der ihn oft schon wieder traurig machte, indem er im Begriff war, den Grund dieser Traurigkeit aufzufinden. Er glaubte, einst zu bemerken, daß diese Traurigkeit bloß in einer gewissen Trägheit der Seele gegründet sey; daß es manchmal wirklich bequemer sey, traurig, als vergnügt zu seyn; daß die unangenehmen Eindrücke leichter sind, als die angenehmen, weil sie die Seele nicht so erfüllen, und ihrer Thätigkeit nicht so viel Stoff geben, als die reichern und vollern angenehmern Eindrücke; woher nun aber gerade bei ihm wieder diese Trägheit, die einen solchen unerklärlichen Abscheu vor dem reichen und vollen der angenehmen Eindrücke verursacht, welcher mit dem Eckel vor den Speisen so viel Aehnliches hat? — Hier sah' er Dunkelheit und Nacht vor sich. — —

(Die Fortsetzung künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

1.

In Wolfenbüttel lebt ein Mann, Namens Lauterbach; er hat in seiner Jugend Theologie studiert und sich mit vielem Eifer auf die orientalischen Sprachen gelegt, in welchen er es zu einer nicht ganz gewöhnlichen Geschicklichkeit gebracht haben soll. Auch hat er seine Dogmatik und die damit verwandten Wissenschaften auf das treulichste seinem Gedächtniß einverleibt, so, daß er noch jetzt manchem aufzurathen geben kann. Er ist einige funfzig Jahr alt, hat nie ein Amt bekleidet, sondern theils von einem kleinen Vermögen und den Unterstützungen seiner Verwandten, theils vom Abschreiben für Sachwalter sich genährt. Dieser Mann hat in seinem Aeußern viel Ernsthaftes und Anständiges, er kann über viele Dinge und zwar vernünftig und einsichtsvoll urtheilen; aber wenn man einige Seiten berührt, dann überstimmt ein Miston alles übrige, und der vernünftige Mann ist plötzlich in einen der seltsamsten Thoren verwandelt. Eine seiner sonderbarsten Grillen ist die, daß von der Beschaffenheit der Steine die

Begebenheiten in der Welt abhingen. Der eine verkündiget seiner Meinung nach Pest, der andere Krieg, der dritte Feuersbrunst, und so alle Unordnungen und Unglücksfälle, die nur immer in der Welt vorkommen. Er sondert daher solche bedeutende Steine sorgfältig, und wenn er sie alle besässe, so würde von ihm das Schicksal der ganzen Welt abhangen. Als vor einigen Jahren das große Erdbeben in Calabrien entstand, machte man ihm den Vorwurf: er wolle der Regierer der Welt seyn, und habe ein solches schreckliches Unglück nicht verhütet. Er entschuldigte sich kurz damit, daß er den Stein, von dem es abhänge, nicht habe habhaft werden können. Ist er aber in seiner Macht zu nehmen und vorzubeugen, so thut er es auch gewiß. Er kam z. B. zu einem seiner Bekannten: Sie haben da ein paar Steine auf Ihrem Hofe liegen, sagte er mit bedenklicher und sorgsamer Miene, die müssen Sie nothwendig gleich wegnehmen lassen, wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Haus abbrennen soll. — „Aber woher wissen Sie das, und was können die Steine dazu beitragen?“ — Sehn Sie, das will ich Ihnen gleich sagen, diese beide Steine hier, sind beide von sehr heißer und feuriger Natur. Wenn sie nun länger nebeneinander liegen, werden sie sich einander entzünden. Nichts natürlicher, wie das. — Oft bemerkt man ihn auf der Straße stillstehen, und seinen Blick unverwandt auf einen Stein richten. —

Wonach sehen Sie hier, Herr Lauterbach? „Uebel! „sehr übel! wir werden bald theure Kompies ha„ben. Sehen Sie nur hier diesen Stein. Es „ist unvermeidlich!“ —

Auf seinem Zimmer hat er eine große Sammlung von Kieselsteinen groß und klein. Diese zu berichtigen ist er unermüdet. Haben sie ihre Kraft verloren, dann wirft er sie weg und sucht andere. Er hat eine große Menge in Gestalt eines Menschenskelets gelegt, wovon ein jeder einen der innern oder äußern Theile des Menschen bedeutet. Mit Hülfe dieser (wenn er sie nehmlich alle komplet hat, welches inzwischen selten ist) kann er alle Krankheiten seiner Meinung nach kuriren. Kömmt einer zu ihm, und klagt: er habe die Schwindsucht und werde wohl seinem Grabe zu gehn müssen; so steht er ruhig auf, Hm! sagt er, die Krankheit sitzt in der Lunge, da wollen wir bald zukommen. Ich brauche nur diesen Stein hier umzudrehen, der bedeutet die Lunge. Nun können sie getrost nach Hause gehen. Ihre Krankheit wird sich gewiß geben. Hat er aber zum Unglück den Stein nicht, welcher den Theil, in dem der Sitz der Krankheit ist, bezeichnet, so sagt er es freimüthig, und entschuldigt sich, daß er nun nicht seinen Wunsch befriedigen könne. Es läßt sich hierbei gar nicht gedenken, daß dieß eine eigennützige Betrügerei sei, denn er läßt sich auf keine Weise für seine Kuren bezahlen. Auch giebt er allenthalben die untrüg-

ächsten Beweise seiner strengsten Rechtschaffenheit. Sein Widerwille gegen alle Vergehungen dieser Art geht so weit, daß wenn ihm von dem Advokaten Akten zum Abschreiben übergeben werden, er nur die abschreibt, deren Inhalt er für gerecht und gut erkennet. Ist aber der geringste Schein vom Gegentheil da, so schreibt er darunter, daß er die Sache für ungerecht erkenne und giebt sie unabgeschrieben zurück. Uebrigens läßt er sich auf eine Erörterung seiner Theorie von den Einwirkungen der Steine nicht ein; ohnerachtet aus ein und dem andern erhellet, daß er sich doch wohl eine gebildet haben muß.

In seinem Essen und Trinken ist er äußerst sonderbar. Meistentheils bereitet er sich selbst etwas zu. Nur selten können andere ihn bereden, mit ihnen zu speisen. Oft wenn er in zahlreicher Gesellschaft speiset, glaubt er doch, daß dieses oder jenes Gericht vergiftet sei, und weder Ueberredung noch Beispiel ist im Stande, ihn zu bewegen, davon zu essen. Sein Wasser schöpft er sich allemahl selbst, und zwar gegen den Strom. Etwas, was auf andere Weise geschöpft ist, trinkt er nie. Ich habe mir bisher vergebens Mühe gegeben, Nachricht von seiner Jugend und Erziehungsgeschichte zu erhalten. Sollte mir meine Bemühung in der Folge besser glücken, so werde ich nicht ermangeln, sie mitzutheilen. C. D. Voß.

2.

Sonderbare hypochondrische Grille.

Ein guter ehrlicher Prediger auf dem Lande, der von dem Dämon der Hypochondrie übel geplagt wird, besuchte im vorigen Sommer einen meiner Bekannten in der Stadt. Er schien ganz ruhig und heiter zu seyn. Er blieb bis an den Abend, und weil es eben ein warmer Tag war, ward bei dem Abendessen eine Kalteschale aufgetragen, die die Gesellschaft, welche etwa aus drei oder vier Personen, den Prediger eingeschlossen, bestand, mit gutem Apetit verzehrte. Der Prediger ging diesen Abend noch nach seinem Wohnorte zurück. Nach etwa vierzehn Tagen kam er wieder, war in dem traurigsten Zustande und beklagte sich gegen die Schwester seines Bekannten aufs bitterste, daß er dem Tode nahe sei, und daß ihr Bruder ihn neulich durch die Kalteschale vergiftet habe; er habe gleich von dem Tage an das Gift in seinem Eingeweide auf das schmerzhafteste empfunden. Man stellte ihm vor, daß sich dieß überhaupt gar nicht gedenken lasse, daß sie alle mit davon gegessen, also sie ebenfalls dieß Unglück mit betroffen haben müßte u. s. w. aber alle diese Vorstellungen waren vergebens. Er ging äußerst zerrüttet nach Hause und trug sich so lange mit dieser Vorstellung, bis die Zeit sie auslöschte. C. D. Voß.

3.

Auszug aus einem Briefe.

Besonders sind mir in Ew. Magazin u. s. w. merkwürdig aufgefallen:

1) Der Brief des Herrn Oberkonsistorialrath Spalding an seinen Freund Sulzer, über eine an sich selbst gemachte Erfahrung, im 1sten Bande 2tes Stück 38ste Seite. Und

2) Ew. eigene Anmerkung im 4ten B. 1stes 39ste Seite über die Genesungsgeschichte eines Jünglings von einem drey monatlichen Wahnwitz, in des 3ten B. 2tes St. 15te S.

> daß auch diese gewissermaßen mit zur Seelenheilkunde gezogen werden könne; wenigstens grenzen Körperliche- und Seelenheilkunde hier so nahe aneinander, daß die Grenzlinien zwischen denselben kaum zu bemerken sind.

Erlauben Sie gütigst auch mir, daß ich zwey meiner selbst eigenen zuverläßigen Erfahrungen hierbei mittheile. Die erste derselben hat eine Aehnlichkeit mit der Spaldingschen. Die zweite zeiget, daß Körperliche- und Seelenheilkunde auch hier so nahe aneinander grenzen, daß die Grenzlinie zwischen denselben kaum zu bemerken ist.

Cammin den 20sten Mai 1786.

Gädicke.

K. Gemeinheits-Commissarius.

Die

Die erste, der Spaldingschen ähnliche Erfahrung.

Als ich vor achtzehn Jahren noch auf meinem Landguthe B.. wohnte, und im Monath August die Gerstenerndte besorgte, ging ich, da ich denselben Morgen meine Dienstleute zum Binden vorausgeschickt hatte, eine Stunde hernach zu ihnen, um nachzusehen, ob alles befohlnermaßen befolget würde.

Ich war bei diesem guten Wetter ganz heiter und vergnügt, hatte keine andre Geschäfte weiter gehabt, und spatzierte um benannte Stunde ganz gemächlich nach; und dieser Spatziergang von Hause aus zu meinen Leuten bei der Gerste war nur ohngefähr an die fünfhundert Schritte.

Vergnügt kam ich auch bei ihnen an; fand, daß meinem Auftrage völlig nachgelebet war; folglich wurde auch meine Heiterkeit gar nicht unterbrochen. Aber nach einer Viertelstunde, da ich einem und dem andern etwas zur Arbeit gehöriges, wie gewöhnlich, gelassen in Erinnerung bringen und sagen wollte, fand ich mich unfähig, meine Gedanken durch die gehörige Zusammenfügung der Worte, nach der wahren Folge, ordentlich vorzubringen: vielmehr kam das hinterste Wort bald vorne, das mittelste bald hinten, das vorderste bald in die Mitte, und auch umgekehrt. Es war eine solche unordentliche Mischung dieser Worte,

daß keiner meiner Leute, die es zwar hörten, daß ich laut sprach, weder was davon verstehen, noch enträthseln konnten. Daher glaubten wohl einige, wie ich aus ihrem Aufsehen und Minen schloß: ich müßte wieder alle meine Gewohnheit entweder betrunken oder wohl gar verwirret im Kopfe seyn.

Aller meiner Vernunft war ich indessen ganz gewiß vollkommen mächtig; ich dachte ganz richtig; sahe dieses Auffallende nebst den Beurtheilungen von meinen Leuten ein: ich ließ mir aber doch nichts von meiner Verlegenheit, daß ich jetzt nicht ordentlich reden konnte, merken; vielmehr ging ich allmählig, dem Schein nach, mit guter Ueberlegung, freymüthig zurück nach Hause, um mich nicht zum Gelächter zu machen.

Unterwegens aber wurde mir diese meine Sprach- und unvermuthete Wortverwirrung doch sehr bedenklich. Es fiel mir ein, wie vielleicht eine Art von Lähmung meine Zunge befallen hätte, und dieser Zufall gar leicht endlich in eine völlige Vergessenheit der Sprache und eine wahre Stummheit übergehen könnte. Doch aber erwog ich ganz reiflich, daß ich ja noch alle Wörter sprechen könnte, die ich wollte; aber nur nicht in gehöriger Ordnung, sondern nur dem Sprachgebrauch zuwider, nicht in gehöriger Reihe, vielmehr ganz verwirrt durcheinander: folglich könne es wohl nicht so sehr an meiner Zunge selbst, als an meinem Gedächtniß fehlen. Um aber auch hiervon die Probe ferner zu

sehen,

sehen, suchte ich diesen Gedanken nochmals vor mich bunt herzusagen; allein alle diese Worte konnte ich zwar deutlich vorbringen, aber doch nur unordentlich untereinander wie vorher, ohne außer dem Gedanken selbst, den ich im Sinne hatte, aus den Worten klug zu werden. Ich dachte also weiter, daß eine Aderlaße oder eine Laxanz, schleunig gebraucht, nur noch allein in der Geschwindigkeit mir helfen könnten. Die Aderlaß wählte ich.

Zu Ende dieses Schlusses kam ich in mein Haus, gab so viel mir möglich, meinen Leuten, theils durch confuse Worte, theils richtige Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser zur Aderöfnung am Fuß hereinbringen müßten. Diese verstanden endlich meinen Sinn, besonders als ich den Schnepper und Fuß zeigte und mich setzte. Da ich nun in meinen jüngern Jahren Muse gehabt hatte, mich auch auf die Medicin zu legen, nebst einigen chirurgischen Instrumenten auch eine kleine Hausapotheke zum unentgeldlichen Gebrauch meiner Leute hielte, so war dieses, daß ich mir selbst zur Ader lassen wollte, so auffallend nicht. Zufällig, da es zu anderm nöthigen Küchengebrauch da war, bekam ich ohne Aufschub warmes Wasser in einem dazu schicklichen Gefässe, setzte den Fuß ein, und ließ mich selbst recht gut am Fuß zur Ader. Mein Blut war eben nicht in Wallung; dennoch aber ließ ich wohl bis zehn Unzen, welches etwas dicke war.

Noch während dieser Aderöfnung war ich schon im Stande wieder ordentlich zu sprechen; und scherzte schon beim Zubinden der Ader mit meinem Gärtner, welcher vor Bestürzung mir nicht recht helfen konnte.

Seit dieser Zeit habe ich dergleichen Zufall nie wieder gehabt. Ich glaube also das nächste und kräftigste Mittel erwählet zu haben, welches mir diese schleunige Hülfe brachte, und gleich so munter und frisch wieder machte, als ich vor diesem Zufall gewesen war.

Die zweite Erfahrung, der Genesungsgeschichte des Jünglings ähnlich.

Vor zehn Jahren kam der Fischer M . . aus dem Dorfe W . . zu mir nach meinem Guthe B . ., welches ich damals selbst bewirthschaftete. Er entschuldigte sich, mir beschwerlich zu seyn; hoffte aber, daß ich wegen seines großen Unglücks nicht nur Mitleiden mit ihm haben, sondern auch nach meiner Einsicht ihm Rath und Hülfe ertheilen würde.

Er hätte ein Töchterchen von acht Jahren, dieses wäre ihm seit einem halben Jahre dermaßen krank, daß alle Medicin, die er nacheinander aus den nächstgelegenen Städten gehohlet, ohne die vielen Ausgaben zu scheuen, ganz und gar nicht angeschlagen hätte: vielmehr wäre dieses Kind von Zeit

zu Zeit immer schlechter geworden, dergestalt, daß es jetzo sich so gebährdete und handthierte, als wenn es ganz außer Verstande wäre; bisweilen tanzte, sprünge und singe es, zuweilen weine es betrübt und jämmerlich; und zuweilen verdrehe es die Augen, auch den Kopf dergestalt, daß das Gesicht hinten auf den Rücken hinkäme, und dergleichen widernatürliche und außerordentliche Bewegungen mache es mit andern Gliedern mehr. Zuweilen esse es mäßig, zuweilen gar viel, zuweilen gar nicht; und so wäre es auch mit dem Trinken, nachdem die Tage ohne Ordnung durcheinander kämen. Dessen Nachbaren meinten, es wäre vom bösen Geist besessen; sie hielten auch dafür, daß nur dieser durch geistliche Mittel auszutreiben wäre.

Was er davon glauben und urtheilen solle, wisse er nicht. Zwar hätte er auch dieserhalb seinen Beichtvater in C... um Rath gefraget; derselbe aber hätte ihm gesagt: daß wenn nur noch zu helfen wäre, ich dem Kinde vielleicht helfen könnte: auch da er überdem erfahren habe, daß ich meinen Guthsunterthanen in vielen kranken Zufällen gerathen hätte, und diese gesund worden; so hoffte er, daß ich auch ihm in diesem Unglück beistehen würde.

Mein Einwenden, daß es, da er doch schon so lange und so viel gebraucht, auch die Krankheit des Kindes immer zugenommen hätte, dergestalt, daß es auch schon am Verstande mangele und gar

dergleichen Verzuckungen bekäme, es wohl der beste Rath wäre, der Natur den Willen zu lassen, Geduld zu haben und sich der Vorsehung zu unterwerfen. Denn da seinem Kinde so viele, die ganz besonders dazu gesetzt wären, nicht helfen könnten, wäre auch mein Versuch wohl immer vergebens. Er weinte bitterlich und ging nach Hause.

Nach einigen Tagen traf ich dieses Fischers Beichtvater, den Herrn P. B .., in einer Gesellschaft; unter andern kamen wir auf dieses Kind des Fischers in W .., ich bat mir sein Urtheil darüber aus. Er sagte mir, wie die Verzuckungen des Kindes in aller Art, Gebährden und Handlungen so außerordentlich wären, daß, wenn man noch in den Jahren lebte, da man Besetzne glaubte und glauben müßte, dieses Kind gewiß vor eine Besetzne würde seyn gehalten worden. Er hätte den Fischer noch vor einigen Tagen besucht; es wäre ihm aber ein Grausen angekommen, diesem Kinde, welches eben in Verzuckungen gewesen, lange zuzusehen. Man könnte nur davon urtheilen, wenn man es selbst sähe.

Nach einer Woche darauf legte ich mit meiner Frau bei der Guthsherrschaft des Fischers M.. in W.. einen Besuch ab. Die Dame beklagte sich auch gegen meine Frau dieses Kindes wegen, wovon es schon im Dorfe durchgehends hieße, es wäre besessen; wünschte, daß ich dieses Töchterchen doch nur einmal sehen möchte; damit sie und

auch

auch dessen Eltern mein Urtheil darüber hören könnten. Denn vielleicht fände ich das Kind anders, als ich mir vorstelle. Ich willigte sehr gerne ein. Denen Eltern wurde also dieses hinterbracht; und da das Kind eben sich am besten befand, es auch gutes Sommerwetter war, kam die Mutter mit ihm auf dem herrschaftlichen Hofe an, und der Vater folgte nach.

Sie war ein ziemlich herangewachsenes Mädchen von ungefähr acht Jahren und sahe abwechselnd bald roth bald blas aus: vielleicht verursachte meine und anderer Gegenwart anfänglich diese Veränderung ihrer Gesichtsfarbe. Ganz genau von mir betrachtet, sahe sie mich wieder dreist an; jedoch konnte sie nicht stille stehen, obschon ihre Mutter sie bei der linken Hand hielte. Sie bewegte sich mit Händen und Füssen, nebst Kopf beständig, und zuweilen so stark, als wenn sie schien tanzen zu wollen. Ihre Sprache war flüchtig, wild und meist unverständlich; wobei sie öfters ihre Mutter ansahe, und denn wieder weiter ihre Blicke wild herumwarf. Ich nahm sie an die Hand; sprach ihr freundlich zu; fragte: ob sie denn so sehr krank wäre, und was ihr eigentlich schmerzte? Nur verwirrte, kurze, nichtsbedeutende Antwort bekam ich; und die Bewegung ihrer Glieder nahm zu. Ich wollte ihren Puls erforschen; allein da sie die Arme und Hände niemals stille halten konnte, ja nicht einmahl auf einer Stelle ruhig stehen blieb,

war es mir unmöglich, ihn genau zu beobachten; sondern ich merkte nur soviel, daß er etwas voll schlug. Endlich fing sie mit dem Kopf und Halse immer mehr zu drehen an; murmelte ganz unverständliche Worte; kam auch mit Händen und Füssen in mehrere, theils zitternde Bewegungen: daher schlossen die Eltern, daß sie nun bald ihre fürchterliche Zufälle wieder bekommen würde. Sie baten mich gar sehr, ihnen doch Rath für dieses ihr elendes Kind zu ertheilen, und mich erbarmen zu lassen, ihm zu helfen, waran sie gar nicht zweifelten, daß ich es könnte, wenn ich nur wollte. Ihre Bemühung, um Hülfe für dasselbe, wäre bisher, da sie aus den umliegenden Städten schon genug Arzeneyen empfangen und dem Kinde eingegeben, ohne das Linderung der Zufälle und der Krankheit erfolget, ohne Wirkung gewesen; vielmehr hätte es sich verschlimmert: sie könnten nun weiter nichts mehr thun, als dieses ihr elendes und verwirrtes Kind dem Schicksal und gewissen Tode überlassen.

Voll Mitleiden und Menschenliebe versprach ich, meine Sorgfalt zu Heilung desselben, nach bestem Wissen und Gewissen, anzuwenden; ich machte aber zu einer ausdrücklichen Bedingung: daß, währender Zeit ich ihm Verordnungen gäbe, die Eltern alle diese nicht nur genau befolgen, sondern auch noch überdem keine andre Mittel darneben gebrauchen müßten; sie mögten Nahmen haben wie, und von wem sie wollten. Hierauf sagte

ich ihnen, daß, da ich den folgenden Morgen früh um acht Uhr wieder durch ihr Dorf nach S.. reisen würde, wohin ich mir zur eigenen Aderöfnung einen Chirurgus von M.. bestellet hätte, sich die Mutter mit dem kranken Mädchen bereit halten mögte, mit mir dahin zu fahren, um ihr Kind zur Ader zu lassen. Sie gingen sämtlich wieder nach ihrer Wohnung; ich aber fuhr mit den Meinigen nach unserm Guthe zurück.

Des folgenden Morgens um die bestimmte Zeit traf ich auf meiner Reise nach S.. in W.. ein; nahm, nach genommener Abrede, die Mutter mit ihrem kranken Töchterchen mit in meinen Wagen dahin. Unterwegens meldete mir dieselbe: daß ihr Kind in dieser Nacht viel gelitten; es hätte sehr wild und irre geredet, viele und mit unter recht fürchterliche Verzuckungen gehabt, und große Hitze. Sie hätte Gott gebeten, es mit demselben entweder zum baldigen seeligen Ende kommen zu lassen. — Wir kamen mit unseren ziemlich ruhigen Kranken in S.. an: und da der geschickte Chirurgus D.. schon da war, war meine erste Sorge nur, dieses kranke Mädchen von ihm sogleich am Fuße zur Ader zu lassen. Welches derselbe denn auch, nachdem ich, nebst der Mutter, ihm alle Umstände der Kranken erzählet hatte, ohne Einwendung vornahm. Er hatte viele Mühe, den Fuß der Kranken, der beständig in Bewegung war, aus dem Wasser in eine solche ruhige Stellung zu bringen,

gen, daß er die Ader gehörig öffnen konnte; endlich gelang es ihm, und die Ader blutete recht gut. Das Auffallenste hierbei war aber, daß die Kranke, statt sich davor zu fürchten oder gar zu erschrecken, an dieser ihrer Aderöffnung ein Vergnügen hatte, lustig spielte und oft lachte, wenn sie dem Bluten zusahe. Ja, da die Ader verbunden wurde, kaum darin zu willigen schien. Nach der Aderlaß legten sich die vorher so häufige Bewegungen der Gliedmaßen sehr merklich. Ein paar Stunden darauf, da ich meine Geschäfte daselbst verrichtet und mich auch der Chirurgus zur Ader gelassen hatte, reiseten wir wieder, und ich setzte Mutter und Tochter in ihrem Dorfe ab und bestellte den Vater Tages darauf zu mir nach B . . .

Dieser kam schon des Morgens früh zu mir mit Vermelden: wie die Kranke gegen vorige, diese Nacht sehr ruhig gelegen und auch wieder etwas ordentlich geschlafen hätte. Er wünschte sehnlich, daß dieses continuiren mögte, und ich ihm meinen fernern guten Rath geben wollte, mit fester Versicherung, mir in allen Vorschriften mit seiner Tochter ganz genau zu folgen.

Alle vorgemeldete widernatürliche Bewegungen, Verzuckungen und Verdrehungen hielte ich für Convulsiones; und die Ursache hiervon, glaubte ich in Würmern zu finden. Ich verfuhr daher also: daß ich nach der Aderöffnung erst innerlich temperirende und nächstdem eigentliche Wurmmittel

tel mit gehörigen Abführungen aus der nächsten öffentlichen Apotheke nehmen ließ. Diese schlugen auch merklich an; jedoch wollten noch Würmer selbst nicht mit abgehen, obgleich vieler Schleim erfolgte. Es mußten also die Wurmmittel und besonders mit alla foetida noch verstärket werden. Wie nun so continuiret wurde, gingen endlich in Zeit von sechs Wochen außerordentlich häufig Spulwürmer ab. Das kranke Mädchen wurde allmählig munter und gesund aussehend; und nach zwölf Wochen genaß es völlig, sowohl am Körper als auch am Verstande.

Der herzliche Dank der rechtschaffenen Eltern war mir für meine Bemühung die allerangenehmste Vergeltung. Das Mädchen selbst ist auch nachher immer gesund und recht stark und vernünftig herangewachsen, und ein gutes gesundes Dienstmädchen geworden, wie ich sie nachher selbst öfters im Dienst gesehen habe.

4.

Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbnen R * * *.

Ich bin der Sohn eines Predigers, in einem Lande gebohren, wo die Aufklärung noch in ihrem ersten Keimen liegt, und vielleicht zu einer Pflanze

nie gedeihen wird. Mein Vater wurde mir, noch ehe ich den süssen Vaternamen aussprechen konnte, entrissen, und ich blieb unter der Pflege einer zärtlichen Mutter, die bey dem besten Willen weder Geschicklichkeit genug besaß, mir richtige Begriffe von Gott und der Welt einzupflanzen, noch nach ihrer Lage und den Umständen des Orts sie mir konnte durch andre geben lassen. Bis in mein achtes Jahr wurde ich einem Lehrer überlassen, der mir mit dem Stock in der Hand Tugend und Christenthum nachdrücklich genug einzuprägen suchte. Diese Lehrart wirkte dermaßen auf meinen Körper, daß ich noch die Folgen davon empfinde, und weil meine Mutter selbst zu besorgen begann, ich möchte in dieser Schule eher zu einem Krüppel als zu einem Ritter und vernünftigen Mann geschlagen werden, so sah sie sich genöthigt, mich aus dieser Schule, wo alles auf eine höchst empfindliche Weise versinnlicht und fühlbar gemacht wurde, wegzunehmen. Ein wohlthätiger Freund, der Rektor einer benachbarten kleinen Stadtschule, nahm mich zu sich, verschafte mir Stipendien und Tische in der Stadt, und sorgte väterlich für mich. Er unterrichtete seine Schüler im Christenthum nach einem elenden Katechismus, schlug selten einmal um sich, und sah es gern, wenn wir im bloßen Kopf im Freyen herumliefen, auf Mauern kletterten, uns packten, Soldaten spielten, auf dem Eise klannerten u. s. w., wenn wir uns nur nicht miteinander zankten, und

unsre

unsre aufgegebnen Lektionen, welche in Auswendiglernung von Sprüchen und Vokabeln oder in Uebersetzungen aus Langens Colloquien bestanden, alle Tage gelernt hatten. War dieses nicht geschehen, dann setzte es freilich Verweise, und, waren diese fruchtlos, auch Schläge. Bei dieser Lehr- und Erziehungsweise befand ich mich immer noch besser als bei der erstern. Besonders wurde mein Körper so abgehärtet, daß ich, da ich nie Frost und Hitze, Regen und Schnee und alle mögliche Strapatzen scheute, mir so wenig Kränklichkeiten dadurch zuzog, daß ich vielmehr diesen Uebungen eine unerschütterte Gesundheit verdanke. — Dieß waren denn aber auch alle Vorzüge, die ich genoß. Außer dem Katechismus, Bibel, Nepos und Phädrus kannten wir kein andres Buch, es sei denn die Geschichte der Feen, woraus ich zuweilen meiner Wohlthäterin vorlesen mußte! Von der Natur, von Gott und der Tugend kannten wir nichts, als was uns der uns nur allzuunverständliche Katechismus sagte. Doch lehrte mir meine Vernunft Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter, die ich denn auch wiewohl ganz mechanisch übte. Man konnte mich zu allem brauchen. Das Ansehen meiner Vorgesetzten war bei mir so groß, daß man mir etwas Böses hätte befehlen können, wie auch einmal der Fall war, und ich hätte es ohne es zu beraisonniren treufleißig ausgeübt. Daher machte man sich denn meine Dienstfertigkeit,

wie leicht zu erachten, zu Nutze, und ich mußte bei meinen Wohlthätern bis in meine Jünglingsjahre in der Wirthschaft mit Hand anlegen helfen, ich grub Möhrenland um, legte Erdbirnen, raufte Flachs, spaltete Holz, mit einem Wort, verrichtete alles, was zu einer Wirthschaft gehört. Hatte ich außer meinen Schulstunden meine andern Hausgeschäfte geendigt, dann war die übrige Zeit zu eigner beliebigen Disposition mir ganz überlassen. Ueberhaupt war man wegen meiner Gutwilligkeit und Gutherzigkeit sehr wohl mit mir zufrieden, und diese natürlichen Temperamentstugenden machten mich überall so beliebt, daß ich manche kleine Geschenke an Victualien und an Gelde bekam, welches letztere ich mir denn sammelte, um die nöthigen Kosten für Kleidungsstücke und Wäsche davon zu bestreiten. Bei allem dem blieb mein Geist ziemlich ungebildet, ja wurde zum Theil wohl gar verschroben. Ich hatte ein sehr weiches Herz und konnte bei der Musik eines Instruments in Thränen fast zerfließen, liebte die Natur und konnte mich an dem Kieseln eines kleinen Baches, an dem Gesange der Vögel oder an der Schönheit einer Blume ungemein ergötzen. Im Frühling mußte ich oft vor Sonnenaufgang mit den Bauern ins Holz, um den Bauern das Holz anzuweisen, das sie für den Rektor fahren mußten. Da stand ich oft auf den Höhen der Berge und verlor mich in Gedanken. Wie war mir kleinem Knaben zu

Muthe, als ich Städte und Berge unter meinen Füssen sah! Beim Aufgange der Sonne, beim Vogelgesang, beim Blöcken einer muthigen Heerde wurde ich oft bis zu Thränen gerührt, ohne mir die Ursache erklären zu können. Auch schuf sich allmählich meine Einbildungskraft, durch die Feenmährchen ohne Zweifel genährt, neue Bilder und Ideale. Diese Empfindungen machten mich sanft; ich wurde von Kindern, besonders den Mädchen des Orts, gern gesehen. Diesen sang ich ein Liedchen, so wie ich es von Mägden, in deren Gesellschaft ich öfters die Winterabende zubrachte, gelernt hatte; band ihnen Sträuschen, steckte sie an ihren Busen, küßte und neckte sie, doch in kindischer Unschuld! Auf Seiten mehrerer meiner Kameraden ging es aber nicht so unschuldig zu; wobei ich denn aber in meiner Einfalt und Unwissenheit kein Aergerniß nahm, da ich so oft Gelegenheit hatte, ähnliche wollüstige Scenen bei erwachsnen Jünglingen und Mädchen zu sehen, und also glauben mußte, es sei dieses nichts unrechtes. Einigemal gerieth meine Unschuld in Gesellschaft üppiger Mädchen in nicht geringe Gefahr. Ich trug eines Tags einer Arbeitsfrau, Magd und noch einem funfzehnjährigen Mädchen Mittagsessen aufs Feld; zur Dankbarkeit machten sie sich über mich her, legten mich auf die Erde, und waren im Begriff noch mehr zu thun, hätte ich mich nicht noch losgerissen. Ich ergriff voll Wuth einen Knittel,

und schmiß dermaßen auf sie los, daß sie die Flucht ergriffen. Sie verklagten mich bei meiner Pflegemutter, und gaben vor, sie hätten mich nur kitzeln wollen; ich bekam daher noch dazu derbe Verweise.

Einst traf ich einen jungen Menschen in dem Winkel eines Gartens an, der sich mit der Selbstverderbung befleckte; allein ich ging ganz gleichgültig vorüber, ohne, was er vornahm, zu verstehen. Indeß mochte dieß Gesicht einen Eindruck zurückgelassen haben, der mir in der Folge sehr nachtheilig wurde.

Unter solchen Umständen erreichte ich mein vierzehntes Jahr. Itzt stieg auf einmal der Gedanke in mir auf, was ferner aus mir werden sollte? „So, dacht ich, kanns unmöglich bleiben, du lernst hier nichts weiter, und sollst doch studiren!“ Ich lag meiner Mutter an, mich auf eine andre Schule zu schicken; allein ihre Umstände machten es ihr unmöglich. Zwar hatte ich Gelegenheit, Oekonomie und Kaufmannschaft zu lernen; aber es wurde mir versagt. Dieses alles machte mich nun äußerst niedergeschlagen; zumal da meine Pflegemutter anfing, mit mir unzufrieden zu werden, weil ich itzt zu viel Ehrgeitz hatte, um, wie sonst, mit dem Milchtopf ins Backhaus, mit dem Teller zum Fleischer und dem Napfe zum Kaufmann zu gehen. Ich weinte fast immer, vergaß die Gesellschaft meiner Gespielen, ging ganz allein, und wurde immer ernsthafter. Meine Lernbegierde

trieb

trieb mich an, Vokabeln fleißig zu lernen, in der Bibel und im Katechismus zu studiren. Ich fing an zu grübeln, und gerieth darüber auf manche Zweifel, die mich beunruhigten und manche Thräne kosteten. Niemand aber wieß mich zurechte, sondern man schalt mich, anstatt mir Trost einzusprechen, einen Narren.

Betrübt über mein Schicksal ging ich einst mit dem Rektor zu meiner Mutter. Unterwegs begegneten wir dem Herrn von S**, der mich noch als einen kleinen Jungen gekannt hatte. Er fragte mich nach meinem Befinden — allein ich konnte ihm vor Schluchzen nicht antworten. Er mochte diese Sprache verstehn, und redete deswegen bei Seite mit dem Rektor. Darauf empfahlen wir uns. Als wir eine Strecke Wegs gegangen waren, sagte mir der Rektor die erfreuliche Nachricht: daß der Herr von S** für mein ferneres Fortkommen sorgen und mich auf eine andre Schule bringen wolle. Froh über diese Botschaft erlangte ich wieder meine vorige Heiterkeit und wartete nun mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo ich Ordre bekommen würde, abzureisen. Sie kam. Ich verlies den Ort mit gerührtem Herzen, wo mirs in so manchem Betracht wohl gegangen war, wo ich so manches Gute, aber auch manches Böse gelernt hatte.

Ich eilte aus einem Städtchen, wo Wollust und Verschwendung einen großen Theil der Ein-

wohner arm und in äußerstes Elend versetzt hatte. Mehrere von den Mädchen, die ich als Knabe kannte, haben die Zeugen einer unerlaubten Lebensart zur Welt gebracht und leben zum Theil noch ohne Männer, und kämpfen mit Armuth und Verachtung. Sie waren nicht jene Unglückliche, die in einem Augenblick sich vergessen, und die eine allzugroße Zärtlichkeit zu einem Schritt verleitet, den sie nachher bereuen: Sie waren vielmehr Koketten, kannten nicht die sanfte, reine Liebe, die uns der Schöpfer so wohlthätig eingepflanzt hat, und überließen sich ungescheut ihren wollüstigen Begierden. Eben so dachten und handelten die mehresten Jünglinge dieser Stadt, ehmals zum Theil meine Kameraden, und sie hatten gleiches Schicksal mit jenen Mädchen.

Ich kam an den Ort an, wo ich durch die Güte des Herrn von S** mein Studiren fortzusetzen im Stande war. Kleinstädtisch von Jugend auf erzogen, kam ich hier wie in eine neue Welt, wo mir alles fremd war. Ich war so glücklich in kurzer Zeit für mich sehr vortheilhafte Bekanntschaften zu machen, auch fanden sich einige Freunde im vorzüglichern Verstande zu mir, durch deren Umgang ich noch mehr für die Wissenschaften gewonnen wurde. Ich legte mich mit dem angestrengtesten Fleiß auf das Studium der Griechen und Römer, und vergaß nicht die klassischen Werke der Deutschen im Fache der schönen Wissenschaften zu lesen.

Meine

Meine Erziehung und Liebe zur Natur machte, daß ich noch hier die Sommertage meistens unter freyem Himmel zubrachte, und einen Dichter in der Hand bald an den Ufern des Flusses, bald in den Schatten des Waldes herumirrte. Hier regten sich Gefühle, die ich zu beschreiben nicht im Stande bin. Aber eben diese empfindliche Stimmung meiner Seele war es, die mich unglücklich machte. Ich fühlte bald in mir eine Leere, die ich nicht auszufüllen wußte, ein Sehnen nach etwas, das ich nicht kannte. Ich beweinte oft in der Einsamkeit mein Schicksal, das doch äußerlich so gut war — Triebe wurden in mir rege, die ich vorher nie gekannt hatte, Begierden, die durch Träume erweckt wurden. Um diese zu stillen, ergriff ich unerfahrner, mit meiner Natur ganz unbekannter Jüngling (denn auf dieser ansehnlichen Schule machte man die Jugend mit Kenntniß der Natur, des menschlichen Körpers u. s. w. eben so wenig bekannt als in der Winkelschule, die ich in meiner Kindheit zuerst zu besuchen die Ehre hatte) gerade da ich Niemand hatte, der das Aufwachen meiner Natur bemerkt und ihm eine weise Richtung gegeben hätte, das unnatürlichste Mittel, und trieb von Zeit zu Zeit insgeheim ein Laster, das auf dieser Schule herrschend war. Es geschah nur selten, geschahe aber doch, und zwar, ohne zu wissen, daß es schädlich, daß es Sünde wäre, ohngeachtet mich bei diesem schändlichen Handwerk oft eine uner-

klärbare Angst befiel. Itzt fiel mir jener Jüngling im Garten wieder ein, und mit ihm der Gedanke, es sei vielleicht Naturbedürfniß. Man hielt mich für einen stillen, sittsamen Jüngling, und siehe! ich war doch ein Böswicht, ohne es selbst zu glauben. Ich bekam gute, praktische Religionsschriften in die Hände; meine Begriffe klärten sich auf: ich lernte einsehen, daß Religion in **Handeln** und **Thun** bestehe, ich fing an zu handeln — aber dabei trieb ich noch immer ein Laster fort, das meine Natur zerrüttete. In einer Gesellschaft hörte ich von der Abscheulichkeit eines Lasters sprechen, das ich der That, nicht aber dem Namen nach, kannte: ich ahndete etwas, und erkundigte mich deswegen, erfuhr also zu meinem Schrecken, daß es eben das Laster war, das ich trieb, und dessen gefährliche Folgen ich bald darauf aus Schriften noch mehr kennen lernte. Itzt wandte ich alle Kräfte an, dieses Laster gänzlich zu meiden, und nach vielen vergeblichen Kämpfen glückte es mir. Nachdem ich an Geist und Körper genesen war, empfand ich über meinen Sieg die unaussprechlichste Freude, sahe aber noch immer mit Schaudern in den Abgrund zurück, aus dem ich mich gerettet sahe. Angst, Schmerz und Qual sind die Freuden, womit dieß Laster seine Verehrer belohnt; ein verwundetes Gewissen, gestümpfter Verstand, siecher Körper oder gar baldiger Tod die Folgen davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

5. Ver-

5.

Verrückung aus Liebe.

Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, welche die Natur außer allen Reitzen weiblicher Schönheit mit einem guten Herzen ausgestattet hatte, war der Stolz ihrer wohlhabenden Eltern. Ihre zärtliche Liebe zu ihrer einzigen Tochter machte, daß sie sie allzusehr verzärtelten und ein eigensinniges, mürrisches, empfindsames Geschöpf an ihr erzogen. Zu keiner weiblichen Arbeit angehalten, saß sie beständig und las in Büchern, zwar in lauter guten, als Gellerts und Weißens Schriften, aber selbst diese machten sie zu einer frommen Empfindsamen, die beständig betete und sang, und darüber alle Arbeit, sich selbst und die Menschen vergaß. Sie genoß selten der freien Luft und des gesellschaftlichen Umgangs, daher wurde sie zurückhaltend und schüchtern. Starkes Getränke, als Kaffee, genoß sie täglich, und an Appetit fehlte es ihr nie, daher wurde sie groß und stark, bekam aber ein unnatürliches Phlegma. Itzt trat sie in den Zeitpunkt, wo sich neue Gefühle in ihr regten, wo ihr Herz bei dem Anblick eines Mannes stärker als vordem schlug. Die Reitze des Mädchens und ihr Vermögen lockten manchen Verehrer herbei, aber keiner gefiel ihr, und ihr mürrisches und einfältiges Betragen verscheuchte einen nach dem andern.

dern. Endlich erschien Einer, den sie zu besitzen wünschte, ein Offizier; er mochte ihr auf dem Ball, wo sie ihn kennen lernte, wohl manches Schöne gesagt haben, aber sie zu heurathen war ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen; denn er kam nie wieder zum Vorschein. Doch hatte sie sich dieses in den Kopf gesetzt, und wurde darin von ihrer Freundin bestärkt, mit der sie über den Gegenstand ihrer Liebe briefwechselte. Zwei Jahre lang hing sie diesen Gedanken nach, und ließ einen andern, den ihre Mutter für sie bestimmt hatte, eben so lange vergeblich schmachten. Er wußte sich unterdeß bei gutwilligen Mädchen schadlos zu halten, und kam nur deswegen zurück, weil ihn ihr Geld lockte. Da nun das Zudringen der Eltern, das wiederholte Anhalten des jungen Mannes und seine verstellte Liebe das Mädchen preßten, so gab sie endlich das Jawort von sich. Itzt fing sie an, ihn wirklich unbegränzt zu lieben. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn so lange unerhört gelassen. Alle ihre Nerven wurden durch die außerordentlichen Bewegungen ihres Gehirns erschüttert, überspannt, und sie unterlag der Stärke ihrer Empfindungen; denn ein ihr verursachtes Schrecken raubte ihr plötzlich allen Verstand. Mit starrem, fürchterlichen Blick saß sie da; bald brach sie in ein höhnisches Lächeln aus, bald sang und betete sie. Arzneien weigerte sie sich lange einzunehmen: einen Abend verstellte sich der Arzt in

ihren vorigen Liebhaber, besuchte sie, und brachte ihr, wie er vorgab, von seinem Bruder, einem Arzte, Medicin. Sie umarmte ihn sogleich, war außer sich vor Freuden, und — nahm ein. Itzt ging ihr vermeinter Liebhaber weg; sie nahm zärtlichen Abschied von ihm, und schlief diese Nacht recht ruhig. Als er aber des andern Tages auf ihren Ruf nicht wieder kam, wurde ihr Zustand schlimmer. — Das ihr abgedrungene Jawort scheint sie gereut, und diese schreckliche Wirkungen gehabt zu haben.

6.

Ein physiologisch-psychologisches Problem.

Ew. ꝛc. hab' ich neulich mündlich versprochen, Ihnen die Geschichte jener Frau, welche bei jeder Schwangerschaft das erste Glied ihres Fingers verloren hat, etwas umständlich zu überschreiben, wann ich zuvor in dieser Absicht noch einst diese Frau besuchet haben würde.

Die Frau, von welcher ich reden will, ist aus der Herrlichkeit Rheda gebürtig, und wohnet seit ihrer Ehe im Kirchsprengel Harsewinkel hiesigen Hochstifts als Eigenbehörige dieses Klosters Marienfeld, eine halbe Stunde von hier. Am Sonn-

abend

abend den 9ten Julii ging ich wieder zu ihr. Sie erzählte mir alles wieder so und mit den nämlichen Umständen, als sie es schon vorhin zu drei verschiedenenmalen gethan hatte.

Sie sagte, drei oder auch vier Wochen nach einem fruchtbaren (empfänglichen) Beischlaf empfinde ich einen Schuß am ersten Glied eines Fingers; dann sage ich zu meinen Mann: **nun ist es wieder ins reine,** (das ist, ich bin ganz gewiß wiederum in gesegneten Umständen) das Glied des Fingers fängt dann an zu schwären, mit unausstehlicher Hitze zu brennen, allgemach verwandelt sich das Geschwür in eine mit hellem Wasser angefüllte Blase; nachdem ich diese mit einer Nadel durchgestochen, scheint das Fleisch um den Knochen in Fäulniß überzugehen: endlich fällt der Knochen des beschädigten ersten Gliedes heraus, und alsdann ist in Zeit von vierundzwanzig Stunden der verstümmelte Finger ganz wieder zugeheilet. Das Herausfallen des Knochens folget vier oder fünf Wochen nach dem ersten Schwären des Fingers. Die Glieder sind in folgender Ordnung abgefallen. Bei der ersten Schwangerschaft fiel an der linken Hand das erste Glied des Mittelfingers — bei der zweiten das erste Glied am Zeigefinger — bei der dritten das am kleinen oder Ohrfinger — bei der vierten am Daumen — bei der fünften an der rechten Hand das erste Glied des Zeigefingers — bei

der

der sechsten am kleinen oder Ohrfinger — bei der siebenten am Daumen.

Die Frau hatte zwar die herausgefallenen Knochen aufbewahrt, und versprach mir schon voriges Jahr dieselbe zu geben; allein nach allem möglichen Durchsuchen konnte sie keinen finden, welches ich sehr bedauerte.

Ich zweifele sehr, ob sie noch ein Glied verlieren wird, denn wenn sie mir gleich ihr Alter nicht sagen konnte, so ist sie doch schon achtzehn Jahr im Ehestande, und dem Ansehen nach näher an funfzig als fünfundvierzig. Die sieben Kinder sind noch alle frisch und munter. Einmahl war ich gegenwärtig, als mein Freund die Frau befrug, wie viel Kinder sie habe? statt der Antwort hob die Frau beide Hände in die Höhe und zeigte meinem Freund, daß sie nur noch drei ganze Finger, nämlich in der rechten Hand den Ring- und Mittelfinger, in der linken Hand den Ringfinger unverletzt übrig hätte.

Minden den 13ten September 1785.

Tiemann,
Kammerrath bei der Mindeschen Kr. und D. Kammer.

Sollte

Sollte die Einbildungskraft solche erstaunliche Wirkungen hervorbringen können, daß diese Frau, weil ein und eben dasselbe sich etwa zweimal zufälliger Weise ereignete, nun die Wiederkehr eben desselben Zufalls bei dem, was sie für die Ursach davon hielt, so gewiß erwartete, daß diese Erwartung auch wirklich eintraf? Und also nun etwas als Wirkung und Ursach aufeinander zu folgen schien, oder wirklich aufeinander folgte, wovon vorher ein jedes für sich, ohne das andre, erfolgt seyn würde? Ein physiologischer Grund möchte doch hier wohl schwerlich aufzufinden seyn.

M.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Schack Fluurs Jugendgeschichte.

Zweites Stück.

Siehe des vierten Bandes zweites Stück der Erfahrungsseelenkunde.

Nach einem zweijährigen Unterrichte in der Dorfschule, worin Schack herzlich wenig gelernt hatte, nahm ihn sein Vater heraus, und fing ihn selbst zu unterrichten an, welches er auch mit einem unermüdeten Fleiß bis zu Schacks akademischen Jahren hin fortsetzte. Schack fühlte sich unbeschreiblich glücklich, daß er künftig nicht mehr in die Dorfschule gehen und unter den Bauerkindern sitzen durfte, welche ihm so weit unter seinem Stande zu seyn schienen. Es hatte ihn ausserdem vom Anfang an tief in der Seele gekränkt, daß er nicht an der großen Schultafel oben an sitzen durfte, sondern unter den ältesten Sohn des Schulmeisters gesetzt wurde; ein Umstand, wodurch sich P.. vornehmlich bei ihm verhaßt machte, und warum Schack seinen über ihn gesetz-

ten Mitschüler als einen Feind betrachtete, welcher seinem Stande und seiner Ehre im Wege stünde. Alles dieß hatte ihm die Dorfschule zu dem traurigsten Aufenthalte von der Welt gemacht, und er war daher auch der Erste, der es dem Schulmeister mit einer triumphirenden Miene verkündigte, daß er ferner nicht mehr unter seiner Zuchtruthe stehen würde, ein Glück, welches er noch an dem nehmlichen Tage in dem ganzen Dorfe mit tausend frölichen Luftsprüngen bekannt machte.

Schack wurde also von dieser Zeit an der Schüler seines guten Vaters, und gewiß konnte er keinen thätigern und fleißigern Lehrmeister bekommen als ihn. Anfangs genoß er seinen Unterricht mit zwei seiner Schwestern; bald aber widmete sich sein Vater ihm ganz allein. Es ist unglaublich, wie pünktlich und gewissenhaft der würdige Mann bei dem Erziehungsgeschäfte seines Sohns verfuhr, und wie unerschöpflich seine gute Laune dabei war. Seine Heiterkeit verlohr sich nie, wenn er Unterricht gab, sein Vortrag war äußerst angenehm und lebhaft, seine Aufmunterungen zur Aufmerksamkeit begleitete gemeiniglich ein unschuldiger wohl angebrachter Scherz, welcher zehnmal mehr als ein pädagogisches Schelten ausrichtete, und sein ganzes Benehmen während des Unterrichts flößte Zutrauen, Hochachtung und Liebe ein.

Die gute Laune des Schulmanns, pflegte er immer zu sagen, ist das vornehmste Mittel jungen

gen Leuten die Schule angenehm zu machen und ihnen die so natürliche Abneigung vor derselben zu benehmen. „Meine Kinder, sagte er oft, müssen es für keinen Sklavendienst halten, unterrichtet zu werden; sie müssen mit mir gleichsam nur Spaziergänge in den Wissenschaften zu machen glauben.“ So heiter und aufgeweckt er aber auch in allen seinen Lehrstunden war, so wenig verlohr er doch dabei sein Ansehn, welches nicht selten bei aufgeräumten Schullehrern der Fall ist. Schack wurde bisweilen durch die fröliche Laune seines Vaters gereizt, mitten in den Lehrstunden muthwillig, und ließ alsdann gern seine Lustigkeit über die gehörigen Gränzen hinausschweifen; aber ein einziger ernster Blick seines Vaters brachte ihn gleich wieder zu sich selbst zurück.

Durch ein immer aufgeräumtes, aber zugleich ernstes Wesen, war es dem guten Vater vornehmlich geglückt, seine Kinder von übeln Launen, und von dem, bei den meisten jungen Leuten gewöhnlichen Hange zum Eigensinn zu heilen, welches noch immer für ein schweres Problem in der Erziehungskunst gehalten wird. „Wenn wir Eltern und Lehrer, sagte er oft, mit unsern Kindern und Zöglingen immer auf eine gefällige Art umgehen, wenn wir unsere Launen — mags doch auch bisweilen Mühe und Ueberwindung kosten — zu ihrer jugendlichen Frölichkeit herabstimmen; wenn wir vornehmlich selbst nie ohne Noth Launen und Eigen-

sinn gegen sie an den Tag legen: so werden sie uns, selbst bei einiger Strenge, über alles lieben, werden inniges Zutrauen zu uns haben, und hierin muß gleichsam die Arzenei gegen ihren Eigensinn liegen, welcher durch harte Behandlungen eigentlich nur auf einige Zeit unterdrückt, aber gewiß nie ganz ausgerottet wird."

So feurig und lebhaft der Pastor Fluur vermöge seines Temparaments war, so selten bediente er sich doch harter körperlicher Strafen, wenn Schack Unbesonnenheiten begangen hatte. Er zeigte ihm gemeiniglich mit einigen nachdrücklichen Worten das Unanständige seiner Handlungen, und nahm sich sehr in acht, durch lange moralische Predigten ihn gegen seine jugendlichen Fehler gleichgültig zu machen, welches gemeiniglich die unglückliche Folge des langen unnützen Moralisirens über kindische Unarten zu seyn pflegt. Nur darin beging vielleicht das zärtliche Herz des guten Vaters einen kleinen Fehler, daß er, wenn er Schacks Muthwillen bisweilen ernstlich bestrafen mußte, nachher gleich wieder zu viel herablassende Güte gegen ihn blicken ließ, und ihm hinterher nicht selten ein kleines Geschenk mit Gelde zu machen pflegte.

Es ist in der That eins von den wichtigsten Problemen in der Erziehungskunst, worüber Eltern und Lehrer nicht genug nachdenken können, welcher Strafen, und auf welche Art man sich derselben

bei

bei Kindern zu ihrer moralischen Besserung bedienen müsse. Es ist bei der so großen Verschiedenheit der Gemüther, bei der verschiedenen Empfindlichkeit junger Kinder, und bei der oft durchs ganze Leben hindurch würkenden Dauer früherer Eindrücke durchaus nicht gleichgültig, womit, und wie man jene bestraft, und ich bin überzeugt, daß durch eine falsch angewandte Art der Strafen viel mehr junge Leute von Grund aus verdorben sind, als durch jenes zärtliche Nachgeben, welches Eltern so oft gegen ihre Kinder an den Tag legen. Viele Unarten der Kinder sollte man gar nicht, oder nur mit wenigen Worten bestrafen, wenn sie eine bloße Folge ihres Leichtsinns und ihrer Uebereilung sind. Weil Kinder in diesen Fällen nichts Böses gethan zu haben glauben, und weil sie selten schon richtige Begriffe über die Moralität ihrer Handlungen besitzen, die wir oft zu früh bei ihnen voraussetzen; so werden sie leicht Unrecht zu leiden glauben, wenn man sie deswegen bestraft; sie werden sich heimlich über ihre Eltern und Lehrer erboßen; ihre Liebe wird gegen sie in einen versteckten Haß verwandelt werden, und alle ihre Handlungen werden nach und nach in jene unglückliche Heuchelei ausarten, hinter welche sie sich mit einem desto größern Rechte zu verstecken suchen werden, je mehr man ihnen durch unüberlegte Strafen Unrecht gethan hat. Selbst diejenigen Strafen, die Kinder verdient haben, sollte man mit größter Vorsicht wählen, und dabei

nachdenken, ob sie auch mit dem zu bestrafenden Fehler in einem gehörigen Verhältnisse stehen. In den Augen der Eltern und Lehrer können sie vielleicht unbedeutend scheinen, können aus guten Absichten so und nicht anders gewählt seyn, und doch in dem Gemüthe junger Kinder die schrecklichsten Veränderungen hervorbringen. Vornehmlich aber hüte man sich doch ja, junge Leute durch Strafen oder auch nur durch Drohungen zur Verzweifelung zu bringen, welches oft leichter geschehen kann, als man glaubt. Die Erschütterungen, welche dadurch das Gemüth eines Kindes bekommt, können für sein ganzes Leben höchst gefährlich werden, und vielleicht auf immer dem Charakter des Kindes eine schiefe Richtung geben. Ich will aus Schacks Jugendgeschichte einen Fall anführen, welcher zwar den letztern Schaden für seinen Charakter nicht hatte; aber ihm eine der entsetzlichsten Entschließungen abzwang, wohin ein verzweiflungsvolles Gemüth gerathen kann.

Schack hatte hintereinander — er war damals ohngefähr zehn Jahr alt — einige Unarten begangen, die würklich ernstlich bestraft zu werden verdienten. Er furchte daher auch dießmal wirklich Schläge zu bekommen; aber er hatte sich geirrt. Sein Vater ließ ihn vor sich kommen, und empfing ihn mit einer äußern Ruhe, die ihn befremdete. Gleich einer Bildsäule stand jetzt Schack da, und erwartete sein Urtheil, indem er einen schüchternen Blick

nach

nach dem andern auf seinen Vater warf; im Herzen aber schon froh war, daß sein Vater nicht sehr aufgebracht zu seyn schien. Aber seine Freude dauerte nur wenige Augenblicke, denn nach einer kleinen Pause fing sein Vater also zu reden an, indem er anfangs geflissentlich seinen innern Zorn verbiß: „Ich habe mir bisher alle Mühe gegeben, Dich zu bessern; ich habe oft erstaunliche Nachsicht mit Deinen Unarten gehabt, aber Du bist von Tage zu Tage schlimmer geworden. Dein Muthwille und Ungehorsam übersteigt jetzt alle Gränzen, und ich habe mir nun ernstlich vorgenommen, Dich nicht länger in meinem Hause zu behalten.“ Bei diesen Worten überlief Schacken ein eiskalter Schauer, und er fing am ganzen Leibe zu zittern an. „Sieh hier! fuhr er fort, liegen Deine Sonntagskleider, und da steht ein Kober mit Victualien angefüllt. Diese Kleider und diesen Kober sollst Du nehmen, und gleich einem Handwerksburschen in die weite Welt hinein wandern. Wenn die Victualien verzehrt sind, so magst Du andere Leute um Brod ansprechen; aber ich werde mich nicht weiter um Dich ungerathenes Kind bekümmern. Weg aus meinen Augen!“ und hier wies er ihm die Thür. Schack war durch diese schreckliche Sentenz außer aller Fassung gebracht, die Worte erstarben ihm auf der Zunge, er hatte nicht einmahl so viel Besinnungskraft, seinen Vater um eine Milderung seines Urtheils zu bitten, und er konnte es

auch nicht wagen, da ihm sein Vater mit sichtbarem Zorn im Gesichte gradezu die Thür gewiesen hatte. Er nahm daher seine Kleider und Victualien, indem seine ganze Seele von innerm Groll gegen seinen Vater glühete, und verließ mit einem verbißnen Troß das väterliche Haus, ohne von jemand Abschied zu nehmen. Rächen willst du dich! dacht' er, seys auf welche Art es wolle. Sein Blut kochte vor Wuth. Er knirschte mit den Zähnen, stampfte grimmig zur Erde, und rannte wie ein wildes Thier davon. Aber an die Stelle seines innern Grolles trat bald eine unbeschreibliche Wehmuth. Ein heißer Thränenstrom brach ihm aus den Augen. Nun glaubt er auf einmahl der unglücklichste aller Menschen geworden zu seyn, die Bilder seiner genossenen jugendlichen Freuden stellten sich ihm der Reihe nach vor, und er glaubte, daß er nun auf ewig sie werde entbehren müssen. Besonders aber erfüllte ihn der Gedanke mit einem unendlichen Schmerz, daß er künftig sein Brod vor den Thüren anderer Leute suchen sollte. Sonst hatte er in seines Vaters Hause Brod unter die Bettler ausgetheilt; jezt sollte er selbst als ein Bettler unter den Fenstern anderer Leute singen. Er wollte auf die Landstrasse hinaus; aber seine Knieen bebten; er konnte nicht weiter kommen, so sehr drückte ihn die Last, die auf seiner Seele lag, und verkroch sich daher hinter einem Hollunderstrauch an der Kirche, durch dessen Blätter er mit tausend

Thrä-

Thränen nach seinem väterlichen Hause blickte, welches ihm jetzt wie ein fürstlicher Pallast vorkam. Nie hat er wieder in seinem Leben so etwas Schreckliches als damals hinter dem Hollunderstrauche gefühlt. Sein Herz wurde von tausend fürchterlichen Empfindungen zugleich gefoltert. Er wollte umkehren, die Kniee seines Vaters umarmen, seiner Mutter sich zu Füssen werfen; aber er befurchte hart behandelt zurück geschickt zu werden. Der wilde, zornige Blick seines Vaters schwebte ihm vor den Augen, und auf der andern Seite das gränzenlose Elend, in welches er sich versetzt sah. Schon erblickte er sich in seiner zerlumpten Bettlerkleidung, hörte hinter sich her die Dorfhunde hetzen, und sah sich als einem von aller Welt verlassenen Menschen hinter einem Zaune sterben. Seine Phantasie war durch alle diese Schreckbilder auf den höchsten Grad gespannt, und in diesen Augenblicken der unbeschreiblichsten Angst gerieth er in dasjenige wilde Gefühl der Verzweifelung, in welcher unsere Natur, vom Schmerz überladen, das erste und beste Mittel ergreift, sich davon auf immer zu befreien, — — er beschloß sich umzubringen, und die Sale sollte sein Grab werden. Mit diesen Gedanken standen auf einmahl seine Thränen still, er richtete sich mit Entschlossenheit auf, fühlte sich auf einmahl stärker als er sich je wieder in seinem Leben gefühlt hat, und ging wüthend nach der Sale zu. Rächen willst du dich, dacht' er aufs neue, und du

kannst es auf keine bessere Art thun, als wenn du in die Sale springst; wie wird denn, dacht er weiter, dein Vater um dich jammern, wenn man deinen Leichnam aus dem Wasser gezogen hat, und wie wird er den Augenblick verfluchen, da er dich mit dem vermaledeiten Kober fortschickte. Es war ihm, als ob er seinen Vater neben seiner Leiche lebhaftig stehen sähe. An die Schmerzen des Todes dacht er nicht; — sein Entschluß war einmahl muthig gefaßt, und er hätte ihn wahrscheinlich ausgeführt, wenn ihn nicht ein Bote eingeholt hätte, der ihn zu seinem Vater zurückbringen sollte, und welcher ihm zugleich die Nachricht mitbrachte, daß sich seines Vaters Zorn gelegt habe. Die Empfindungen, die Schack dabei hatte, waren ein sonderbares Gemisch von Freude, daß er nun wieder zu seinen Eltern und Geschwistern, ohne ein Bettler zu werden, zurückkehren durfte, und von versöhnter Rache, daß er nicht von sich selbst zurückgekommen, sondern von seinem Vater ausdrücklich, und wie er glaubte, mit Aengstlichkeit wieder eingeladen war.

Um Schacks ganzen Charakter im Folgenden näher kennen zu lernen, will ich voraus anmerken, daß in ihm vom Anfang seines Denkens an ein heimlicher Trieb zur Ehrbegierde lag, ohnerachtet man ihn in dessen Kindheit nicht besonders angefacht hatte. Diesen Ehrgeiz verrieth er schon bei seinen

seinen kindischen Spielen. Ueberall wollte er der Erste seyn, immer befehlen und nie gehorchen, immer anordnen und sich nicht widersprechen lassen. Er hatte die Leute ganz besonders lieb, die den Huth vor ihm abnahmen, so wie er die gar nicht ausstehen konnte, die vor ihm ohne jenes Zeichen der Ehrerbietung vorbeigingen. Wie er etwas größer geworden war, und seine ausgebreitetere Selbstthätigkeit auch seinem Ehrgefühl mehr Nahrung und Stärke gab, leuchtete dasselbe aus allen seinen Handlungen hervor, und er that eigentlich nichts gern, wo er keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Wenn er in der Kirche war, stellte er sich immer dahin, wo er von den meisten Leuten gesehen werden konnte, und strengte seine Kehle oft auf eine widernatürliche Art an, um die ganze Gemeinde zu überschreien, welches er auch täglich bei dem Abendgottesdienste that, welchen seine Mutter mit seinem übrigen Geschwister und dem Gesinde hielt. Um sich bei den unwissenden Bauern ein Ansehn zu geben, that er oft sehr gelehrt, und sprach eine halb Deutsch- und lateinische Sprache, wohinter sie eine große Geschicklichkeit suchen sollten. Seine kindische Eitelkeit verführte ihn sogar manchmal zu den lächerlichsten Grillen. Er spatzierte z. B. nicht lieber als in hohlen Kornwegen, und freute sich unendlich, wenn der Wind die hohen Kornähren auf die Seite legte, und sie ihm gleichsam ihr Compliment machten. Aus eben

jener

jener Eitelkeit wünschte er nichts mehr, als ein großer General zu werden. Stundenlang hörte er oft einem abgedankten Soldaten in seinem Dorfe zu, wenn er von den Schlachten des Königs von Preußen erzählte. Schacks Wangen glühten, er war mit seiner Seele auf dem Schlachtfelde, er ließ den Tod von Glied zu Glied durch die Armeen rasen, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn die Oestreicher oder Franzosen auch eine Bataille gewonnen haben sollten.

Ehe ich zu den Methoden komme, nach welchen ihn sein Vater zu unterrichten pflegte, will ich noch einige seiner Vorstellungsarten erwähnen, wie sich Schack in seiner Kindheit allerlei geistige und abstrakte Gegenstände zu denken pflegte. Kinder denken bei den Worten, Gott, Ewigkeit, Dauer, Zeit, Raum, Seele, Unsterblichkeit ꝛc. gemeiniglich gar nichts, weil alle diese Ideen außer ihrem sinnlichen Fassungskreise liegen; nach und nach verbinden sie irgend eine materielle Idee vermöge einer Association sinnlicher Vorstellungen damit, und mit dieser materiellen Idee behelfen sich die meisten Menschen Zeit ihres Lebens. Bei dem Worte Gott dachte sich Schack, wie die meisten Kinder, einen alten Mann mit einem langen Barte auf einem prächtigen Throne mit vielen Lichtern umgeben, so war wahrscheinlich das erste Bild beschaffen gewesen, welches Schack hierüber gesehen hatte.

Uebri-

Uebrigens hatte die Idee von Gott für ihn nicht viel Reizendes, sondern vielmehr etwas Furchtbares und Schreckliches, und es kam ihm daher immer besonders vor, daß er nach dem ersten Gebote zu gleicher Zeit Gott fürchten, lieben und vertrauen sollte. Wenn ein Gewitter kam, wurde ihm aber Gott noch fürchterlicher, und man konnte es ihm nicht ausreden, daß Gott nicht aus Zorn, sondern nach einer wohlthätigen Einrichtung der Natur dergleichen Luftbegebenheiten entstehen ließe. Desto liebenswürdiger für Schack war die Idee eines Heilandes. Er wünschte oft nichts sehnlicher, als zu den Zeiten desselben, und mit ihm in Gesellschaft gelebt zu haben. Kein Mensch kam ihm daher auch abscheulicher vor, als Judas, der ihn verrieth, und die Juden, welche ihn getödtet hatten. So oft er die Passionsgeschichte las, wurde er von einer heimlichen Wuth gegen die Juden durchdrungen, und erdachte sich allerlei Martern, die er sie würde haben ausstehen lassen, wenn er Christus oder nur damals ein Feldherr gewesen wäre. Immer verdacht' er es daher auch unserm Erlöser, daß er nicht die Legion Engel vom Himmel kommen ließ, die er gegen die Juden in seiner Gewalt zu haben behauptete. Nächst unserm Erlöser gefiel ihm in der evangelischen Geschichte der römische Hauptmann am besten, der Christum das Zeugniß eines göttlichen Menschen gab: hingegen erschien ihm Petrus in einem kleinen Lichte, so gern er ihn

auch immer in seinen Gedanken über alle Apostel hinwegzusetzen suchte, weil Jesus ihn selbst bisweilen vorgezogen hatte. Das einzige, was Schacken an dem Heilande nicht gefiel, war: daß er einmahl zu seiner Mutter gesagt hatte: Weib, ich habe mit dir nichts zu schaffen. Er meinte, so müßte ein Sohn nicht zu seiner Mutter reden.

Von der menschlichen Seele machte sich Schack lange Zeit keinen andern Begriff, als der durch das Bild im Orbispiktus veranlaßt wurde, wo die Seele als eine punktirte menschliche Schattenfigur vorgestellt wird. Er meinte, das Ding, was wir Seele nennen, sei im ganzen Körper, und konnte nicht begreifen, daß sie allein im Gehirn ihren Sitz haben solle, da man doch an allen Theilen des Leibes Gefühl hätte. Unter jener Schattenfigur stellte er sich nun auch jedes Gespenst vor, welches er für irgend eine wiedergekommene Seele hielt. Auf einmahl aber änderte sich sein Seelensystem durch eine sonderbare Erzählung seiner Mutter, und er hielt nun die Seele für eine Art Dunst, welcher sich beim Tode des Menschen in Gestalt eines Wölkchens vom Menschen absonderte und in den unendlichen Himmelsraum überginge. Die Geschichte, welche seinem System eine ganz neue Richtung gab, war folgende:

Schacks seliger Grosvater war im Anfange dieses Jahrhunderts in Wien Hofmeister bei den Kindern eines reichen Banquiers gewesen. Dieser

Mann

Mann hatte Schacks Grosvater herzlich geliebt, hatte ihn zum Vertrauten seines Herzens gemacht, und in seiner Freundschaft oft Trost gegen die Sorgen gesucht, die ihm von seinem coquetten Weibe gemacht wurden. Diese Frau hatte unter die unselige Klasse von Frauenzimmern gehört, welche ohnmöglich einem Manne treu bleiben, sondern immer mehrere Anbeter haben müssen, unter welchen sie ihr Herz theilen können. Des Herrn von Schiers Gattin, so hieß der Mann, war aber nicht bloß ein coquettes, sondern auch ein wirklich ausschweifendes Weib gewesen; sie hatte das Guth ihres Mannes verthan und an ihre wollüstigen Freunde verschwendet; hatte sich ganze Tage nicht um ihren arbeitsamen Mann bekümmert — und war nur immer allein ihren sinnlichen Vergnügungen nachgegangen. Herr von Schier war ein viel zu sanfter Mann gewesen, um der ganzen Sache durch entschlossene Widersetzung ein Ende machen zu können. Oft hatte ihn Schacks Grosvater im Stillen weinen sehen, und oft hatte er diesem mit einem Gefühl der Verzweifelung seine Leiden geklagt. Endlich hatten ihn Gram und Sorgen so sehr mitgenommen, daß er krank ward. Schacks Grosvater war seine einzige Gesellschaft auf seinem Krankenbette, und er starb auch in seinen Armen, nachdem er noch verschiedenemahl geäußert hatte, daß sein Geist noch nach dem Tode über die Ausschweifungen seines Weibes Ach und Weh schreien würde.

würde. Nach einigen Tagen geht Schacks Grosvater in einem Saale des Hauses am hellen Tage spatziren. Seine Seele beschäftiget sich eben mit seinem abgeschiedenen Freunde, und siehe! er erblickt auf einmahl ein kleines blaues Wölkchen, welches sich an der Decke des Zimmers langsam hin- und herwälzt. Er beobachtet sie einige Zeit und folgt ihr nach, wie sie sich gegen das Fenster bewegt; aber in dem Augenblicke verschwindet sie, und er vernimmt ein lautes Ach! obgleich kein Mensch in und neben dem Zimmer gewesen war, — — und was war das für ein Ding, fragte Schack seine Mutter mit einer Neugierde, die ihm im Auge glühte, als sie ihm das erstemahl diese Geschichte erzählte? — Das war die Seele, erwiederte sie, und von Stund an dachte sich Schack die menschliche Seele als ein Wölkchen, welches vom Haupte des Menschen bei seinem Tode aufflöge und von den Engeln in Himmel getragen würde.

Vielleicht bin ich zu weitläuftig gewesen, einige kindische Vorstellungsarten aus Schacks Seele mitzutheilen; allein ich glaube, daß es immer der Bemerkung werth ist, wie der menschliche Verstand sich nach und nach selbst Ideen schafft und seine Denkkraft zu äußern anfängt. So kindisch auch immer die ersten Vorstellungsarten der menschlichen Seele zu seyn pflegen, so siehet man doch immer daraus, daß sie sich schon frühzeitig an eine Kunst zu schließen gewöhnt, und ehe sie noch ihre Regeln

kennt,

kennt, gleichsam durch einen innern Denkinstinkt ihren geistigen Wirkungskreis auszudehnen sucht. Vornehmlich lernt man auch aus solchen Beobachtungen, daß die menschliche Denkkraft durch einen in alle ihre Vorstellungen verwebten Hang zum Vergleichen sich am ersten aus dem Schlummer der Kindheit erhebt, und die Seele dadurch zum Bewußtseyn ihres eigenen Daseyns gelangt. Die Begriffe von Verhältniß des Großen und Kleinen sind gleichsam die Urbegriffe der menschlichen Seele, ohne die sie sich anfangs nichts denken kann. Eine Gewohnheit, die ihr nach und nach so natürlich wird, daß sie keine deutliche Vorstellung von irgend einer Sache, selbst von abstrakten Gegenständen, haben kann, ohne sich dabei ein gewisses Maaß, eine Größe, eine Art Gränze zu denken. Wenn das Wesen der Seele ins Denken gesetzt wird, so könnte man eben sowohl sagen, daß das Wesen des Denkens, Vergleichen sey. Ein Satz, welcher offenbar dadurch aus der Erfahrung bewiesen werden kann, weil wir uns keine einzige ganz isolirte für sich bestehende Idee denken können, sondern bei unsern subtilsten Abstraktionen immer an die Analogie irgend einer ähnlichen Idee gebunden sind.

Schacks Schuljahre waren ohnstreitig die angenehmsten seines Lebens. Den Sommer hindurch gab ihm sein Vater in einer Stube Unterricht, von welcher man die vortreflichste Aussicht auf eine

weite Aue hatte. Vor ihr schlängelte sich die Saale in majestätischen Krümmungen zwischen lachenden Ufern hin, und verlor sich endlich zur Linken hinter dicken Eichenwäldern. Zur Rechten lag eine reitzende waldigte Insel, an deren einer Seite sich die Saale über einen Mühldamm rauschend hinwegstürzte, und von weiten das angenehmste Gemurmel verursachte. Ohngefähr hundert Schritt vor der Schulstube stand die neue Dorfkirche mit ihrem alten Thurme auf einer Anhöhe, und hinter ihr eröfnete sich ein paradiesisches Thal, welches von einer Menge sächsischer Dörfer, und weiter hin von einem großen Tannenwalde umkränzt wurde. In dieser Stube war es, wo der alte würdige Vater, dem die Natur das feinste Gefühl für die Schönheit ihrer Werke mitgetheilt hatte, seinen Kindern die großen Wahrheiten der Religion und Tugend einflößte, und wo sein Unterricht im Angesicht der schönen Natur täglich neue Reitze gewann. Schacks Seele ergreift jedesmahl eine unbeschreiblich süsse Wehmuth der Freude, wenn er sich auf jenes Plätzchen zurückdenkt, das sein Vater zum Unterrichte für ihn gewählt hatte. Er glaubt den reinen Aether noch einzuathmen, den er durch die offenen Fenster der Schulstube erhielt; noch hört er das ferne Geschrei der weidenden Heerden auf den seinem Schulzimmer gegenüberliegenden Wiesen, und das fröhliche Gekreisch der Bäuerinnen, welche jenseit der Saale die hohen Heu-

haufen

haufen thürmten. Noch sieht er mit innigster Freude die mit Steinkohlen beladenen Schiffe langsam die Saale hinunterfahren, und nie wird er die süssen Stunden vergessen, in welchen ihn sein guter Vater auf die liebreichste Art mit den Schönheiten der Natur bekannt machte. — O! es ist unbeschreiblich, welche wohlthätige, für das ganze Leben des Menschen wirksame Eindrücke der frühe Umgang mit der Natur in der Seele zurückläßt. Dieser Umgang eröffnet unser Herz zur Menschenliebe und Freundschaft, und giebt ihr eine Kraft und Stärke, die sie schwerlich durch eine finstere zwischen Mauren gelehrte Moral erhalten wird. Wer früh mit der schönen Natur vertraut umgehen lernt, wird die künftigen Leiden des Lebens nicht halb so sehr fühlen, als sie diejenigen fühlen müssen, welchen der Anblick der Schöpfung, dieses bezaubernde Erheiterungsmittel der Seele, keine einzige angenehme Empfindung einzuflößen vermag. Eltern und Lehrer! ich kenne keine größere Pflicht, die euch bei dem großen Erziehungsgeschäfte des Menschen obliegt, als eure Zöglinge mit den großen und kleinen Werken der Natur so frühzeitig als es geschehen kann bekannt zu machen. Was ihr darin versäumt, könnt ihr vielleicht nie wieder einhohlen. Begleitet doch ja recht oft eure Kinder auf lehrreichen Spatziergängen durch fruchtbare Felder und lachende Wiesen. Hier gebt ihnen Unterricht von den allen Menschen so anständigen Be-

griffen des Ackerbaues; hier flößt ihnen die erhabnen Wahrheiten von einer allgütigen Gottheit ein; hier zeigt ihnen auf eine anschauliche Weise, daß Alles, was Gott geschaffen, gut sey, und daß der, welcher alles so gut gemacht hat, welcher vornehmlich dem Menschen eine so schöne Welt zum Wohnplatze anwies, mit Recht unsere innigste Liebe verdiene, — und ihr werdet uns gewiß bessere Menschen, als zwischen euren finstern Wänden bilden, wo ihr so leicht eure eigene Heiterkeit verliert, und die Schule zu einem Sklavenstande eurer Kinder macht.

Schacks Schulstunden fingen Morgens um sieben Uhr mit einem kurzen Gebet an, welches für Schacks Herz bei offenen Fenstern, gegenüber die Kirche mit den um sie herstehenden Leichensteinen und den ruhig in Blumen liegenden Grabhügeln, allemahl etwas sehr Feierliches hatte. Oft stieg alsdann in seiner Seele eine stille Sehnsucht nach seinen Geschwistern auf, welche schon vor seiner Geburt aus der Welt gegangen waren; aber oft drang ihm auch mitten im Gebet ein Dolchstich durchs Herz, wenn er sichs dachte, daß er einst einmahl das Grab seines guten Vaters dort auch werde liegen sehen. Ein banger, schwermüthiger Gedanke, der vornehmlich alsdenn in ihm sehr lebhaft wurde, wenn sein Vater eine Leiche nach dem Kirchhofe begleitete.

Nach

Nach jenem Gebet wurde sogleich eine kurze Wiederholung der lectionen des vorigen Tages angestellt. Schack mußte hier unter Anführung seines Vaters eine Uebersicht über den jedesmaligen Zuwachs seiner neuen Ideen halten. Eine Methode, die gewiß sehr vernünftig war, indem sie nicht nur die Aufmerksamkeit des Schülers beförderte, sondern auch nach und nach einigen Zusammenhang in das Gebäude seiner Begriffe brachte. Fluur war sehr für ein genaues Repetiren des Gelernten; aber gar nicht für jenes unsinnige Zusammenpfropfen von Schulkenntnissen, wobei es im Kopfe selten helle wird. Nichts lag dem guten Vater mehr am Herzen, als seinem Sohne von allen ihm vorkommenden Dingen, so viel möglich, deutliche Begriffe beizubringen, und ihn ans Selbstdenken zu gewöhnen. Um hierin seinen Verstand zu üben, gab er ihm täglich einen oder mehrere körperliche Gegenstände auf, deren einzelne Merkmahle er aufsuchen, und endlich aus den wesentlichsten eine Definition des Ganzen zusammensetzen mußte. Diese logische Uebung, welche auch der Herr von Rochow unter seinen Bauerkindern zur Schärfung ihres Verstandes mit dem glücklichsten Erfolg eingeführt hat, ist von unläugbarem Nutzen, so wenig sie auch in den meisten Schulen gebraucht wird. Sie befördert den Beobachtungsgeist junger Leute, die gemeiniglich Alles nur obenhin ansehen, und lehrt sie nach und nach Selbster-

findungen anstellen, wobei das Kind nicht leicht ermüdet, eben weil es selbst zu erfinden glaubt. Diese Uebung setzte der alte Fluur bald nachher mit geometrischen Figuren fort, aus deren Construktion er seinen Schüler die Euclidischen Sätze auf die leichteste Art zu folgern lehrte. Schack bekam von seinem Vater schon im zehnten Jahre einen wöchentlichen Unterricht in der Mathematik und Astrologie, eine Wissenschaft, zu welcher Schack eine ausserordentliche Neigung verrieth, auch bald darauf den Bauern des Dorfs darin Unterricht gab.

Nach jener Wiederholung seiner Lectionen verließ Schack die Schulstube, um seinem Vater einige Zeit zu seinen übrigen litterärischen Geschäften übrig zu lassen. Um neun Uhr fing der Unterricht wieder an, und es wurde nun ein lateinischer Autor vorgenommen. Sein Vater hatte die besten lateinischen Schriftsteller mehr als einmahl durchgelesen, so wie überhaupt die Alten seine Lieblingslektüre ausmachten. „Hier finde ich Perlen und Gold, pflegt' er zu seinen gelehrten Freunden oft zu sagen, was ich in den neuern Schriften nicht, wenigstens nicht so häufig finde; die Deutlichkeit, Correktheit und Ordnung der Gedanken, die hinreißende Schönheit des Styls, die männliche Kraft zu denken, wodurch sich die Alten so sichtbar auszeichnen, und worin sie immer unsere Muster bleiben müssen, scheinen selbst den besten Deutschen Schriftstellern nicht ganz zum Theil geworden zu

seyn.

seyn.“ Man kann leicht daraus abnehmen, wie sehr es sich der gute Vater angelegen seyn ließ, seinen Sohn frühzeitig mit diesen großen Quellen menschlicher Kenntnisse bekannt zu machen. Die besten Stellen, die er während des Erklärens eines lateinischen Autors fand, wurden gleich angestrichen, und Schack mußte sie auswendig lernen, so daß er schon im zwölften Jahre eine Menge der vortreflichsten Stellen aus dem Phödrus, Cicero und Terenz auswendig herzusagen wußte.

Unter den Lateinern gefiel unserm Schack keiner so sehr als Terenz. Der Dialog des alten Comikers war seiner Einbildungskraft viel angemessener, als die trockenen Schriften des Cicero. In der That hat auch Terenz in der ganzen Art sich auszudrücken, in der Wahl seiner Bilder, in seinem natürlichen, nie überspannten, Witz, und in der Schilderung menschlicher Charaktere und Empfindungen so etwas ausserordentlich Hinreißendes und Einladendes, daß er leicht junge Leute fesselt, und in den Schulen fleißiger gelesen werden sollte.

Auf die lateinische Stunde folgte eine andere, welcher Schack die meisten brauchbaren Kenntnisse zu danken hat, und an die er immer mit dem größten Vergnügen zurückdenken wird. In dieser Stunde pflegte der alte Fluur seinem Sohne die für ihn gemachten Auszüge aus dem besten Deutschen Schriftstellern vorzulesen, welche er sich, da seine Pfarrstelle nichts weniger als einträglich war,

von seinen gelehrten Freunden zu leihen pflegte. Der fleißige Mann nutzte jedes Stündchen zu jenen Auszügen, und bei seinem Tode fanden sich einige Dutzend Bände, die mit Auszügen aus den besten Deutschen Autoren angefüllt waren. Sulzers und Bonnets Schriften über die Natur machten vornehmlich tiefe Eindrücke auf Schacks Seele, er verschlang jedes Wort darin, und wünschte nichts mehr, als dereinst einmahl so vortreflich, wie diese Männer, schreiben zu können. Er ahmte ihre Sprachausdrücke in seinen Deutschen Ausarbeitungen nach, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn sie ihm von seinem Vater, weil sie wahrscheinlich an der unrechten Stelle angebracht waren, mit rother Dinte durchstrichen wurden.

Ueberhaupt waren die Stunden, in welchen sein Vater seine Exercitien corrigirte, die peinvollesten seines Lebens. Es drang ihm durch die Seele, wenn die Geburten seines Verstandes mit rother Dinte so unbarmherzig durchstrichen wurden. Sein Herz pochte bei jedem Federstriche seines Vaters, und er knirschte oft heimlich mit den Zähnen, wenn es sein Vater, wie er glaubte, zu arg machte; unbeschreiblich war hingegen seine Freude, wenn er ein Perge! bekam. Gab es ihm sein Vater nicht, so setzte er es oft selbst unter seine Ausarbeitungen, oder schrieb die Worte darunter: ut aliquid dixisse videatur, weil er meinte, daß sein Vater nur oft aus übeler Laune corrigirt hätte.

Schack hatte von Jugend auf eine unersättliche Begierde zum Lesen, und diese seine Lesewuth, um mich so auszudrücken, fiel zuerst auf die Geschichten des alten Testaments, welche man in der That sorgfältiger vor den Händen junger Leute verwahren sollte. Es ist unausbleiblich, daß nicht dadurch mancherlei unreife und unanständige Ideen in die Seele junger Kinder gebracht werden, und daß jene Geschichten ihre Neugierde nicht auf eine gefährliche Art reitzen sollten. Ich spreche hier vornehmlich von denjenigen Histörchen des alten Testaments, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, und am liebsten von jungen Leuten gelesen werden. Schack verstand den eigentlichen Sinn der Geschichte des betrunkenen Lots, der Thamar und der Reinigungsgesetze der Juden zwar nicht; aber er war äußerst neugierig dahinter zu kommen, und es durchkreutzten seine Seele hunderterlei alberne Vorstellungen, welcher Sinn dahinter stecken möchte. Seine Eltern wagte er nicht zu fragen, weil er es für unanständig hielt; aber er verzweifelte doch nie irgend auf eine Art einmahl dahinter zu kommen. Er hatte von ohngefähr gehört, daß sein Vater in seiner Bibliothek ein ganz besonderes Buch verborgen habe, worin allerlei Misgeburten abgemahlt, und Regeln für angehende Hebammen enthalten wären. Nichts wünschte er mehr, als dieses Buch zu sehen und zu lesen, weil er darin ohnstreitig

einige Aufschlüsse über die Ehestandsgeschichtchen des alten Testaments zu finden hofte; allein alles Suchens ohnerachtet fand er das Buch nicht, hatte auch nicht Zeit genug, den ganzen Bücherschatz seines Vaters durchzuwühlen. Endlich war sein Vater einmahl verreist. Jetzt meinte Schack müßte er die Gelegenheit nutzen, um Buch für Buch zu durchblättern. Er fing bei den Duodezbänden an, und hatte bereits eine ziemliche Anzahl durchsucht, als er zu seiner unaussprechlichen Freude hinter den Büchern das längst gewünschte Buch fand. Er zitterte vor Freude und Neugierde, als er es in seinen Händen hielt, sah und hörte nicht mehr, und verkroch sich in einem Winkel der Stube, um den neugefundenen Schatz näher kennen zu lernen. Die fürchterlichen Misgeburten, die darin mit Schweins- und Elephantenrüsseln abgezeichnet waren, erschütterten ihn zwar anfangs; aber diese waren es nicht eigentlich, was er suchte. Er hatte sich nun einmahl die Vorstellung gemacht, daß darin alle Geheimnisse des Ehestandes vorkommen müßten, er irrte sich; indessen glaubte er doch durch dieses Buch mehr licht über eine Sache bekommen zu haben, wonach alle Kinder eine unersättliche Neugierde verrathen. Nachdem er die Hauptartikel des Buchs durchlaufen hatte, versteckte er das Buch wieder an seine Stelle, und beschloß es nächstens mit mehrerer Aufmerksamkeit durchzulesen. So unbedeutend der ganze Umstand in Schacks Jugend-

gendgeschichte zu seyn scheint, so wichtig wurde es in Absicht seiner Folgen, die vielleicht bei der Fortsetzung dieser Geschichte zu vielerlei psychologischen Betrachtungen Anlaß geben können, wenn anders dieser ganze Roman fortgesetzt zu werden verdient. —

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Ein Traum.

Wenn sonderbare und in Erfüllung gegangene Träume merkwürdig und des Aufzeichnens werth sind: so wird es gewiß auch der folgende seyn.

* * s, dem ich den Titel eines Rendanten geben will, hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kassengelder entwendet wurden. Der Thäter hatte sich dadurch verdächtig genug gemacht, daß er plötzlich mit seinem Raube entwichen war, ohne daß man seinen Aufenthalt hätte entdecken können.

Man denke sich die Verlegenheit, worin dieser Mann durch solchen Verlust sich gesetzt sah, da er weiter kein Vermögen hatte, als das, was ihm sein Posten einbrachte. Das Fehlende sollte nun ersetzt werden; sollte schon in weniger Zeit als einen Monath ersetzt seyn, weil er alsdann Rechnung ablegen und seine Kasse folglich richtig seyn mußte.

Zwar

Zwar hatte er Freunde, aber sie waren nicht in dem Zustande, daß sie ihm eine so ansehnliche Summe sogleich hätten vorschießen können. Er suchte alle noch so entfernte, begüterte Bekannte auf; und die Zeit der Berechnungskasse nahete bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.

Nun träumt er in der einen Nacht, als ob ihm jemand sage: er möchte in die * * Straße, in das * * Haus gehen: beides, Straße und Haus waren ihm so deutlich durch bekanntere Häuser bezeichnet, daß er nicht irren konnte. In dem Hause nun solle er zwei Treppen hinaufgehn, sich aber auf der zweite in acht nehmen, daß er nicht herunterfalle, und so würde er das nöthige Geld erhalten.

Am Morgen des folgenden Tages, da ihn dieser Traum noch ganz beschäftigt, kommt einer seiner Freunde zu ihm, dem er diese seine Traumgeschichte erzählt, und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hause in der zweiten Etage wohne; denn selbst wußte er dies nicht. Der Mann, den er da finden und der ihm Geld leihen sollte, war ihm so sehr unbekannt, daß er sich nur erinnerte, ihn ein einzigmal in einer grossen Gesellschaft gesehn zu haben; und da er von Träumen und Ahndungen nichts hielt: so fand er's nicht rathsam, deshalb zu einem ihm völlig Unbekannten hinzugehn.

Er

Er sucht also denselben Tag aufs neue Hülfe; aber vergebens. Nun am zweiten Tage nach seinem gehabten Traum, glaubt er seiner eignen Ruhe auch noch das schuldig zu seyn: zu dem Unbekannten zu gehen. Besonders ermunterte ihn der Gedanke dazu, daß er nichts weiter zu befürchten habe, als allenfalls eine abschlägige Antwort zu hören, und die hatte er schon häufig genug erhalten. Er wagt es daher, und geht in das geträumte Haus; kommt die erste Treppe glücklich hinauf, und indem er auf die zweite gehn will: so erinnert er sich der Warnung, nicht herabzufallen.

Er geht langsam und bedächtig fort, und ist nun fast hinauf, als oben das eine Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöffnet wird, und durch die schnell aufgerißne Thür sich zugleich eine kleine Gitterthür an der Treppe, die nicht befestigt war, einwärts nach der Treppe zu öffnet, so daß er durch diese ihm entgegenstossende Gitterthür leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden, oder wohl gar herabzufallen. Gleich nach der Oefnung des Zimmers kömmt jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweitrung seiner Thür, sein Heraufgehn aufgehalten und gehindert habe, und entschuldigt sich deshalb mit der Eilfertigkeit seiner Geschäfte.

* * s vermuthet, daß dies eben derselbe Mann sei, zu dem er wolle, und trägt nun, da er doppelt bestürzt ist, sein Anliegen ohne Umwege vor.

Und

Und man denke sich das Erstaunen, als * * s hört: „Warum sind Sie nicht gestern gekommen? Ich „habe eine noch größre Summe verliehen, und ich „hätte sie Ihnen gern gegeben, wenn ich es eher „gewußt hätte. Doch Sie sollen nicht ganz vergeblich Ihr Zutrauen in mich gesetzt haben. Sie „brauchen jetzt Hülfe; derjenige aber, dem ich gestern ein Kapital ausgezahlt habe, hat es grade „jetzt so nöthig nicht, und ich werde ihn zu bewegen suchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich „ihm bald das noch fehlende an der verlangten „Summe geben kann." — Dies geschah, und * * s ward durch seinen Traum aus seiner Verlegenheit gerissen.

Dieser Mann, den ich * * s nannte, lebt nicht mehr; indessen weiß ich doch nicht, ob es rathsam seyn sollte, seinen Namen zu nennen. Wenn ich ihn nennen wollte, so würden ihn tausend in Berlin als einen besonders rechtschaffnen und unverdächtigen Mann kennen. Und von ihm selbst, aus seinem Munde, hab' ich die Erzählung dieses Traums, der ihm selbst erst nach der Erfüllung desselben, aber auch so lange er lebte, merkwürdig war. *)

Seidel.

*) Der Herausgeber hat diesen Mann persönlich und genau gekannt.

M.

3.

Einzelne Bemerkungen über Träume.

Mit dem innigsten Vergnügen lege ich das erste Stück dieses 86sten Jahrgangs, worin Sie eine Revision über die drei ersten Bände anstellen, aus der Hand. Unter den vielen Wichtigen und Bemerkungswerthen dieses Aufsatzes ist mir vorzüglich das, was Sie über Träume sagen, aufgefallen; weil es mit dem übereinstimmt, was ich schon mehrmahle über diesen Gegenstand gedacht habe. Ein Traum, sei er auch noch so kurz und unbedeutend, sollte, wie mir deucht, für den Psychologen immer einer der wichtigsten Erscheinungen seyn. Ich kann freilich nicht begreifen, wie es zugeht, daß ich denke, wachend und bei völligem Bewußtseyn denke; aber noch weit weniger, wie ich träume. Man hat es an Erklärung nicht fehlen lassen (wie man denn damit gemeiniglich eben nicht sehr karg ist) aber diese sind größtentheils nichts weiter, als was die meisten Erklärungen psychologischer Erscheinungen sind — künstlich versteckte Geständnisse, daß man es nicht wisse.

Ich habe mich gewundert, in Ihrem Journal bisher so wenig über diesen Gegenstand gefunden zu haben. Einige wenige Erzählungen von prophetischen Träumen, die Sie selbst in Ihrer Revision anführen. Aber diese, wenn es wirklich

solche

solche giebt, würden, wie ich glaube, mehr in Rücksicht des prophetischen Gefühls unserer Seele wichtig seyn, als in so fern es Träume sind. Ich setze mit Vorbedacht hinzu, wenn es wirklich solche giebt. Träume, die in den Augen Unwissender und alter abergläubischer Weiber was bedeuten, werden gewiß in jeder Nacht viele tausende geträumt. Aber obgleich manche davon von Zeit zu Zeit wohl eintreffen, und sie sich daher gewiß noch lange in ihrem Rufe erhalten werden, so verdienen sie, ohne weitere Gründe, wohl eben nicht hieher gerechnet zu werden. Aber auch selbst die merkwürdigen, ungewöhnlichen sind und bleiben eben, wie Ahndungen überhaupt, immer unsicher, um so mehr, weil man selbst nicht einmahl der Erzählung dessen, der sie gehabt hat, als untrüglich glauben kann. Man weiß, wie sehr wallendes Blut und gereizte Nerven auf die Einbildungskraft wirken, und wie leicht auch den Vernünftigen eine erregte Einbildungskraft täuscht; wie leicht sie halbempfundene Dinge, ohne es zu wissen, weiter ausmahlt, und eine Idee mehrere andre verwandte erweckt, und ohne sich's bewust zu seyn, mit sich verbindet. Dazu kömmt noch, daß meistens solche merkwürdige Träume erst dann erzählt werden, wenn sie schon eingetroffen sind, oder an den sind einzutreffen, und wenn man denn den Zwischenraum der Zeit, die leichte Verwechselung der Ideen, die Täuschung unsers Gedächtnisses abrechnet, so wird manches

Merk-

Merkwürdige zum Alltäglichen herabsinken. Gewiß würde, insbesondere auf die Rechnung des letztern, viel kommen, denn diese Schwäche, mit einer lebhaften Einbildungskraft verbunden, bringt viele und mannichfaltige Wirkungen hervor. Jeder Traum, auch der, der seines Inhalts wegen nicht vorzügliche Aufmerksamkeit erregt, ist für mich äußerst merkwürdig. Selbst der Schlaf an sich schon ist es. Der Mensch wandelte einher in Thätigkeit und Kraft — und nun ist Erschlafung, Unempfindlichkeit und Unthätigkeit über ihn hergefallen. Es ist natürlich, sagt man, der Mensch ist ermüdet. Aber bin ich nun klüger? — Woher kömmt diese Ermüdung? — Von angesträngter, anhaltender Thätigkeit? — Warum ermüdet das immer thätige Herz und der übrige unablässige Mechanismus des Körpers nicht? — Eben weil es Mechanismus ist. — Was erklärt mir das? — Der Mechanismus der Uhr hört unmittelbar auf, wenn die Federkraft nachläßt. Die Federkraft der Seele erschlaft auch nie. — Und doch vergeht Wirksamkeit der Sinne im Schlafe, doch scheinen die Verbindungswerkzeuge zwischen den äußern Gliedmaßen und der Seele gelöset, scheint sie die Faden, woran sie jene bewegt, losgelassen und wenigstens auf eine Zeitlang bei Seite gelegt zu haben.

Sie hat nicht diese Faden bei Seite gelegt. — Dieser schlafende Mensch wirft sich umher, — er bewegt einen Arm — er bewegt ihn mit Heftig-

keit — er weint — er lächelt — er murmelt unverständlich — er redet deutlich! — Was ist ihm? sieht er etwas, das ihn beunruhigt? — empfindet er etwas von Außen? — Nein! er träumt. — Was ist dieser Traum? — Ist es die fortgesetzte Reihe der Gedanken, mit denen er sich vor seinem Einschlafen beschäftigte? — Selten oder nie. Es ist eine Wiederhohlung, oft Jahre lang vorher erlebter Begebenheiten, oft an demselben Tage begangner Handlungen. Vorstellung derselben Handlungen und Begebenheiten, aber an ganz verschiedenen Orten, und durch ganz verschiedene Personen. — Doch sind es oft solche, die, als wir sie erlebten und thaten, keinen starken Eindruck auf unsere Seele zu machen schienen. — Was sehr merkwürdig ist: Dinge, die uns sehr nahe angehn und heftig erschüttern, werden uns nicht leicht gleich darauf im Schlafe wieder vorkommen. — Ich habe vielfache Erfahrungen, daß ein zärtliches Weib einen Gatten, ein Sohn seinen Vater, ein Liebhaber seine Geliebte verloren; — plötzlich ausgebrochne Feuersbrünste Habe und Gut verzehrt, empfindliche Beschimpfungen, Ehre und guten Nahmen gekränkt haben u. s. w. — Der Schlaf der ersten darauf folgenden Nacht, war freilich nicht der sanfteste; tausend Träume jagten einander, aber keiner war die Vorstellung des so eben erlebten. Diese erfolgte erst, nachdem sich der Sturm der Seele etwas gelegt hatte.

Oft aber ist der Traum etwas ganz anderes. Die seltsamste Zusammensetzung grotesker Ideen. Die bundschattigsten Bilder tanzen untereinander umher; und der Traum des vernünftigsten Mannes gleicht dem Wahnwitze. — Wieder andere träumen die zusammenhängendsten Geschichten, aber nicht solche, die sie wirklich erlebt haben, sondern neue, die die Seele in dem Augenblicke erst zu erfinden scheint. Wir sehn im Traume unsere Wünsche erfüllt; wir fühlen die ängstlichste Besorgniß, vor einem zu erwartenden Uebel; wir fühlen die lebhafteste Freude, gerathen in die unangenehmste Verlegenheit; empfinden Zorn und Schmerz. Merkwürdig scheint es, daß sich sehr oft dunkele Gefühle des gegenwärtigen körperlichen Unvermögens in unsere Träume mischen; z. B. ein nothwendiges Geschäft ruft uns ab, und wir können mit unsern Anzuge nicht fertig werden; — oder wir gerathen in Streit, selbst in Schlägerei, aber wir fühlen mit Unwillen, daß unsere Arme keine Kraft und unsere Schläge also von der Luft aufgefangen werden und gar keinen Nachdruck haben. —

Dieß Unvermögen merken wir nicht in Dingen, die unsern Geist betreffen. — Der Furchtsame hält hier vor großen Versammlungen Reden voll Feuer und Leben; wir reden fremde Sprachen, die wir kaum lesen können, und wachend nur zu reden wünschen, mit großer Fertigkeit; — wir halten lange zusammenhängende Gespräche, deren Inhalt

wir uns freilich deutlicher bewuſt sind, als den Inhalt des eben vorher angeführten; sind in wichtigen Aemtern, unter schweren Geschäften und verwalten sie mit Ruhm und Ehre.

Im Traume versetzen wir uns ganz aus unserer Lage, vergessen unsere Verhältnisse. Wir erdenken Begebenheiten, die schlechterdings mit unsern wirklichen Zustande gar keine Verbindung, wenigstens in so fern man es bemerken kann, haben, und wovon uns nie vorher ein Gedanke in den Sinn gekommen ist.

Alles dieses ist unendlich verschieden nach der Beschaffenheit unseres Körpers und unsers Gesundheitszustandes, und wenn wir völlig gesund sind, träumen wir gar nicht, und wenn wir recht lebhaft und viel geträumt haben, sind wir beim Erwachen müde und entkräftet.

Wie viel Unerklärliches, wie viel Widersprechendes findet sich nicht in allen diesen? —

Doch ich begnüge mich, diesen wenigen hingeworfenen Bemerkungen einen Traum anzuhängen, der mir immer einiger Aufmerksamkeit werth scheint. Er ist mir von einem meiner Freunde erzählt; ich kenne die äußere Umstände genau, und kann für die Zuverläßigkeit einstehn.

Eine weitläuftige Verwandtin von ihm, eine verheirathete Frau, ohngefähr vierzig Jahr alt, in deren Haus er nur selten und nicht ohne besondere Veranlassung kömmt, erzählt ihm eines Tages folgenden

genden Traum gehabt zu haben: O** (mein Freund) kömmt zu ihr, in ihr Haus, in die Wohnstube, wo sie sich allein befindet, und thut ihr einen bescheidenen, aber offenherzigen Heirathsantrag. Sie geräth anfangs darüber in Verlegenheit, ohne ihn jedoch abzuweisen, äußert sie Bedenklichkeiten und macht ihm Einwürfe, die die Absicht seiner Anwerbung betreffen; — er sucht diese auf eine anständige Weise aus dem Wege zu räumen und zu widerlegen, und hierdurch entsteht eine lange Unterredung, deren sie sich von Wort zu Wort erinnert. Sie läuft darauf hinaus, daß sie sich endlich entschließt, zwar immer noch mit einer gewissen Aengstlichkeit, ihm das Jawort zu geben. Er beschenkt sie darauf mit einem Ringe, und sie, um ein Gleiches zu thun, geht in ihr Kabinet, wo sich ihr Geschmeide befindet. Indem sie hier nach einem Ringe sucht, denkt sie der Sache von neuen wieder nach, und indem sie das Unschickliche dieser Verbindung (er ist etwa fünfundzwanzig Jahr alt) recht lebhaft empfindet, wünscht sie ihr gegebenes Wort wieder zurücknehmen zu können. Doch fürchtet sie auf der andern Seite wieder, er möge sich dadurch beleidigt finden, und auch das will sie nicht gern. Nachdem sie so eine Zeitlang mit sich selbst gekämpft hat, und ihre Unruhe immer größer geworden ist, entschließt sie sich endlich, noch einmahl zurückzugehn, und ihn auf den Unterschied ihres Alters und die Unannehmlichkeiten, die in der Folge daraus entstehen könn-

ten, aufmerksam zu machen; auf den Fall aber, daß er diesen Vorstellungen nicht Gehör geben sollte, nimmt sie einen Ring mit zurück. Inzwischen läßt er es doch zu dieser Extremität nicht kommen, er findet ihre Vorstellungen vernünftig, und sie werden am Ende dahin eins, daß sie immer seine Freundin bleibe, ihm gern mit Rath und That, wo sie könnte, beistehen wolle, aber übrigens wollten sie in dem Verhältnisse gegen einander bleiben, in welchem sie sich jetzt befänden. Und so scheiden sie friedlich auseinander. Natürlich waren ihr, bei der ganzen Verhandlung, ihr Mann und ihre Kinder, die sie beide gewiß sehr liebt, und die am Leben und gesund sind, gar nicht eingefallen. Sie war auch nicht in ihrer Vorstellung etwa Wittwe, sondern in allem Betracht frei und ledig. Auf der andern Seite ist O** gar nicht in dem Zustande, daß ihm einfallen könnte, zu heirathen; nochmehr, er hat mehrmal geäußert, daß er durch gegründete Ursachen bewogen, bis jetzt den Entschluß habe, niemals zu heirathen. Er hatte sie in seinem Leben nicht unter vier Augen gesprochen, geschweige ihr etwas gesagt, was nur auf die entfernteste Weise Beziehung dahin haben könnte. Einen Umstand muß ich doch auch anführen: Es hatte um diese Zeit ein junger Mann ein sehr reiches Mädchen geheirathet, und dadurch ein, von vielen beneidetes, Glück gemacht. Dieß hatte an diesem Orte Gelegenheit zu vielen Unterhaltungen gegeben, woran

auch

auch sie häufig Theil genommen haben mochte. Doch erinnert sich O** nicht, mit ihr davon gesprochen zu haben. Ich gebe dem Beurtheiler anheim, ob dieser Umstand einiges Licht über den vorstehenden Traum werfen kann.

K. D. Voß.

4.

Fortsetzung der Folge meines Lebens.

Speier vom 17ten März 1786.

Ich muste nun auch bald in die Schule gehen; ich lernte lesen und schreiben, und nicht lange, so fing ich schon an, Latein zu lernen, Nomina zu deklinirn und Verba zu conjugiren, u. s. f.

Als wir dann so mit einander in die Schule gingen, Du schon weiter warst, als ich, und mir so halfst, daß ich auch voran kommen soll; dann, wenn wir unsere Studirzeit geendigt hatten, so vergnügt miteinander spielten, oder sonst uns lustig machten und ergötzten; da waren's Sonnen-Freudetage, da waren wir Brüderfreunde!

Von diesem Zeitraume will ich einige Fälle erzählen, deren ich mich erinnern kann, und beleuchtende Züge für meinen Seelenzustand sind. Sie ereigneten sich in meinem siebenten und achten Jahre.

Es waren ohngefähr unser zehn, die auf dem Dorfe, da wir wohnten, in der Schule die lateinische Sprache lernen wollten. Der Schulmeister wußte nicht das Wesentliche von dem Ausserwesentlichen, das Nutzbare von dem Unnutzbaren, ja selbst nicht von dem Schädlichen zu unterscheiden. Die ganze Lehrmethode war mechanisch, und er gab sich wenig Mühe, seinen Unterricht gründlich zu machen, oder dem Kinde in den gehörten und gelernten Sachen Gründlichkeit zu verschaffen; in Strafen kannte er keinen Zweck, folglich auch keine Maaß, sie waren also, wie die Aufgaben, mehrentheils unangemessen.

Einmal machten wir einen oder den andern Fehler in die Aufgabe, Du wirst Dich dieses Falles noch erinnern können? lieber Bruder! es wandelte den guten Schulmeister die Lust zu strafen an; die, wie es schien, ihm sein einziges Mittel war, ihn einer bösen Laune zu entreißen, und die selbstgemachte, leere Kapritzen erzeugende Grillen zu vertreiben. Einige hatten einen Fehler, andere mehrere; einige hatten strafbarere, andere nicht so strafbare Fehler gemacht; einige waren fähiger, andere nicht so fähig; einige waren schon längere Zeit Schüler, andere nur erst Angänger. — Doch dieses zu betrachten, wäre ihm zu umständlich gewesen, und es war über seinen gewöhnlichen Gesichtspunkt. Alle mußten sich zur Ruthe bereit halten, und nun ging's an; die Ruthe stieg von der

älteren

älteren Haut auf die jüngere, und ich hatte das Vergnügen allen zuzusehen. Nun kam die Reihe auch an mich; aber ich hielt das Verfahren des Lehrers für unangemessen, zweckwidrig und unvernünftig; folglich für ungerecht. Nein, dieß thue ich nicht, Herr Schulmeister, sagte ich, die Strafe ist zu streng. Der Schulmeister, der von mir, als der ich immer einer der stillsten und folgsamsten war, diese Widersetzung nicht vermuthete, stutzte und sprach: Wie? nachdem alle andere geduldig ihre Strafe litten, so willst Du Dich widersetzen? Nur nicht lange gezaudert und gleich her. Ich war aber gleich gefaßt, und packte ganz gelassen meine Bücher zusammen; ging ohne ein Wort zu reden, ohne eine zornige oder saure oder lächerliche Mine zu machen, ganz stille zur Thüre hinaus. Doch machte dieses Verfahren des Schulmeisters solchen Eindruck auf mich, daß es mir, verbunden mit den Verweisen meiner Eltern, die freilich entweder nur anscheinend, aber doch nicht von vieler Bedeutung waren, die Lust beim Mittagessen benahm. Das Bewußtseyn und die Ueberzeugung hingegen von der Ungerechtigkeit des Schulmeisters und die daraus fließende Rechtfertigung meiner That gewährten mir wiederum die reinste Zufriedenheit.

Der Nachmittag war schulfrei; am Abend schon kam der Herr Schulmeister, versprach mich nicht zu strafen, ich soll nur wieder in die Schule

kommen. Schwer hielt es, mich auch durch dieses Versprechen zu bewegen, den Unterricht eines solchen Mannes anzuhören, und unter seinen Befehlen zu stehen. Doch er hielt wirklich sein Versprechen; denn er sahe meine Empfindlichkeit, ohne Eigensinn, Ungeduld, Zorn oder eine andere Leidenschaft begleitet; und vielleicht brachte ihn dieser Vorfall auch zur Kenntniß seiner unvernünftigen Behandlungen; mich wenigstens schonte er immer in einer minder wichtigen Sache.

Du wirst Dich noch wohl, mein lieber! an das erinnern können, was ich eben erzählte. Doch darf ich hier eines Umstandes nicht vergessen, der den größten Theil meines thätigen Lebens von dessen Anbeginn mit der Note seines Gepräges bezeichnete, folglich auch an dem erzählten Vorfalle seinen Antheil hatte.

Kinder haben das stärkste Gefühl von Unrecht. Du wirst selbst schon von dieser Wahrheit überzeugt seyn, wenn Du Dich in die Gefühle Deiner Kindheit zurückdenkst, die sogleich durch den unbedeutendsten, misfälligen Ton, durch jede Behandlung oder einen anderweitigen Anlaß, der eben nicht zu rechter Zeit, und just, da das Köpfchen nicht gut gestellt war, kam, gereizt würden; da wird manches als Unrecht, als Beleidigung angeklagt, das freilich dieses nicht, sondern vielmehr das Gegentheil war, und nur nicht dem Eigensinne des kleinen Stutzköpfchen schmeichelte; den Augen-

genblick sieht man das Mäulchen hängen, den andern schon wieder lachen; wie ein günstiger Umstand die trotzende Mine wieder aufheiterte, oder das beleidigte Köpfchen befriedigt ist.

In Hinsicht auf diese kindische Eigenheit hatte ich doch noch was Individuelles: Du weist, lieber Bruder, unsre Mutter hatte auch die Gewohnheit, ein Vergnügen darin zu suchen, wenn sie selbst Mitleiden in dem Gefühle eines Unrechts mit sich haben konnte; und dieses zu haben, schuf sie sich Unrecht, wo keines war, und machte unschuldige, gute, scherzende Handlungen zu boshaften Beleidigungen, die man nur verübte, um sie zu betrüben und zu schikaniren; einen Funken betrachtete sie schon als eine allgemeine verheerende Feuersbrunst; und Klage übers Unrechtleiden, mörderische Vorwürfe, die bittersten Thränengüsse und herzbeklemmendes Schluchzen waren ihr so süsse, daß sie dann nur glücklich zu seyn schien.

Versunken in den wesentvollsten Strom ihrer Empfindung fühlte sie die beruhigendeste Selbstzufriedenheit. Nur solche Empfindungen, begleitet mit den heftigsten Ausbrüchen von Thränen, verzehrten ihren Kummer; nur diese versüßten ihre Leiden; nur diese entladeten ihr Herz von seiner Bürde; Leiden war der Trost ihrer Leiden. Aber, nicht nur das Unrechtleiden war der Vorwurf dieser Leidenschaft, sondern auch jeder Anschein von Unglück, den sie gleich zur Ruin ihres Hauses in

ihrer Einbildung schuf. So klagte sie unaufhörlich über Schicksal, Noth, Dürftigkeit; redete immer von Umsturz ihres Hauses, von tödtenden Kummer, von Verzweiflung; wo sie freilich zuweilen nicht ganz Unrecht hatte, aber doch Gegenwart und Zukunft im schwärzesten Gemälde betrachtete. Wie viele Zeit brachte ich vergebens zu, wie viele Vorstellungen, wie viele Bitten waren fruchtlos, ihr die Sache in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, sie von dem Ungrunde ihrer Klage zu überzeugen, sie zurechte zu weisen? Sich dem Schmerzgefühle überlassend antwortete sie mir nur mit denen Worten: „Wie? Du verschwörst Dich auch gegen mich, gegen Deine Mutter? mich zu martern, mich zu tödten? Geh' hin zu meinen Feinden, und laß mich, laß mich sterben.“ Von seiner ganzen geäußerten Macht dahingerissen, war sie gegen alles Resonnement gefühllos und mistrauisch.

Und gewiß eben dies auszeichnende karakteristische Merkmal der Mutter pflanzte sich auf mich und auf uns alle, mehr oder weniger, fort; auf Dich am wenigsten; bei Dir waren noch nicht Gründe und Anläße genug da, daß sich diese eben so unglückliche als schrankenlose Leidenschaft dazumal in eben der Stärke, als nachher, äußern sollte; das leichtsinnige Deines Karakters vermehrte noch die Schwierigkeit, dieselbe Leidenschaft bei Dir zu werden. Du weist doch, daß ich und

alle

alle unsre übrigen Geschwister außerordentlich geneigt zu klagen und zum Thränenvergießen bei der geringsten, unbedeutendsten Vorstellung waren, daß wir, oder die Eltern, oder sonst ein guter, unschuldiger Mensch unrecht leide. Ich weiß, wie beruhigend für mich war dieses Gefühl, und wie erquickend eine Thräne. Und um Ueberzeugung zu haben, denn oft war ich offenbar selbst auch Ursache des Unrechts, suchte ich alle mögliche Gründe auf, für die Wahrheit meiner Empfindung, und um die entgegengesetzte Gründe zu verdunkeln, zu entnerven. Eben dies thut auch unsre Mutter.

Jemehr ich an Belesenheit, Kenntniß und eigener Verstandseinsicht zunahm, destomehr sah ich das Lächerliche dieser Gewohnheit ein; suchte sie auszurotten, und vermogt' es nicht. Aber, mich ganz gegen Unrecht unempfindlich zu machen, hielt ich auch pflichtwidrig; und nun, wenn ich Unrecht zu leiden glaube, so erwäge ich die Gründe für und wider auf das genaueste, und schlage mich nachher gerne zum Uebergewicht; und wenn dieses auf meine Seite fällt, so habe ich Wochenlang zu arbeiten, bis die Betrübniß, die Selbstlast und der stille Kummer, die mein Herz und alle meine Sinnen bis zur Betäubung, zu dem schmerzhaftesten Gefühle dahinreißen, aus meiner Brust entweichen. Aber der Gedanke der Beleidigung wird nie aus meinem Andenken verlöschen; und mein Gemüth wird sich nicht ehe wieder der vollen Heiterkeit, und

mein Gesicht des muntern lächelnden Wesens freuen dürfen, ohne zuvor sich auch der Befriedigung für das gereizte Gefühl mit freuen zu können; die zuweilen allein nur in des andern Bewußtseyn, mich beleidigt zu haben, bestehen kann; aber oft auch in der Versicherung vorkommenden Beleidigungen.

Dies Gefühl des Unrechtleidens steht in dem sonderbar auffallendsten Kontrast mit dem, eines widrigen Schicksals, oder, wie man's nennt, eines Unglücks; dann wahrhaft, kein Vorwurf kann mir gleichgültiger, meinen traurig tiefsinnigen Besorgnissen minder interessant seyn, als eine Versetzung in ein übleres Verhältniß; so lange noch der eiserne Zepter, der verfolgende giftige Dolch nur Verschlimmerung, Vergiftung äußerer glänzenden Verhältnisse zum Ziele haben, noch nicht die Seele angreifen, noch nicht Verachtung, Verunehrung, Beleidigung mit sich führen, dem Herzen noch nicht das Unschuldsgefühl und die Ueberzeugung der Unverdientheit, seine Freunde, rauben.

Soll ich nun sagen, ob das bei mir so prädominirende Unrechtsgefühl wirklich etwas Gutes oder nicht Gutes für den Menschen sei: Ich glaube doch mit gegründeterem Rechte im allgemeinen sagen zu dürfen, daß es kein Unglück für einen Menschen sei. — Ein Herz, das gefühllos und gleichgültig gegen jede Sottise ist, die ihm gemacht wird, ist ein Abscheu. Empfänglich für jeden Reiz des Guten und Bösen, der Billigkeit und Unbilligkeit, soll

es

es freilich nicht Laune, nicht Eigensinn seyn, sondern begleitet von den Regeln der Klugheit und Weisheit; begleitet von den Grundsätzen einer richtigen Imputation; begleitet von einer allseitigen Sach- und Menschenkenntniß; begränzt von Vernunft und Männlichkeit soll es seyn, dieses Gefühl. Aber wer Aufklärung seiner Selbst, Rechtschaffenheit und Selbstzufriedenheit lieb hat, der lasse es in sein Herz strömen, und fühle. Unglück ist dieses Gefühl, wenn es ohne jene freundschaftliche Begleiter, ohne jene Schranken fortwallt; und den begonnenen Paraxismus so forttraben läßt; wenigstens der Selbstruhe und dem behaglichen Zustand des Körpers nachtheilig.

J. L. A. Schl**.

5.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

Das Verbum seyn.

Dieß in seiner Art einzige Verbum, welches allen übrigen erst seine Natur und Wesen mittheilen muß, wenn sie wirkliche Verba werden sollen, und welches den höchsten und letzten aller unsrer Begriffe ausdrückt, hat in allen uns bekannten Sprachen eine unregelmäßige Abwechselung; die Vergan-

gen-

genheit wird mit einem ganz andern Worte, als die Gegenwart, und die erste Person der gegenwärtigen Zeit wiederum mit einem andern Worte, als die zweite oder dritte Person, u. s. w. bezeichnet.

Das Wort bin im Deutschen, wodurch wir unser eigentliches Selbstgefühl, unsre Ichheit bezeichnen, hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit seyn, wodurch wir nicht sowohl das wirkliche seyn, als vielmehr die bloße Idee des Seyns, flach und allgemein benennen.

Eben so ist auch bin von ist unterschieden, worunter wir uns das Daseyn eines dritten Wesens denken, das wir nicht wie uns selber, oder wie eine Person, zu der wir reden, wirklich anschauend erkennen, sondern es uns nur in unsrem Ideenkreise vorstellen.

bin und bist bezeichnet das unwillkürlich empfindsame, oder anschaulich erkannte Daseyn, ist hingegen das durch Anstrengung der Denkkraft erkannte Daseyn eines Wesens.

Ich kann daher nie sagen: ich ist, weil ich mein eigenes Daseyn nicht anders als unwillkürlich empfinden und anschaulich erkennen kann — eben so wenig kann ich sagen: das ist, weil ich von einer Person, die ich anrede, auch unmöglich eine andre, als eine anschauende Erkenntniß haben kann.

Woher nun aber der erstaunliche Unterschied zwischen bin, ist, war, gewesen und seyn, da

alle

alle diese ganz voneinander verschiednen Wörter doch im Grunde nur Modifikationen eines und eben desselben Begriffes ausdrücken?

Vielleicht ist dieß gerade der einzige Begriff, dessen Modifikationen zugleich sein Wesen ändern. —

Das vergangne seyn z. B. ist eben so wesentlich von dem gegenwärtigen seyn verschieden, als die Vergangenheit selbst von der Gegenwart verschieden ist; was Wunder also, daß man diese, im Grunde ganz voneinander verschiedne Begriffe, auch durch ganz verschiedne Wörter zu bezeichnen suchte?

Um die anschauende Erkenntniß von dem Daseyn eines Dinges zu bezeichnen, bedient sich die Deutsche Sprache des zirkumskribirenden, oder ein Ding auf sich selbst einschränkenden b

ich bin — du bist.

Woher dieß b grade bei der ersten und zweiten Person, das nachher nie wieder vorkommt? — Die Silbe be vor ein Verbum gesetzt, bedeutet, daß sich die Handlung, welche durch das Verbum bezeichnet wird, gleichsam um etwas rund herum erstrecken soll — als von schneiden, beschneiden, von sehen, besehen, von leuchten, beleuchten. — Man sieht hieraus, daß es als Wurzellaut sehr gut gebraucht werden könne, um die isolirte, durch sich selbst umschränkte, und aus der Masse der übrigen Dinge herausgehobne Persönlichkeit, oder Selbstgefühl zu bezeichnen, welches wir durch

den zweiten Wurzellaut n in bin gleichsam in uns hineinziehen, statt, daß wir es durch das st in bist gleichsam aus uns herausstoßen. —

Die zweite Person bist ist auf die Weise aus der ersten und dritten Person zusammengesetzt — das b von der ersten Person bedeutet die anschauende Erkenntniß, welche wir von einem Wesen außer uns haben, das vor uns da steht; und das st bezeichnet die Anstrengung unsrer Denkkraft, wodurch wir uns dasselbe demungeachtet, als außer uns vorstellen — also ist:

bin	bist
in uns hineingedachtes Selbstgefühl	aus uns herausgedachtes Selbstgefühl

ist
eine objektivische
Erkenntniß.

Bei ist fällt das zirkumskribirende persönlichmachende, aus dem Zusammenhange der Dinge herausschneidende b ganz weg — weil wir vermöge desselben das Daseyn der Dinge in ihrem Zusammenhange, oder die Wahrheit erkennen sollen — es bezeichnet die außer sich wirkende, sich selbst vergessende angestrengte Denkkraft in ihrer Selbstthätigkeit.

Wenn wir nun erwägen, was für eine erstaunliche Verschiedenheit zwischen unsrem Selbstgefühl,

fühl, oder dem Gefühl unsres eignen Daseyn, und unsrer Vorstellung von dem Daseyn fremder Wesen außer uns, ist; dürfen wir uns dann noch wohl wundern, daß die Sprache diese so sehr voneinander verschiednen Begriffe, auch durch ganz verschiedne Wörter bezeichnet hat?

In der Mehrheit verliert sich dieser festbestimmte Unterschied, und verschwimmt sich gleichsam in dem Begriffe der Mehrheit. Indem ich mein Daseyn mit dem Daseyn andrer mir ähnlicher Wesen zugleich denke, und mein und ihr Daseyn gleichsam miteinander vermische; so muß sich mein bestimmtes Selbstgefühl zu der bloßen allgemeinen Idee des Seyns herabstimmen, so daß die Vorstellung von meinem eignen Seyn, mit der Vorstellung von dem Seyn der Personen außer mir, einstimmig wird; denn ohne diese Einstimmung würde ich nicht wir sagen können.

Ich bin — wir sind

sind also wirklich wesentlich voneinander verschiedne Begriffe, wovon der letztre die bloße Idee des Seyns nur mit einem schwachen schwankenden Urtheile ausdrückt, welches durch das hinangefügte d ausgedrückt wird. Das Urtheil von der Mehrheit muß aber nothwendig schwächer und schwankender seyn, als das von der Einheit, weil es das voneinander verschiedne unter einen Gesichtspunkt zusammenfaßt, und also von jedem einzelnen desto

unbestimmtere Begriffe geben muß, von je mehreren es zu gleicher Zeit einen Begriff geben will.

In dem Begriffe von der Mehrheit verlieren sich die deutlichen Unterschiede. Dieß kann vermöge der Natur der Sache nicht wohl anders seyn: denn um uns die Mehrheit zu denken, muß die Unterscheidung der Vergleichung weichen. — Die zu bestimmten Unterschiede müssen verschwinden, wenn mehrere Sachen unter einen Geschichtspunkt gebracht werden sollen — es muß nur noch gerade so viel Unterschied übrig bleiben, als nöthig ist, um die Dinge außereinander zu halten, und sie zählbar zu machen.

Darum fallen auch gemeinlich in der Sprache in der mehrern Zahl die Unterschiede weg, welche in der einfachen Zahl ausgedrückt werden. So verliert sich zum Beispiele der Unterschied des Geschlechts von dem Artikel der, die, das, im Plural in das am schwächsten bezeichnende die; — und es ist sehr merkwürdig, daß in der Deutschen Sprache die Mehrheit fast immer, wie das weibliche Geschlecht bezeichnet wird, als:

M.	F.	N.
der	die	das
	Plur.	
die	die	die

M.	F.	N.
er	sie	es

Plur.

Plur.		
sie	sie	e
M.	F.	N.
sein	ihr	sein
Plur.		
ihr	ihr	ihr.

Das weibliche Geschlecht wird schwächer mit weniger Nachdruck als das männliche bezeichnet — das männliche stärker und rauher klingende r fällt weg; das männliche Kraft und Thätigkeit ausdrückende der schmilzt in das sanfte leiden und Nachgeben bezeichnende die hin. —

Indem man nun die Mehrheit bezeichnen wollte, so mußte man nothwendig den schwächsten Ausdruck des Einzelnen wählen; denn das Einzelne soll gleichsam in der Vorstellung verschwinden, um dem Begriffe der Mehrheit Platz zu machen.

Daher sind auch wahrscheinlich alle abgezogne Begriffe, die sich in heit, keit, ung, u. s. w. endigen, Feminina: denn sie sind, so wie die Mehrheit, das Resultat von Einzelnheiten, die gleichsam im Schatten gestellt, nur schwach bezeichnet, und fast vergessen werden sollen, um dem Resultat, das aus ihnen erwächst, Platz zu machen. —

Die abstrakten Begriffe gränzen selbst schon sehr nahe an den Plural, und haben daher größtentheils keinen Plural; ich kann nicht sagen: die Gerechtigkeiten, die Güten — denn Gerechtig-

keit, Güte, sind selbst schon etwas Zusammengenommenes, aus Einzelnheiten erwachsnes, und der Artikel die, welcher vor denselben steht, kann fast eben so gut wie ein Zeichen des Plurals, als wie ein Zeichen des Femininums betrachtet werden.

Von dem Plural zu dem abstrakten Begriffe ist nur ein unmerklicher Uebergang.

Die Menschen sind sterblich, und
der Mensch (das Abstraktum) ist sterblich

sagt fast einerlei — und wenn der Artikel die im Plural nicht statt des Pronomens steht, als die Menschen, welche u. s. w., so umfaßt er ja alle Dinge einer Art, und macht daher die Mehrheit selbst zu einem abstrakten Begriffe.

Ich kehre nach dieser Ausschweifung zu dem Plural von ich bin zurück, wo sich also nach eben dem Gesetz des Denkens die bestimmten Unterschiede, und selbst die genauere Bezeichnung des Daseyns, in den herrschenden Begriff von der Mehrheit der Personen verliert. Diese Mehrheit ist selbst schon ein abstrakter Begriff, und kann daher auch nur mit dem abgezognen Begriffe des Daseyns zusammenschmelzen, welcher durch sind ausgedrückt wird.

Ehe ich in diesen Untersuchungen weiter fortgehe, will ich mein Nachdenken erst zu einer Vergleichung mehreren Sprachen miteinander zurückrufen, um mich nicht durch einseitiges Beobachten zu Hypothesen, welche zu gewagt sind, verleiten zu lassen.

Ich

Ich will daher zuerst eine Vergleichung zwischen zwei sehr nahe verwandten, und doch in Ansehung des Verbums seyn, sehr voneinander unterschiednen Sprachen, der Deutschen und der Englischen versuchen.

Es giebt verschiedne Wörter im Deutschen, welche im Englischen durch ganz andre Wörter, die mit denselben in Ansehung ihrer einzelnen Laute nicht die mindeste Aehnlichkeit haben, übersetzt werden müssen. Von der Art sind z. B. sterben, die, die Art, kind — demohngeachtet aber sind die Wörter sterben und Art, in dem Wörtervorrath der Englischen Sprache auch vorhanden, aber sie haben ihre allgemeine Bedeutung verlohren, und eine speziellere angenommen — starve heißt, bloß vor Hunger sterben, und thou art heißt du bist — das Englische die und dead hingegen finden wir in unsrem todt wieder, wo es den leidenden, und tödten, wo es den thätigen Begriff des Todes bezeichnet. Was also im Englischen nur eine spezielle Art des Todleidens bezeichnet, das drückt im Deutschen das Todleiden im Allgemeinen aus, vielleicht weil man sich die Entziehung oder Entbehrung der Nahrungsmittel als den Hauptumstand bei dem Todleiden, und alles Sterben sich auf gewisse Weise, wie im Verschmachten oder Verhungern dachte.

Das Englische Kind ist uns in dem Worte Kind übrig geblieben, wo es nun zwar nicht mehr

die Art oder Beschaffenheit im Allgemeinen, aber doch immer noch die fortgepflanzte Art eines bestimmten Wesens bezeichnet; wenn wir Kind metaphorisch gebrauchen, als z. B. Gotteskinder, so heißt dieß doch so viel, als Wesen seiner Art — der Hauptbegriff ist also immer noch derselbe.

So wie nun aber das Englische Kind im Deutschen eine speziellere Bedeutung erhalten hat, eben so hat das Deutsche Art im Englischen wieder eine speziellere Bedeutung, indem es nur das Daseyn, und also auch zugleich dabei die Art des Daseyns derjenigen Person bezeichnet, die ich anrede, thou art, du bist. — Der Ausdruck des Begriffes von Art, von Beschaffenheit muß also im Englischen dazu dienen, um das gegenwärtige bestimmteste Daseyn, ohne eigentliche deutliche Rücksicht auf die Beschaffenheit dieses Daseyns auszudrücken — wir sagen: die Art, der Engländer sagt: du Art, das heißt: du bist so beschaffen, wie folget; — thou art good, du bist gut beschaffen, deine Art ist gut. — Der Engländer zieht in den anschaulichen Begriff von dem Daseyn der Person, mit der er spricht, die Art oder Beschaffenheit derselben mit hinein. Und von diesem Begriffe der Art, mit Weglassung des t am Ende, ist auch der Plural abgeleitet:

we are, ye are, they are.

Bei der ersten Person

I am

bleibt

bleibt nur noch eine schwache Spur des Begriffes übrig; der Vokal mit dem Schluß des Mundes, vermöge des m, bezeichnet das eigne Selbstgefühl.

Unser bin aber finden wir im Englischen been wieder, welches gewesen, und be, welches seyn heißt; und die Spur von unsrem gewesen finden wir wieder in dem Englischen, I was, ich war; und unser bist in dem Englischen thou beest, der zweiten Person des Konjunktivs.

Man kann sich das seyn nicht ohne die Art oder Beschaffenheit des Seyns, das was nicht ohne das wie denken. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese beiden Begriffe bei jeder Gelegenheit ineinanderfließen, und in verschiednen Sprachen einer für den andern genommen werden.

Nur ist es merkwürdig, daß in der Deutschen Sprache Wesen die Art des Seyns oder die Eigenschaften bedeutet, und daß das vergangne seyn ebenfalls durch gewesen bezeichnet wird. —

Die Silbe ge hat in der Deutschen Sprache eine zusammenfassende Kraft, so wird z. B. von Murmeln das zusammengefaßte Murmeln, Gemurmel, von kommen das zusammengefaßte vollendete kommen, gekommen genannt — ich bin gekommen — der Bach hat gemurmelt — so heißt es also nun auch: er ist gewesen, wenn ich mir das successive Seyn als vergangen, vollendet, und zusammengefaßt denke. —

Wir geben dem Begriffe des Seyns Persönlichkeit, indem wir Wesen sagen. Wesen ist das auf ein Individuum beschränkte Seyn — ein Seyn kann ich nicht sagen, weil das seyn nicht eins oder einzig seyn kann, aber wohl ein Wesen, weil die Art des Seyns einzig seyn kann.

Daß nun aber durch gewesen das vergangne Seyn ausgedrückt wird, scheint darin seinen Grund zu haben, weil das vergangne Seyn gleichsam etwas Vollendetes, Ganzes ist: das vergangne Seyn ist gleichsam ein Wesen geworden, weil es nicht mehr wird, sondern schon wirklich ist, was es seyn soll.

Das Wesen eines Dinges ist also sein vollendetes, nicht mehr werdendes, sondern von jeher vorhandenes Seyn —

Wie? wo? was? Weise; Wesen sind alles Wörter einer Wurzel, des die Beschaffenheit, oder die Art bezeichnenden w.

Was ist ein Ding?
welches Wesen hat ein Ding?
auf welche Weise geschieht ein Ding?

In der Deutschen Sprache bezeichnet das w fast durchgängig die Beschaffenheit im Gegensatz gegen die Wirklichkeit, die durch d ausgedrückt wird. — Darum kann ich auch sagen: das Wesen eines Dinges, aber nicht das Ding eines Wesens; denn die Wirklichkeit muß der Beschaffenheit nothwendig zur Unterlage dienen.

Wie

Wie sehr nun aber diese beiden Begriffe in den Köpfen der Menschen sich vermischt und untereinander verwirrt haben, davon mag gleich die Verschiedenheit der Englischen und Deutschen Sprache zum Beispiel dienen: wir bezeichnen den Begriff der Beschaffenheit vorzüglich in dem Begriffe des vergangnen Seyns, der Engländer aber vorzüglich in dem Begriff des gegenwärtigen Seyns; er sagt thou art, und wir sagen ich bin gewesen.

Diese Vermischung der Begriffe aber hat einen großen Einfluß auf unsre erhabensten Kenntnisse, wo wir das seyn selbst wieder zu einer Beschaffenheit von sich selber machen, da es doch rein und abgesondert gedacht werden, und nicht in den Begriff der Art übergehen soll.

Die Deutsche Sprache scheint dem Gange der Natur getreu geblieben zu seyn, indem sie sich erst in das vergangne Seyn die Art oder Beschaffenheit mit hineindenkt: ich war, ich bin gewesen. — Denn alsdann erst hat die Seele Muße erhalten, nachdem sie das Seyn empfunden hat, auch die Art desselben zu erkennen. —

Das noch nicht völlig vergangne sowohl, als das völlig vergangne Seyn wird beides mit dem eine Beschaffenheit ausdrückenden w bezeichnet: war — gewesen. —

Wir sagen daher nicht die Istheit, sondern die Wahrheit, weil wir uns in den Begriff der Wahrheit nothwendig die Beschaffenheit eines Gegen-

genstandes, und nicht nur sein gegenwärtiges, sondern auch sein vergangnes Daseyn mit hineindenken müssen;

war aber bezeichnet das noch nicht völlig vergangne, abgeschnittne, sondern sich an etwas folgendes anknüpfende Seyn — wenn ich sage: es war Nacht, so erwartet jedermann noch etwas hierauf folgendes, oder sich an das Nachtseyn anschließendes — das Nachtseyn dauerte noch fort, während daß etwas anders seinen Anfang nahm; das war knüpft und kettet das folgende unauflößlich an das vorhergehende, es bringt in die Erzählung Wahrheit, das ist nothwendige Verknüpfung, Verbindung des Geschehenen — ich kann nicht an der Istheit einer gegenwärtigen Sache, aber wohl an der Wahrheit einer vergangnen zweifeln. — Das ist bei einer Sache erwecket bei mir einen anschaulichen Begriff, strengt meine Denkkraft nicht an — aber das war bei einer Sache läßt mich forschen, in welchem Zusammenhange sie mit den übrigen Dingen steht. — Um den Begriff von der Wahrheit zu erhalten, muß ich die Gegenwart halb in die Vergangenheit zurückschieben: ich muß ist in war verwandeln — oder vielmehr ich muß mir beides, wo möglich, zusammendenken —

dieser Baum ist grün
das ist wahr (war)

er ist grün — dieser Augenblick ist nun verschwunden — und er war grün, während daß ich anfing zu denken: er ist grün. Ich kann mich erst in dem zweiten Augenblick fassen, und sagen: es ist wahr, daß der Baum grün ist: denn ich sehe ihn noch eben so, wie ich ihn vor einem Augenblick sah, es ist fast einerlei, wenn ich sage

daß der Baum grün ist, ist wahr,

und: der Baum ist grün und war grün.

Die deutsche Sprache scheint also den Begriff des Wahren von dem Begriffe des noch nicht völlig vergangnen, in Rücksicht auf das Gegenwärtige, herzuleiten: und diese Vorstellungsart ist schon der Natur unsrer Seele gemäß. Das noch nicht völlig Vergangne, in Rücksicht auf das Gegenwärtige, ist gleichsam das Wiederfangen der einen Idee, die entschlüpfen will, indeß man die andre noch festhält, wodurch das Wahrheitsgefühl, oder das Gefühl, daß etwas ist und war, entsteht — ich will mich von der Wahrheit einer Idee von irgend einem äußern Gegenstande überzeugen, und es ist kein andres Mittel, als daß ich den noch nicht völlig vergangnen, sondern in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Eindruck vergleiche, und untersuche, ob eben das, was ist, auch war, und ob das, was war, auch noch ist.

Wenn ich unter dem übereinandergelegten Mittel- und Zeigefinger statt eines Kügelchens zwei zu fühlen glaube, so hat dieß Gefühl zwar Istheit,

aber

aber keine Wahrheit — oder vielmehr das war und ist fließt zu sehr in eins zusammen: dieselbe Kugel, die bis jetzt unter dem einen Finger war, ist zu gleicher Zeit unter dem andern — weil nun ein und eben derselbe Eindruck nicht zugleich vergangen und gegenwärtig seyn kann, so finde ich mich genöthigt zwei voneinander verschiedne Eindrücke anzunehmen.

Ich kann also nicht eigentlich sagen, daß ich unter den übereinandergelegten Fingern zwei Kügelchen statt eines fühle, sondern ich schließe dieß bloß, weil sonst immer zwei Kügelchen erfordert werden, um dieselbe Empfindung bei mir hervorzubringen, die jetzt durch eins hervorgebracht wird.

Das eine Kügelchen kann sonst nie zugleich unter beiden Fingern seyn: lege ich aber beide Finger übereinander, so fühle ich eine und dieselbe Kugel zugleich unter beiden Fingern, und schließe daher, daß es zwei Kugeln sind, weil dasjenige, was war, unmöglich in demselben Augenblick, wo es war, auch ist; indem aber das Kügelchen sanft unter den Fingern rollt, so entschlüpft das ist dem war, und das war dem ist; der gegenwärtige Augenblick verschwimmt sich in den vergangnen, und der vergangne in den gegenwärtigen, wie Farben, die im Wiederschein ineinanderspielen; — darum muß auch dasjenige, was man unter den übereinandergelegten Fingern reibt, nothwendig gerundet seyn, wenn es die Täuschung hervorbringen soll:

soll: man lege einen ekkichten Körper unter die Finger, und er wird sich unsrem Gefühl nicht verdoppeln. — Die Grenzlinien zwischen dem ist und war der Berührung sind hier schärfer, sie können sich nicht ineinander verlieren.

Unser ganzes Wissen beruht auf den genauesten Unterschied zwischen ist und war. Ein und eben dieselbe Sache ist in diesem Augenblick nicht mehr, was sie war, und war nicht das, was sie ist — ihre Warheit aber kann nur erkannt, die Istheit kann bloß empfunden werden.

Merkwürdig ist es, daß der Engländer sagt: I have been, gleichsam wie, ich habe gebinnt — und der Deutsche: ich bin gewesen. — Das bin, welches bei dem Deutschen das gegenwärtige, eigentlich mit Selbstgefühl verknüpfte seyn bezeichnet, drückt im Englischen das völlig vergangne seyn aus, welches wir uns, eben so wie die Zukunft, nicht anders als mittelbar durch die Vorstellung von dem gegenwärtigen seyn denken können; und daher die völlige Vergangenheit, sowohl als die Zukunft, nothwendig immer durch zwei Begriffe ausdrücken müssen — ich bin gewesen — ich werde seyn. — Die Silbe ge in gewesen, bezeichnet, wie wir schon bemerkt haben, das kollektive, zusammengenommne seyn, welches nun völlig vorbei ist, und als ein Ganzes gedacht wird, zu dessen Rückerinnerung wir aber unser gegenwär-

tiges

tiges Selbstgefühl nothwendig zusammennehmen müssen: wir können nicht sagen: ich gewesen, sondern sehen uns genöthigt zu sagen: ich bin gewesen — wenn man sagen wollte:

ich bin war,

so würde sich bin und war einander aufheben. —

Die Gegenwart und die noch nicht völlige Vergangenheit, oder der eigentliche Uebergang des Vergangnen ins Gegenwärtige muß immer bestimmt und fest bleiben, weil hiervon unsre Vorstellung von dem Unterschied des Vergangnen und Gegenwärtigen, und im Grunde unser ganzes Denken abhängt. Das völlig vergangne Seyn hingegen, welches gleichsam aus der Reihe und Verkettung der wirklichen Dinge herausgehoben, nur noch in der Einbildungskraft statt findet, kann schon eher mit dem gegenwärtigen, wirklichen Daseyn zusammengedacht werden, ohne daß eins das andre aufhebt; ich kann nicht sagen:

ich bin war — aber wohl:
ich bin gewesen.

Der Engländer sagt: ich habe gewesen — er denkt sein zusammengenommenes durchlebtes seyn mehr aus sich heraus, und rechnet es zu dem, was er hat, was er besitzt, so wie wir auch sagen: ich habe gelebt, und nicht ich bin gelebt — wir rechnen unser zusammengenommenes vergangnes Leben, das von Zeit zu Zeit Momentweise von uns ausgegangen, und am Ende ganz

und vollständig wieder in unser Gedächtniß zurückgefallen ist, auch zu demjenigen, was wir nun gleichsam erst ruhig besitzen, was wir nicht erst künftig bekommen sollen, sondern schon wirklich haben.

Haben — bekommen
Vergangenheit — Zukunft.

Allein dasjenige Vergangne, was nicht sowohl von uns ausgegangen, als vielmehr in uns geblieben, oder sogleich wieder in uns zurückgefallen ist, bezeichnet die Deutsche Sprache lieber durch den Mittelbegriff des gegenwärtigen seyns, als durch den Begriff des habens, als

ich bin gegangen,
ich bin gekommen, und so auch:
ich bin gewesen —

Gehen und kommen sind zwar Aeußerungen unsrer thätigen Kraft, die aber immer in sich selbst zurückfallen, um sich von neuem zu äußern, ohne daß sie auf einen Gegenstand außer uns unmittelbar wirkten — Das Gehen z. B. ist vielmehr eine Rückwirkung unsrer bewegenden Kräfte auf sich selbst, wodurch unser Körper irgend einem Ziele, wohin sich unsre thätige Kraft richtet, näher gebracht wird. — Daher bin ich gekommen, bin gegangen; und das völlig vergangne kommen, und vergangne gehen, gehört mehr zu meinem gegenwärtigen seyn, als zu meinem gegenwärtigen haben, weil es mehr in mir geblieben, als von mir ausgegan-

gangen ist. — Eben das findet nun auch von meinem völlig vergangnen seyn statt, welches nie von mir eigentlich hat ausgehn können, sondern beständig in mir geblieben ist. Das seyn fällt nothwendig in sich selbst zurück, darum sagen wir: ich bin gewesen. Der Engländer denkt sich aber demohngeachtet das völlig vergangne seyn, als etwas von ihm Ausgegangnes, und sagt: J have been (ich habe gewesen).

Eben so sonderbar ist, das dasjenige, was im Deutschen das eigentlichste wirklichste Daseyn, oder das Selbstgefühl bezeichnet, im Englischen die bloße schwankende Idee des seyns ausdrückt.

ich bin — J am
seyn — to be.

Unser bin finden wir also im Englischen Infinitiv wieder, wo wir es gerade am wenigsten suchen sollten.

Unsre Wurzellaute des Verbum seyn, sind b, w, s, davon finden wir den Wurzellaut w in Ansehung der Bezeichnung der noch nicht völligen Vergangenheit, den Wurzellaut b in der Bezeichnung der völligen, in bloße Idee verwandelten Vergangenheit, und in dem Infinitiv wieder; der Wurzellaut s aber, der doch auch in dem lateinischen Verbum sum der herrschende laut ist, findet sich im Englischen gar nicht, und scheint ganz verdrängt zu seyn.

An die Stelle des b in der ersten Person ist im Englischen der Vokal a mit dem Konsonant, J am, thou art, getreten, welcher auch im Plural die Stelle des s vertritt: we are, ye are, they are; und an die Stelle des s im Infinitiv ist im Englischen wieder das b getreten, to be, seyn: das b vertritt auch die Stelle des w in been, gewesen, und in being, einer der da ist, oder ein Wesen.

Welch eine Verschiedenheit zwischen zwei so nahe verwandten Sprachen, wie die Englische und die Deutsche! —

Derselbe Wurzellaut, welcher bei uns das eigentliche Selbstgefühl oder das empfundne seyn bezeichnet, drückt im Englischen die bloße schwankende Idee oder das bloß erkannte und nicht eigentlich empfundne seyn aus — und das empfundne seyn wird wieder durch einen von dem unsrigen so verschiedenen Wurzellaut (J am) angezeigt, als ob ganz verschiedene Begriffe durch das ich bin, und J am ausgedrückt werden sollten.

Sum, je suis, J am, ich bin,

alles fast ganz verschiedne Laute, welche doch ein und eben dieselbe Sache bezeichnen, die doch in allen Ländern und unter allen Völkern nothwendig auf einerlei Art gedacht werden müssen u. s. w.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere.

I.

* * Dessen ich im 2ten Stücke des ersten Bandes des S. 112 erwähnte, hat sich in den verflossnen drittehalb Jahren fast um nichts geändert. Auf seinem Gesichte sieht man noch die schuldlose jugendliche Freude, die man allen Menschen wünschen möchte. Fast immer bemerkt man ein Lächeln an ihm, so sanft und so gefällig, daß man es, bei ihm wenigstens, lieber siehet, als wenn es mit mehr Ernst vermischt wäre. Er ist beständig froh und heiter. Eine Kleinigkeit, womit er tändelt, eine freundliche Anrede scheint ihm noch alles zu seyn, was seines Wunsches werth ist. Aber eben daher ist er auch in seinen Kenntnissen wenig weiter gekommen. Er findet es noch nicht wichtig genug, sich anzustrengen, und stundenlang seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit auf Dinge zu heften, deren Nutzen er nicht einsieht, und alle Vorstellungen darüber scheinen ihm gar sehr unbedeutend zu seyn. Indessen hört er sie aufmerksam und mit innerer Behaglichkeit an, etwa wie er ein Feenmährchen anhören

hören würde, wobei er weiter nichts zu thun hat, als aufzumerken und es dann allenfalls wieder zu vergessen. Wenn aber etwas Interesse für ihn hat, wenn etwas grade für ihn erheblich ist, dann sieht man ihm die ganze Neigung an, die ihn beseelt, recht viel von dieser Sache zu hören. Dann scheint sich sein Körper vorwärts zu neigen, gerade als ob er mehr von der Sache hören könnte, wenn sein Ohr sich dem Schall der Worte mehr genähert hat. Er fragt alsdann nach demjenigen, was er nicht recht verstanden hat, oder was er etwa außerdem davon wissen möchte. Auch erzählt er gern, was er schon davon gehört hat.

Beschäftigt muß er immer seyn. Ehe man sichs versieht, hat er mit seinem Mitschüler ein Gespräch angefangen, oder er hat kleine Spielwerke, die ihn zerstreuen, die seinen Beifall und keinen geringen Werth für ihn haben, auch wenn sie weiter niemand bemerkt und niemand schön findet. Es ist nichts seltenes, daß er über dergleichen Tändeleien ein kleines Gelächter erhebt, und es dann, obgleich etwas beschämt, aber doch treuherzig genug gesteht, wenn man ihn nach der Ursach davon fragt. Ein Verweis darüber ist ihm empfindlich; seine Scham wird sichtbar und endigt sich gemeiniglich mit Thränen, die ihm schnell entstürzen. Und dann scheint er alles feiner und stärker zu empfinden. Erinnerungen fruchten nun mehr und prägen sich tiefer bei ihm ein, als sonst. Ein Blick eines seiner Mit-

schüler, auch wenn er noch so gleichgültig wäre, dünkt ihn Beleidigung zu seyn, und er will wenigstens in der ersten Hitze ihn dafür bestraft wissen. Aber schnell ist alles vorüber. Seine Munterkeit ist wieder da; er hat alles vergeben und vergessen, so wie er glaubt, man habe eben dasselbe gethan, und wisse nichts mehr von dem, was so eben mit ihm vorgefallen war. Sein Auge ist hell, aber etwas schalkhaft. Alle seine Unarten sind ohne Tücke und grenzen ans Kindische. Wenn ihn irgend jemand einer leichtsinnigen Handlung beschuldigt, so will er sich rechtfertigen, aber indem er etwas hervorbringen will: so geräth er ins Stecken, er spricht einige abgebrochne, nicht ganz zusammenhängende Worte, schweigt plötzlich still und fängt zu weinen an, nicht aus Unwillen, daß er nichts zu seiner Vertheidigung zu sagen weiß, sondern aus Empfindung des Unrechts, das er gethan hat.

Ich hoffe noch immer, wenn sein Charakter etwas fester und bestimmter geworden ist, viel Gutes, sowohl von seinem Verstande, als auch von seinem Herzen.

2.

** Ein Knabe, ungefähr von neun Jahren, hat in seinem Gesichte viel Angenehmes. Seine Lebhaftigkeit ist mit freundlichem Ernst vermischt, und beides wird durch eine Offenherzigkeit, die immer sehr

sicht-

sichtbar bleibt, ungemein verschönert. Seine äussern Bewegungen haben etwas Gefälliges, Ungezwungenes, und entfernen sich ungeachtet seiner Munterkeit nur äußerst selten von der Grenze des Schicklichen. Er hält viel auf Ordnung, auf Reinlichkeit, ohne es im geringsten merken zu lassen, daß er deshalb mehr thue, als er eigentlich thun müsse. Er ist durch einen Blick zu regieren. Sein Kopf ist voll Anlage, und seine Wißbegierde und Achtsamkeit scheint für sein Alter überaus groß und uneingeschränkt zu seyn. Sein Auge ist fast immer auf den Lehrer geheftet, und seine Mitschüler scheinen ihm dann zu unbedeutend zu seyn, als daß sie ihn stören und seine Aufmerksamkeit oder seinen Unwillen, nachdem es kommt, auch nur eine Minute lang auf sich richten sollten. Es ist, als ob alles in seiner Seele rege und thätig würde, wenn ihn etwas vorzüglich interessirt; und, wie gesagt, alles ist ihm wissenswürdig. Sein Auge glüht, seine Minen werden vollzähliger, und sein ganzer Körper geräth in Bewegung, wenn er eine Frage, die einem andern vorgelegt wird, beantworten kann, und sie doch gerade jetzt nicht beantworten soll. Er will in dem Augenblicke Herr und Meister über diese seine Begierde seyn, und er wird es mit großer Anstrengung, nur daß im ersten Kampf mit sich ein laut, ein Ach! oder: Ich weiß es, fast unwillkührlich herausströmt; oder er wendet sein Auge schnell zu dem Antwortenden, nicht als ob er eine Ant-

wort hören, sondern zugleich sein Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben sagen sollte. Wenn er selbst gefragt wird: so ist Freude und Anstrengung gleich groß. Weiß er nicht gleich zu antworten: so ist es, als ob er nach einer Sache sähe, die in einer großen Entfernung von ihm ist. Bei dem kleinsten Geräusch andrer zeigt er dann eine Art von Unwillen, und mehr als einmal pflegt er durch sein: Still doch! alles rund herum in Ruhe zu bringen, damit er nur jetzt ungestört nachdenken könne. Irgend etwas weiß er immer zu antworten, und selten ist es etwas ganz Unrichtiges. Seine Aufmerksamkeit ist schlechterdings nicht von der gemeinen und gewöhnlichen Art, sondern immer mit Nachdenken verbunden. Es kommt mir vor, daß er sich selbst schon gewisse Gesetze gemacht habe, wie er seine Kenntnisse vermehren und Wahrheit finden wolle; und das sind diese zwei: bei einigen Dingen Schwierigkeit auf Schwierigkeit zu häufen, um zu sehn, ob sie alle gehoben werden können; und dann: Dinge zu vertheidigen, gleichsam um andre geneigter zu machen, ihre Einwendungen dagegen vorzubringen. Als ich einmal gesagt hatte, daß man auf einem hohen Berge die dunkeln Wolken unter sich habe, und wie durch einen Nebel nach der Erde sehn müsse: so fiel ihm mit einemmale der Gedanke ein, wie man wieder herunterkommen, wie man den Weg wieder finden und vermeiden könne, daß man nicht herunterfalle,

und

und er wußte dies, durch seine eigne Aengstlichkeit dabei, recht eigentlich erheblich zu machen. Am Ende freut er sich dann über Belehrung und Aufklärung. Ein andermal, da ich vom Nutzen des Regens in Ansehung der Feldfrüchte redete, meinte er, daß man die Felder ja begießen könnte; und bei jeder Erklärung, wie mühsam und fast unmöglich dies sei, wußte er für seine Meinung immer neue Gründe, neue Stützen zu finden. Man könne ja Spritzen oder Schläuche gebrauchen, und auf die Art oft und schnell begießen, damit die Feuchtigkeit in die Erde eindränge. Als ich von dem Unglück sprach, den ein Wolkenbruch verursachen könnte, hatte er gleich Menschen, Kähne, und große, lange, starke Thaue in Bereitschaft, um die Unglücklichen in Sicherheit zu bringen, oder er ließ sie die Kunst zu schwimmen verstehn, und sich auf die Art retten. Und bis jetzt wenigstens ist dieses weder Zweifelsucht noch Eigensinn bei ihm, sondern Streben, das zu begreifen und zu behalten, was er hört. Auch fällt er nicht auf fremde Gedanken, sondern immer hält er sich an das, wovon die Rede ist. So einen Schüler muß man lieben; so einen Schüler muß man aber auch, wie ich denke, vor andern herausheben, ihn ohne Nachtheil andrer mehr beschäftigen, ihn genauer ins Auge fassen, da er sich selbst so gern, so ganz und unverstellt sehen läßt.

Seidel.

Einige Bemerkungen über etliche im ersten Stücke des zweiten Bandes des Magazins befindliche Aufsätze.

Zweifel an eigener Existenz von Hrn. F. A. Stroth. Folgende Gedanken erklären mir einigermaßen die Entstehungsart dieser Zweifel. Der Fall ins Wasser, mit dem sie als Folgen verbunden waren, geschah, als Hr. St. noch ein rascher Knabe war, und in den Jahren, da das Feuer der Einbildungskraft ganz eigenmächtig herrscht, wo es ganz frei und ungehindert, nach dem jedesmaligen Verhältniß äußerer nnd innerer, vorhergehender und gegenwärtiger Umstände stärker oder schwächer um sich greift, seine Herrschaft über den ganzen thätigen und leidenden Menschen verbreitet, sich aller andern Ideen und Erkenntnißquellen bemächtigt und sie ihren Ausbrechungen unterordnet. Er geschah in einem Alter, da die Begriffe von Existenz, Tod und einem andern Leben so eingeschränkt, so unbestimmt, verworren und meistentheils unrichtig sind, wo Erfahrungen und so lebhafte, deutliche und währende Eindrücke des Gegenwärtigen, Vergangenen, und sogar solche Eindrücke des Sinnlichgegenwärtigen zu sehr mangeln, als daß sie nicht von jedem etwas stärkern Anlaße verdunkelt und schwankend und ungewiß gemacht werden könnten.

Alle

Alle diese Betrachtungen und vielleicht noch das Individuelle zusammengenommen, kann ich mir schon begreiflich machen, wie sich Zweifel an eigener Existenz mit dem Sturz ins Wasser und einer sehr nahen schon betäubenden Todesgefahr als Gedankenfolge verbinden könne; und wie die zuverlässigste sowohl als die natürlichste Auflösung dieser Zweifel die Veränderung des Wohnortes und also die Veränderung der alten gewohnten, und immer dieselbe Idee erweckenden Gegenstände sei. Da siehet man denn neue und immer neue Gegenstände, die eine ganz andere Modifikation in der Vorstellung und neue Eindrücke hervorbringen müssen; mit diesen kömmt die Ueberzeugung von seinem irrigen Wahne und der vorigen Täuschung; der getäuschte beginnt nun seinem Zustande näher nachzudenken, Grund, Wirkung und Wirklichkeit unbefangner nachzuforschen, und sieht das Elysium noch weit von sich entfernt.

Todesahndung.

Ein junger Mensch, eingezogen und sittsam, doch munter, bestimmte das Jahr, den Tag, die Stunde seines Todes, ohne auch nur wahrscheinliche vorhergehende Gründe. Könnte man diese Vorhersagung nicht aus folgenden Gründen erklären?

Sein Bruder starb; er fühlte den Verlust; er ging ihm sehr nahe, und lag schwerdrückend auf sei-

ner Seele. Ohne allen Einfluß auf diese, ohne alle Wirkung auf ihre Kräfte und Aeußerungen konnte wol die Unvergeßlichkeit dieses empfindlichen Verlustes, und das immer gleichstarke Schmerzengefühl nicht bestehen. Natürlich war es also, wenn die Phantasie ihm ähnliche Wirkungen spann, wenn Todesgefühle ihn umschwebten und seine betäubte Gedanken ins Grab sanken. Wir wissen, wie leicht unsere Träume an dergleichen phantastischem Gedränge Antheil nehmen, sich ganz nach ihnen richten, aber auch, daß sie zu der Sache immer noch etwas zusetzen, sie anwenden und mehr bestimmen. So entstand bei diesem jungen Menschen ganz natürlicherweise der Traum: du wirst auch sterben; du wirst nach drei Jahren an demselben Sterbetag deines Bruders sterben. Dies war nur Traum, aber lebhaft genug für ihn, um ihn für Wahrheit, für ein seines Ausganges gewisses Ahndungsgefühl zu halten; die Wirkung, die dieser Traum, in Hinsicht auf seine Einbildungskraft, hervorbrachte, und die sich auch aus der nachher gefundenen Aufzeichnung des ganzen Traumes vernehmen läßt, diese war hinreichend, ihn nach allmähligen Zubereitungen, Modifikationen und Schwächungen des Körpers und seiner Kräfte, den bekannten Folgen starker Eindrücke auf die Einbildungskraft gemäß, zur Wirklichkeit zu bringen. Und nun, da der Moment der Entscheidung schon nahe war, da stieg die Ueberzeugung und Gewiß-

heit

heit seiner Einbildung, welche von ihrer ersten Entstehung bis jetzt ununterbrochen seine ganze Seele einnahm, nun auch zum höchsten Grad ihrer Stärke und ihres wirksamen Einflusses; brachte in kurzer Zeit die Veränderungen der Lebenskräfte hervor, von denen der Tod unzertrennlich ist; dies gaben die öfteren Paroxysmen und die offenbare Verwirrung des Kopfes deutlich zu erkennen.

So hängt oft in einiger Betrachtung ganz willkürlich die Bestimmung der Todesstunde von der Stärke der Einbildungskraft ab. Wiewohl auch wiederum bei solchen Fällen manche Betrügereien mitunter laufen können, das Subjekt mag nun für Gründe haben, welche es will, und dieser kann es gewiß mehrere haben. Es ist möglich, daß der Mensch seine Todesgeschichte in dergleichen Umstände verhüllet, die sie auf einer ganz andern Seite vorstellen, und also das Wahre nicht sehen lassen.

Z. L. A. Schl.

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Ein Aufsatz von Herrn C. D. Voß. 17.
2. Sonderbare hypochondrische Grille, von Hrn. C. D. Voß. 21.
3. Auszug aus einem Briefe, von Hrn. K. Gemeinheits-Commissarius Gädicke zu Cammin 22.
4. Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbnen N***. 33.
5. Verrückung aus Liebe. 43.
6. Ein physiologisch-psychologisches Problem, von Hrn. Tiemann, Kammerrath bei der Mindeschen Kr. und D. Kammer. 45.

Zur Seelennaturkunde.

1. Schack Fluurs Jugendgeschichte, 2tes Stück. 49.
2. Ein Traum, von Hrn. Seidel. 75.
3. Einzelne Bemerkungen über Träume, von Hrn. C. D. Voß. 79.
4. Fortsetzung der Folge meines Lebens, von Hrn. Z. L. A. Schl. in Speier. 87.
5. Sprache in psychologischer Rücksicht. 95.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere, von Hrn. Seidel. 116.

Einige Bemerkungen über etliche im ersten Stück des zweiten Bandes des Magazins befindliche Aufsätze.

Von Hrn. Z. L. A. Schl. 122.